
EGON ERWIN
KISCH
Hetzjagd
durch
die Zeit
HH

VON EGON ERWIN KISCH
IST IM GLEICHEN VERLAGE ERSCHIENEN:

DER RASENDE REPORTER

15. AUFLAGE

DER MÄDCHENHIRT

ROMAN. 8. AUFLAGE

DIE GESTOHLENE STADT

LUSTSPIEL

*

EGON ERWIN KISCH

HETZJAGD DURCH DIE ZEIT

1.—10. TAUSEND

ERICH REISS VERLAG / BERLIN

1926

INHALT

Seite
Schollenjagd und Haifischfang 1
Eilige Balkanfahrt 20
Die Hetzjagd 33
Im Wigwam Old Shatterhands 77
„Monna Vanna“ auf der Hochzeitsreise 103
Verbrechen in den Hochalpen 106
Die Messe des Jack Oplatka 110
Das Winterlager einer geschlagenen Armee 119
Il equilibrista 154
Salzburg ist die Hauptstadt 159
Werften und Docks 164
Es spukt im Mozarthaus 168
Gäßchen der Unterröcke 172
Die Befreiung Orsovas 177
Was die Wöchnerinnen singen 183
Wilde Musikantenbörse 190
Mysterien des hydrographischen Instituts 195
Die Himmelfahrt der Tonka Šibenice 200
Erste und letzte Ausfahrt der Flotte 235
Der Naturschutzpark der Geistigkeit 248
Besuch beim Prager Schinken 252
Die Festung Bouillon 256
Prag — Wysotschan — Paris 259

Seite
Der Herr der Waggonvilla 264
Pistyaner Schwefel 269
Der tote Hund und der lebende Jude 275
Die Dame in Trouville 304
„Handeln mit alte Kleider...“ 310
Zürcher Zuchthaus 314
Die Giftschränke der Deutschen Bücherei 320
Die Polizeiakten des Baumgarten 323
Sonntagsfahrt durch Nordseeland 328
Raubtiere fressen 331
Böhmisches Dorf in Berlin 335
Lenins möbliertes Zimmer 339
Die Geheimnisse des Salons Goldschmied 342

HETZJAGD DURCH DIE ZEIT

SCHOLLENJAGD UND HAIFISCHFANG

I. Ausfahrt eines Finkenwärder Fischkutters

„Die Steuerämter und die Zollbehörden müssen eben von Amts wegen jeden als Spitzbuben ansehen“, warf ein alter Seemann in die Debatte der Schiffer, die auf dem Pier von Schulau standen und zu unserem Kutter hinabschauten; auf Deck manipulierten zwei Zollbeamte. Vom Transitlager wurde das amerikanische Gasöl in Kannen gepumpt, je zehn Liter goß der Beamte durch einen Trichter in die Verschraubung des Brennstofftanks und senkte einen Metallstab in die Öffnung; die Stelle, an der die Stange fettig zu werden begann, märkte er mit einer Feile. Wieder zehn Liter, wieder eine Kerbe, wieder wurde das Öl sorgsam mit Werg vom Meßstock abgewischt, dieser von neuem in den Tank gesteckt; sechs Fässer waren bereits eingefüllt, der Stab, zur Skala geworden, bekam die amtliche Plombe. Nun kann man jederzeit feststellen, ob der Verbrauch des zollfreien Öls der Fahrtdauer entspricht oder ob der Schiffer etwa ein Quantum verkauft hat, was als Schmuggel zu qualifizieren wäre. „Nur Schikanen,“ brummten die Zuschauer auf dem Kai, „das haben uns die Flußfischer eingebrockt. Die hetzen, wo sie hinkommen!“ Stundenlang dauerte die Prozedur. Manchmal war ein neuer Eimer eingegossen worden, und auf der Leiste lag die Feuchtigkeitsgrenze tiefer als vorher. Wieso? Ein großer Dampfer kreuzte Schulau, und die Wellen bewirkten, daß sich unser Kutter neigte, für uns unmerklich, aber auch unmärklich für den Zollbeamten.

Um drei Uhr morgens, zu Beginn der Ebbe, gingen wir aus dem Hafen. Großsegel und den Besan zog man hoch — mächtige Trapeze, rotbraun von Eichenlohe, nur die geflickten Stellen in der grauen Urfarbe des Segeltuchs. Das Bugspriet wurde ausgeschoben, wie ein Kanonenrohr, und mit der Hand der Klüver darauf gehißt, ein spitzwinkliges Leinendreieck, das bisher in der Koje gelegen hatte. Zuletzt wurde am Fockstach, einem Drahtseil, die Fock gesetzt.

II. Begegnungen auf der Unterelbe

R. M. S. Elsaß dampft nach W'haven zum Übungsschießen; zwei feldgraue Minenräumer fahren an Groden vorbei, wo ehedem das Minendepot war und träumen vielleicht von entschwundener Herrlichkeit. Boote des Reichswasserschutzes, von denen es noch 1922 hier wimmelte, sieht man nicht mehr. „Holsatia" kommt stolz des Weges, leer sind die Promenadendecks, die Passagiere erster und zweiter Klasse reisen von Kuxhaven mit dem Sonderzug bis Hamburg, die armen Leute vom Zwischendeck müssen sich Zeit lassen. Viele Bagger, die großen Eimer an einer Kette ohne Ende, arbeiten von Staats wegen, auf daß die Ozeandampfer freie Fahrt haben; die emporgeholte Erde wird bei Finkenwärder eingedeicht und aufgedämmt, — man braucht Platz für die Deutsche Werft und Platz für jugendliche Sträflinge, backbord liegt Hannöversund, Gefangenenlager für etwa fünfhundert Jungen, auch hierher liefert man Elbgrund als Ackerboden. Beim Belumer Außendeich sind Saugbagger in Tätigkeit, die Schlamm und Kohle schlucken, diese Beute auf die Nordseite der Elbe bringen und außerhalb der Fahrrinne ausspeien. Personendampfer, einst deutscher Besitz, nach dem Kriege an Nordamerika abgetreten, tragen die Flagge von Panama; die dortigen Filialen der Schiffahrtsgesellschaften figurieren als Eigentümer, damit das Alkoholverbot an Bord nicht gelte. „Senator Oswald" ist einmal umgetauft worden und hat zweimal die Farben gewechselt. „Cleveland" führt den alten Namen, aber die Alkoholflagge.

Hinter Brunsbüttel dreht der Wind herum, und die Segel fan-

gen das Klappern an, wir nehmen Fock und Klüver herunter, stöhnend windet sich der Gigbaum um seine Achse, den Großmast. Acht Mastbänder schlagen an die Riesenstange.

III. Der Krieg der Fischer

Kleine Segler der Elbfischer liegen in Stromrichtung vor Anker; ein Ruderboot haben sie längsseits, auf dem sie ihr Garn, sechs geknüpfte Wände von je dreißig Meter Länge aussetzen und alle fünf Stunden, wenn Ebbe und Flut wechseln, wieder einholen, Butte, Aale, Stinte und Hechte erntend. Die Verbindungslinie von Ostemündung zum Ort Neufeld bei Holstein ist eine Grenze: oberhalb dürfen die Hochseefischer keine Netze auswerfen, sie tun es dennoch, von Oktober an bis zum Eingang, trotz Verbots und trotz der Proteste der Elbfischer, trotz der Verhandlungen vor den preußischen Landgerichten in Stade, Freiburg und Marne (Dithmarschen), trotz der (oft mit Revolvern erzwungenen) Wegnahme von Fischereigerätschaften und trotz Geldstrafen bis zu zweihundert Mark. Ein veritabler Krieg ist das zwischen Elbfischern und Seefischern. Das Gesetz stammt aus dem Jahre 1887 und ging von der Annahme aus, das Grundnetz ruiniere die Buttbestände, so daß im Sommer keine Fänge gemacht werden könnten. Aber obwohl die Seefischer, denen im Krieg das Meer versperrt war, und denen noch immer im Winter jede Verdienstmöglichkeit fehlt (u.a. gibt es keine Austern mehr in den deutschen Meeren), südlich der Grenzlinie die „Kurre“ aussetzen, ergab sich auf den Märkten von St. Pauli und Kuxhaven keine Verringerung des Buttauftriebs. Außerdem wurde wissenschaftlich festgestellt, daß der Butt zum Laichen nach See geht, zumeist an die holländische Küste, und von dort in alle in die Nordsee mündenden Flüsse zurückwandert, also durch das Schleppnetz auf der Elbe die Laiche nicht gestört werden kann. Die Elbfischer jedoch beharren auf dem Gesetz, das sie vor Konkurrenz schützt, und die preußischen Behörden, besonders der Oberfischmeister von Altona, kommen ihnen mit strengen Strafen zu Hilfe.

IV. Wir laden Eis

Kurz vor Kuxhaven, wir hatten schon den Turm der Garnisonkirche und den Windsemaphor in Sicht, machten wir den Rest der Segel unter der Gaffel fest, denn es war windstill geworden. Der Motor stieß uns in den Alten Hafen. Die Landungsbrücken „Alte Liebe", mit Häusern aus Fachwerk im Hintergrund, und „Seebäderdienst", auf der der Hafenbahnhof steht, und eine Drehbrücke mit Handbetrieb schließen das Bassin ein. Zwei Tonnenleger, Staatsschiffe, schwarz mit gelbem Schornstein, einige Lotsenschoner, zahllose Kleinboote der Krabbenfischer, drei Bergungsschiffe, „Seefalke", „Wotan" und „Hermes" — erste Hilfe für havarierte Schiffe — sind verstaut. Wir legten uns längsseits eines Fischerfahrzeugs, und als dieses mit dem Löschen fertig war, konnten wir an den Pier verholen.

Das Eis, das zur Konservierung der zukünftigen Beute gebraucht wird, lädt man erst in dem Augenblick, da man in See sticht. Angestellte der Kühlwerke erwarten die von der Elbe kommenden Schiffe, einer notierte unsere Bestellung, viertausend Pfund für insgesamt vierundzwanzig Mark, und ein einstiger Militärtrainwagen, von einem Auto geschleppt, effektuierte sie. Die kalten Kristalle rollten von der Mole in den Gefrierraum, der sich unterdecks hinzieht und doppelte Schotten hat, damit nicht etwa die animalische Wärme aus dem Logis das Eis schmelze.

Zigarren, Schnäpse und Konserven besorgt ein Agent aus dem Freihafen, spottbillig ist alles, aber wir dürfen von dieser zollfreien Ware nichts nach Deutschland zurückbringen. Bei den von See kommenden Schiffern erkundigen wir uns nach den Fischgelegenheiten und Fangergebnissen. „Wi hebbt fischt to Spiekeroog, Langeoog un Norderney, up veertein bis siebentein Faden; twee, drei bis süß Stieg Zungen, und's Korb anderthalb goute Schollen un veer bis fiew Stücker Mattgut im Strich, darunner fiew bis süß groute von stückerwat twölf bis fievtein Pound twischen." Ähnlich lauten alle Auskünfte, und wir wenden morgens gegen vier Uhr gegen Spiekeroog.

V. Schiffer Hein Hinrichsen vertellt

Zwischen Feuerschiff II und Feuerschiff I, eine gute Stunde hinter Kuxhaven, wies Hein Hinrichsen mit dem Arm ostwärts: „Sühst du doar den swarten Punkt?“ Es waren mehrere schwarze Punkte zu sehen. „Dat sünd luder Wracks, ober wieter backbord up Wittsand, doar sitt mien Kotter, de ‚Emma-Katherin‘.“ Er blickte hinaus: „Neunzehnhundertunddrei hab' ich sie bauen lassen bei Schedelgarn auf der Werft in Üttesen. Dreiundzwanzigtausend Mark hat sie gekostet mit dem Motor zum Netzeheben, acht Pferde stark, zehntausend Mark war ich noch schuldig, fast sieben Jahre bin ich darauf gefahren. Im November neunzehnhundertundneun blieben Stücker neun von den Finkenwärder Kuttern in See, nur den ‚Senator von Mölle‘ hat ein Dampfer nach dem Sturm bis Esbjerg geschleppt, ohne Masten und Settborten, voll von Wasser, die Mannschaft halb tot — von unseren anderen neun Fahrzeugen mit den dreißig Mann hat man keinen Span gefunden. Ich war auch draußen, mit der ‚Emma-Katherine‘, den Tag vor dem schweren Wind trafen wir sechs von der Finkenwärder Flotte, den einen hab' ich angesprochen, den Ewer ‚Friese‘ des Kapitän Klausen, und redete mit ihm über das Wetter, weil das Barometer auf siebenhundertzweiundzwanzig zeigte, doch dachten wir, der Sturm muß anderswo sein. ‚Wi wöllt man hier blieft, dat ward woll so schlimm nich wesen‘, hat Klausen gemeint. Ich aber sagte: ‚Wi wöllt weg.‘ Wir hatten die Reise beendigt, sechzehn Tage hat sie gedauert. Fünfzig Meilen Südsüdost von Helgoland konnten wir die Küste nicht und nicht beholen, so braßten wir denn, kriegten das Schiff wieder rum und trieben nach See, morgens war der Wind südlicher, wir setzten den großen Klüver auf und liefen mit sechs Meilen Fahrt nach Elbe zu. Nachmittags, sechs Uhr, querab von Helgoland, wurde ich ausgepurrt, Klüver und Toppsegel mußten weg, die Brise nahm zu, und wir hatten schon fast die Büx voll, weil das Barometer noch immer so furchtbar schlecht stand; Wind ging von vorne, beim dritten Feuerschiff flog uns die neue Fock weg, nur die Sturmfock blieb uns, zum Reffen war keine Zeit. Der Kutter lag mit der Reeling zu Wasser, dick von Regen und Schmutz, wir klarten Ketten und Schlepptrosse und

Rettungsboot, für den Fall, daß noch mehr brechen sollte — aber es ist nichts passiert. Glock neun vormittags vertäuten wir an der Auktionshalle Kuxhaven. Die Fischersleute im Hafen hatten die ganze Nacht vor Sorge kein Auge geschlossen. Fischereiinspektor Duge kam an Bord: ‚Onkel Hein, wie schall dat woll noch wärn?! Doar sünd jo noch een ganzer Haufen buten!‘ Da meinte ich: ‚Wenn de Wind man rumloopen deit, wie he gewöhnlich deit, denn is jo nix im Weg — wenn er ober südwest blift, denn seeht dat man nich fein ut for ünser Komeroden, denn se stahn all nördlich.‘ Wir löschten die Fische, und nachmittags um vier Uhr fuhr ich mit der Bahn nach Finkenwärder, andern Tags wieder nach Kuxhaven, den Tag darauf mit aufgehendem Barometerstand in See. Als wir rausgehen bei Kugelbake, trafen wir den Kutter ‚Landrat Köster‘ mit Schiffer Friedrichs. ‚Na, Jacob, woar hett goh?‘ — ‚Bös' Wetter, wenn se man bloß al wedder rin sünd?!‘ Achtzig Meilen Nordwestwest segelten wir zum Austernfang, und nachdem wir neun Tage gefischt hatten, wollten wir heim machen. Nahe vom Norderneyer Feuerschiff lief der Wind rum, das Barometer fing das Fallen an, und wir kriegten ein Utscheider, haben die ganze Nacht getrieben; morgens wurde es flauer, und wir setzten Kurs auf Elbefeuerschiff. Vierzehn Tage nach dem Sturm bin ich zu Hause, geht die Fragerei los: ‚Hest du mien Vadder ne sehn?‘ — ‚Hest du mien Mann ne sehn?‘ — man mochte kaum den Deich entlanggehn. Mein Mut war weg, und ich snacke zu meiner Frau: ‚Nu, wöllt wi man Wiehnacht füern. Denn wür's jo ook woll anners.‘ Bin aber doch den nächsten Tag losgefahren nach Kuxhaven, da meint mein Schwager, der Bruder meiner Frau: ‚Du kannst jo mal an Land blieven, Hannes Schramm, de is hier, de kann jo mit buten gohn.‘ Ich sage: ‚Junge, Junge, wullt du noch annere Lüt mit'n Fohrtüch schicken, wenn de Schiffer sülben keen Mut doarzu hett?‘ — ‚Ach wat,‘ macht er, ‚lot üns man losgohn.‘ ‚Na, denn mientwegen. Un paß man gout ups Loot, mock' jo to rechte Tied lütte Segels, denn schall wi gohn.‘ Nach fünfzehn Tagen kamen sie zurück, hatten Scherbretter und Netz verloren und fragten: ‚Nu, komm' wi woll ne wedder los?‘ Ich beruhigte sie, das hätte mir auch passieren können, die Brille ist ja noch nicht erfunden, mit der wir auf Meeres-

boden kieken, und gab ihnen noch 'ne Ermahnung, und sie lichteten wieder Anker. Auf dem Heimweg kriegten sie Regen, Sturm und Stromversetzung, liefen bei Wittsand auf. Ein Telegramm aus Kuxhaven traf ein: ‚Seefischer Hinrichsen, Finkenwärder. Kutter Emma-Katherine auf Wittsand gestrandet.' Da war Holland in Not! Die Tränen liefen mir über die Backen, hab' an das Hafenamt telephonieren lassen und den Bescheid erhalten: ‚Leute und der Hund geborgen.' Sofort bin ich nach Wittsand, um zu sehen, ob etwas zu retten wäre; leider war der Boden herausgeschlagen, und so liegt es noch da, das Gerippe neben zwei anderen Wracks — dort der schwarze Punkt. Nur das Barometer hab' ich von der ‚Emma-Katherine'. Vom Feuerschiff II war ein Rettungsboot hin, das hatte die Leute aufgenommen, meinen Schwager Karl Helmcke, den Hannes Schramm, die beiden Jungs und den Hund ‚Molly'. Versichert waren wir nur auf fünfzehntausend Mark, und ich war viel schuldig — nicht daran zu denken, einen anderen Kasten anzuschaffen. Ich hab' allerhand gearbeitet, als Ersatzschiffer Heuer genommen und so. Mein Schwager Helmcke hat die Seefahrerei an den Nagel gehängt und ist Zimmermann auf der Werft in Finkenwärder.

Mit sechstausend Mark Reichsdarlehen konnte ich dann dieses Schiff kaufen, im April neunzehnhundertundzehn von Sittas auf Kranz-Neuenfelde, ‚Landrat Theßmann', es war schon neun Jahre alt, der bisherige Eigentümer ist bei einem Sturm verrückt geworden. Neue Anschaffungen mußte ich machen und ein Jahr lang ohne Maschine fahren. Ich wollte das Fahrzeug umtaufen, wieder auf ‚Emma-Katherine', den Namen meiner Frau, das hat man nicht bewilligt — die Ehrung eines Landrats darf nicht beseitigt werden. Als ‚H. F. 262' ist es in die Schiffsliste eingetragen, und neunzehnhundertsiebzehn (damals zogen wir nach Schulau, weil's uns in Finkenwärder zu eng wurde) auf ‚S. S. 68' geändert."

VI. Der Fang

An den ostfriesischen Inseln, 53,55 nördlicher Breite und 7,30 östlicher Länge. Bei stürmischem Wetter, Windstärke 9, Seegang

6 bis 7, furcht unser Kutter durch unruhige See. Mittags, Glock zwölf, wird das Netz an die beiden Scherbretter steuerbords geschlagen und ausgesetzt; die Bretter, an zwei achtzig Faden langen Drahtseilleinen hängend, schießen in der Strömung davon wie Kinderdrachen in der Luft, infolge der ungleichen Einfallswinkel jedes in anderer Richtung — aber in einer Distanz von 104 Fuß können sie nicht weiter voneinander, das Grundtau verbindet sie, und das ist nun gespannt. Der Motor wird erst auf langsam gestellt, wenn das Netz unten ist, sonst würde es über die auf dem Meeresgrunde sitzenden Fische hinweggerissen werden. Am Besanmast wird der Fischerball hochgezogen (eigentlich kein Ball, sondern ein Korb), das Zeichen für anfahrende Schiffe, daß wir schwer manövrierfähig sind.

Drei Stunden lang schleppen wir eine Falle, die 30 Meter breit ist und 142 Meter hinter dem Achtersteven unseres Kutters ihr Ende hat.

Um drei Uhr nachmittags wird das Netz gehoben, die Bremsen der Motorwinde gelöst, die Schiffsschraube losgekoppelt, die Drahtleine aufgerollt, und das Fahrzeug treibt. Sind die Scherbretter wieder auf Deck, fassen alle Hände an, das Strickgeflecht über die Bordwand zu bringen, bis der Beutel erreichbar ist, genannt „Steert". Zwei Fischtraillen, an den Mastbäumen mit zehn Meter langen Trossen befestigt, werden jetzt in den Steert eingehakt und dieser motorisch über die Reeling geholt.

Unheimlich schwebt der nasse Riesensack auf den beiden Kranhaken hoch in der Luft. Aus seinen Maschen schieben sich Fischköpfe, Kiemen sind aufgespießt, runde Augen glotzen, Krebsscheren greifen ins Leere, Flossen flattern, herausragen Zacken von Seesternen, Muscheln, Strickreste, Flaschenhälse, Knochen, Tang, Kohle, Organisches und Unorganisches. In ohnmächtiger Bewegung sind die Gefangenen um ihre Befreiung bemüht, vergeblich, denn wenn es ihnen gelingt, purzeln sie auf Deck. Taumelnd, baumelnd, triefend ist dieser Ballen zu unseren Häuptern — leblos und doch belebt in seiner Gesamtheit, von tausendfältigem Kiemengezappel, Flossenschlag und Scherengreifen im Detail. Ein Sack nur, ein Sack jedoch, der nach allen Seiten mit lebendigen Augen über entsetzt aufgesperrten Mäulern starrt!

Einer der Fischer, unter diese Dusche springend, reißt den Schlippknoten mit beiden Händen auf, die Verfallenen stürzen hinab.

Schon wird drüben das zweite Netz ausgesetzt, aber hier, steuerbords, brodelt ein Berg. Fische, den flachen weißen Bauch nach oben. Fische, den schleimig braunen Rücken nach oben, daß man sie vom Schlamm nicht zu unterscheiden vermag. Muscheln mit aufgeklappten Schalen. Enorme Taschenkrebse, in ihren wie Papageienschnäbel aussehenden Scheren eine Scholle haltend: sie haben sie im Netz erhascht und lassen sich den Fang nicht entwinden. Einsiedlerkrebse, die rot und gelb aus dem Schalengehäuse kriechen, begnügen sich mit einem Seestern. Einen halben Meter lang sind die Steinbutte. Fischbandwürmer, vielleicht in der Todesangst exkrementiert, umschlingen klebrig das Gefangenenlager. Seezungen, als wären sie sich ihres Marktwertes genau bewußt — sie sind besondere Ernte — pressen den Kopf an eine Planke, so daß sie nicht zu greifen sind, denn der schleimige Rumpf glitscht aus jeder Hand. Die Krebse zwicken, ohne ihre Beute loszulassen, mit Scheren oder stechen mit Krallen; die hintersten Füße, bei denen man sie ungefährdet packen könnte, verstecken sie. Es schlägt der Butt und gar manche Scholle mit respektabler Wucht dem auf die Finger, der sie in den Korb werfen will. Knurrhähne streben geradenwegs zur Abflußgatte in der Bordwand — wissen sie, daß dort der Weg ins Freie führt? Scharben, Kabeljau, Schellfische und Stinte zappeln oder springen, Tintenfische, Seeigel, Quallen, Totenkopfmuscheln, Seeanemonen, Seerosen, Schwämme, Spinnen, Seemäuse, minderwertige Krabben, genannt „Klaus Dedels", und anderes Unkraut und Ungeziefer wünscht der Unheimlichkeit von Tageslicht und Menschennähe zu entrinnen.

VII. Auch menschliche Spuren sind auf dem Meeresboden

Erstaunlich ist die Zahl der Menschenspuren am Meeresgrund: große Kohlenstücke, intakte und leere Konservenbüchsen, ein Sack Mais, Knochen, Holzpantinen, ein zerrissener Strandkorb, Bier-

flaschen, eine Matrosenmütze, ein Südwester, Antennendraht, ein Seidenschal und ein Eimer kamen schon mit dem ersten Fischzug in unser Fundbureau. Reste eines Liegestuhls waren zwischen den Fischen, morsch das Holz, die Leinwand fehlte, und man erkannte die Stellen des einstigen Eisenbeschlags an einem Hauch von Rost und an unversehrten, golden glänzenden Metallschrauben. Einen Landungssteg erbeuteten wir auf der Fahrt und einen Poloball. Die Tafel einer Badeanstalt ließ entziffern: „Schwimmhose 10 Pf., Handtuch 5 ...“ Froh wurde eine Flasche französischen Kognaks, Originalpackung mit Korkband, begrüßt, trübselig stimmte es die Fischer, als sie ein Fischernetz im Fischernetz fanden, ein Scherbrett mit sechs Meter leinengeknüpften Rhomben. Ein Krebs hielt ein zusammengeknülltes Stück Papier in der linken Schere, nur mit Mühe konnte man es ihm entreißen; es war ein in portugiesischer Sprache bedrucktes Blatt. Zwei Pfund wog wohl die Scholle, die einen schwarzen Druckknopf aus Hartgummi mit dem Datum 1. 5. 1913 links unten am Rücken eingepreßt hat: sie ist vom „Poseidon“, dem biologischen Versuchsschiff, zur Feststellung von Wachstum und Lebensalter ausgesetzt, in Hamburg müssen wir den Fisch bei der Staatlichen Fischereidirektion gegen Belohnung von drei Mark und gegen Bezahlung nach Gewicht abliefern. Höchstens zwanzig Sterne noch und kaum vier Wellenlinien mehr hat der Union Jack, der im Netz lag. Auf einem Gummischwamm, Fabriksware, saß ein Meeresschwamm, naturgeboren. Überhaupt nisten in den meisten dieser menschlichen Überreste Muscheln, Seesterne und Seerosen. Ein schmaler, kleiner Damenschuh war derart garniert, der herausschauende Rest eines Seidenstrumpfs paßte gut zu den Farben; mit Scherzen: „Schade, daß das Frauenzimmer nicht darin steckt“, ging der Schuh von Hand zu Hand, bis jemand ein wenig an dem Strumpf zog und ein Fuß zum Vorschein kam — allerdings nur für einen Augenblick, denn schon flog das grause Stück dorthin, woher es gekommen war.

In der vierten Nacht machen wir einen noch unheimlicheren Fang. Der Mond leuchtet, und das Wasser strafft sich in den matten Farben, die wir tagsüber nur am Kühlwasserabfluß sehen, wenn der Motor stoppt, jetzt aber sind das oxydierte Silber und das Perlmutt mächtige Flächen des Hintergrunds, vor dem der

Netzbeutel, heute zum achtenmal gehißt, ungeduldig über uns Ungeduldigen schaukelt. Man öffnet, und ein Mensch stürzt herab — ein nackter Mann, mit grauenhaften Glanzlichtern auf einem Körper von giftgrüner Grellheit und ungeheurer Breite, Tang und Getier an allen Stellen und in allen Haaren, sinkt auf Deck in die Knie, schlägt mit der Stirn auf das Rettungsboot, die Ellenbogen an die Hüften gepreßt. Wir jedoch springen, von sinnloser Feigheit gepackt, der Luke unseres Logis zu und fallen die Leiter hinab, einer auf den anderen, ohne zu fluchen. Der erste, der flucht, ist Steuermann Klaas, er kriecht wieder hinauf, wir anderen ihm nach, stumm, mit zusammengebissenen Zähnen. Nur der Schiffsjunge faltet die Hände, kaum daß sie frei sind, und stammelt in dieser Haltung weiter: „... also auch auf Erden ... vergib uns unsere Schuld ...“

Ein Schlippknoten wird gemacht, und man versucht, ihn dem Leichnam um den Hals zu werfen. Aber der tote Gast stützt unentwegt seine Stirn an die Wanten des Rettungsbootes, ganz fest, kein Zwischenraum bleibt für das Lasso. Der Hüne Klaas geht hin, und stößt dem Knienden, ohne ihn zu berühren, ein Tau um die Brust und knüpft eine Schlinge. Jetzt erst faßt der Kapitän das Seil, es wird an die beiden Fischtraillen gebunden, der Motor zieht hoch, und der Kranhaken mit der schauerlichen Last dreht sich außenbords, schwebt mitten in den fahlen Strahl des Mondes hinein. Der Leichtmatrose öffnet den Knoten, und blaß und wortlos schlagen die Schiffer ein Kreuz. Bloß der Boy klappert: „... zukomme uns dein Reich ...“ Wir nehmen die Schaufeln, und alles, was im Steert gewesen, fette Steinbutten, stattliche Zungen, Riesenkrebse — alles fliegt über Bord, in die Freiheit. Dann scheuert man das Deck.

Noch zehn Tage dauerte unsere Fahrt, doch wurde von diesem Fischzug niemals ein Wort geredet.

VIII. Der Hai

Nur einmal, am 14. Mai, der Fischbeutel tauchte gerade aus dem Wasser, fragte der Leichtmatrose scheu, ob er nicht außenbords

öffnen solle. Es schien, daß abermals eine Leiche im Netz sei, und er wollte die Arbeit der Beseitigung ersparen. Wir schauten vorgeneigt und durchdringend auf das Netz und erkannten, der große weiße Korpus bewege sich. Ein lebender Mensch also? Nein, ein Haifisch. Es wurden „Stropps" geholt, eine Art Wurfschlinge, und die Holzkeule; wir standen mit Hacken zur Notwehr bereit. Der Matrose, der immer den Knoten aufreißt, war noch nie so schnell beiseite gesprungen wie diesmal. Heraus spritzten die Fische, und krachend sauste Meister Hai hernieder. Das Schiff erbebte. Zweimal schlug er mit der Schwanzflosse, Butt und Scholle von Bord fegend, schon jedoch warf ihm der Steuermann eine Schlinge über den Kopf, das Tau, das vorher durch einen Bolzen gezogen war, zwei Mann holten zu, und der Hai lag wehrlos im Ring. Wehrlos, wohl wehrlos, doch keineswegs leblos, toll trommelte sein Hinterleib auf den Boden. Ein Schlag auf den Schädel betäubt ihn — ein Stich, hart an der zackigen Afterflosse — das Blut sprudelt hoch — durchschnitten ist die Schwanzader — in zwei Minuten verendet er — ein Koloß von ungefähr hundertfünfzig Pfund.

Wir schlitzten ihn auf. Den größten Eimer füllte die Leber, im Magen steckte ein Konglomerat von Butten, Kabeljaus, Scharben, Seezungen, sowie von Fischen ganz ferner Gegenden, halbverdaut und manche unversehrt. Ein Klumpen von Eiern, die größten wie Hühnereier, die kleinsten mit bloßem Auge kaum wahrnehmbar, klebte an jedem Eierstock, in zwei Beuteln saßen ungeborene Junge, etwa vierzehn Tage vor der Geburt. Hatten wir kommen müssen, um ihr Leben zu verhindern?

In Bottichen lösten wir das Fett auf, verkochten es und die Leber zu Tran, legten das Fleisch auf Eis. (Fünfzehn Mark wird in Altona der Fischhändler bezahlen, der das Haifischfleisch als „Seeaal ohne Gräten in Gelee" oder als Fischkarbonade weiterverkauft.) Zwei Stunden dauerte die Arbeit, und es wurde Zeit zum Einholen des nächsten Netzes. Die Fischer prophezeiten wieder einen Hai, denn sie glauben an das Gesetz der Serie; im vorigen Jahr haben sie bei Helgoland vier Stück auf einmal gefischt, und Dampfer bringen oft zehn Korb nach Hamburg. Der Fischbeutel tauchte empor, wir sahen keinen Hai. Und doch war

einer darin. Als ausgeschüttet wurde, lag er auf dem Boden, nicht so groß wie die Dame, die wir vorher gefangen hatten, und die vielleicht seine Mutter war, aber immerhin fünfundzwanzig Pfund schwer. Trotzdem wir unvorbereitet waren, gelang es uns, ihn aufs Haupt zu schlagen.

IX. Verkehr auf flüssigem Platze

Nördlich von Wangeroog, Spiekeroog, Langeoog und Baltrum pendeln wir seit vierzehn Tagen, zehn Seemeilen Nordnordwest, Netz aufziehen, umkehren, zehn Seemeilen Südsüdost, Netz aufziehen, umkehren, Tag und Nacht, niemals stockt der Motor, alle drei Stunden ruft der Wachehabende sein „Reise, reise, intejn" in die Kojen, die Schläfer springen auf, das Netz wird gehißt, ausgeworfen, die Dutt durchsucht, Fische sortiert, ausgeweidet, der Kahn wendet, zehn Seemeilen Nordnordwest, zehn Seemeilen Südsüdost. Manchmal sind die Wellen ruhig, manchmal steht der Steven senkrecht, manchmal scheint der Mond, manchmal ist hohe See. Dann haut der Gigbaum wie ein Tobsüchtiger um sich, daß Mast und Takel stöhnen, das Bullentau reißt und vom Großsegel frei herabbaumelt, unheimlich bald hier, bald dort auftauchend. Wind und Meer sind ein ziemliches Einerlei, fragt man aber, ob man hinauf- oder ob man hinuntersegelt, kriegt man grobe Antwort: „Du Mottenkugel, kennst du dich auch nicht aus, wenn du mit der Straßenbahn denselben Platz hundertmal auf und ab fährst? Siehst du nicht steuerbord den Helgoländer Leuchtturm, achteraus die drei festen Lichter der Weserschiffe, das dreimalige Blitzen vom Norderneyer Feuerschiff?"

Die Seeleute fühlen sich nicht verlassen. „Dort ist der Kutter vom Hannes, den nennen wir nur ‚Admiral Hannes', weil er Disziplin hält wie auf einem Panzerkreuzer, sogar Teppiche hat er im Logis, man sagt, er schrubbt die Ecken hinter den Bullern mit der Zahnbürste." — „Der ‚Landrat Lahusen', der gehört dem Fietje, sein Kompagnon hat in Finkenwärder eine Gastwirtschaft übernommen, seinen Anteil am Kutter einem Fischhändler verkauft, und der will den Fietje rausekeln, weil ihm das halbe Fahrzeug nicht

genug einbringt."—„Der ,H.F.192' fährt mit voller Kraft und fischt mit siebzig Faden, wir fahren halbe Kraft mit hundertsechzig Faden — so sind die Motore verschieden." Die Schiffe wenden aufeinander zu, und die Hand am Mund, berichtet man schreiend das Fangergebnis der letzten Stunden. Kommt einer vom Hafen, so erkundigt man sich, wie der Markt ist, und wie es daheim geht.

Einmal, morgens um sieben, vier Meilen westlich von Norderney-Feuerschiff, erhält unser Schiff einen Stoß, daß es jäh dreht, und beide Galgen, die an Bord befindlichen Rahmen für die Scherbretter, nach außen gedrückt werden, als wären sie aus Pappe. Wir sitzen fest, die Trossen haben sich in einem Wrack verfangen. Ein aufgeregtes Manöver beginnt, hinten wird gestoppt, vorne gehievt. Morsches Gebälk, Teile von alten Masten, wohl eben abgebrochen, sind in den Maschen verfitzt. Unversehrt die Trossen, sie verraten nichts von dem Geheimnis, mit dem sie uns verbanden, verraten nicht, was unmittelbar unter uns ist; vielleicht ungeheure Schätze, vielleicht modernde Menschen, vielleicht Skelette von Seeräubern ... Nie werden wir es erfahren, unser Kahn ist wieder flott, wir wenden nach Nordnordwest, versuchen, die Galgen gerade zu hämmern und das zerrissene Netzwerk auszubessern. Der Schaden ist nicht groß, vor drei Monaten war es ärger, da ging durch ein solches Wrack der ganze Kandudel zum Teufel, Grundtau, Scherbretter und Kurrleine.

Holländische Dampfer, erkennbar daran, daß sie kein Back und keine Türme haben, aus Ymuiden an der Zuidersee, kreuzen unsere Reise, und dänische Motorschiffe mit wehendem Danebrog bringen Schollen nach Hamburg, dort die Preise zu verderben. — Schau, der Jonas Hinrich zieht schon ein! — Tungenknieper kommt achtern auf, er ist aus Eisen, sein Motor hat hundert Pferdekräfte, und sechs Mann sind an Bord, aber er rentiert sich ebensowenig wie unser Kasten.

Wir verbrauchten für 220 Mark Gasöl bis jetzt, für 45 Mark Schmieröl zur Maschine, für 24 Mark Eis. Als vor einem Vierteljahr unser Schiff vom Netz und den Scherbrettern überhaupt nichts wiedersah, war der Schaden 580 Mark hoch und außerdem beinahe kein Fang. Im Herbst flog der Zylinderdeckel vom Motor weg, ein paar Wochen später ist die Pleuelstange gerissen und das

Kurbellager ausgebrannt — hat auch schönes Geld gekostet. Über dreitausend Mark Schulden lasten auf dem Fischerkahn.

Unsere Reise von vierzehn Tagen bringt achthundert Mark brutto. Was bleibt bei diesen Spesen? Beinahe dreihundert Mark gehen also ab für Motoröl und Eis. Der Matrose kriegt zehn Prozent, das sind fünfzig Mark, der Schiffsjunge fünf Prozent. Um achtzig Mark wurde Proviant gekauft; der Mann, der uns helfen wird, in St. Pauli die Fischkisten an Land zu tragen, muß auch entlohnt werden, tausend Mark zahlt man jährlich für Versicherung. So hat jeder der beiden Eigentümer (Klaas ist Onkel Heins Sozius) für vierzehn Tage ununterbrochener Arbeit, Tag und Nacht, und das ganze Risiko, kaum hundertfünfzig Mark. Und wieviel Mann sind schon in See geblieben?

X. Behandlung der Beute

Ist das Netz hochgezogen, wird die Ernte geschlichtet. Zu Füßen des schleimigen, schmutzigen und zuckenden Berges stellt man vier Behälter. Der erste nimmt Mattgut auf, Seezunge, Steinbutt und Tarbutt, Bottich Nummer zwei die größeren Schollen und Kabeljau, der dritte das „Schomom", Schollen von weniger als einem Pfund, Scharben, Knurrhähne und Rochen. In Nummer vier, eine Kiste, fliegen die Kohlenstücke, die man mitgefischt hat und die sich nach ein paar Tagen zu Meterzentnern häufen; Taschenkrebse — sie haben aber gar nicht Taschenformat, sondern sind oft dreißig Zentimeter lang — faßt man bei den Hinterfüßen, bis zu denen die Scheren nicht reichen, und wirft sie in den Bünn, das offene Wasserbassin mittschiffs; bei Kuxhaven müssen wir sie allerdings, damit sie noch lebend auf dem Hamburger Markt um je einen Groschen verkauft werden können, in einen Korb packen, denn Trockenheit vertragen sie eher als Süßwasser.

Weitaus der größte Teil des Emporgezogenen ist unbrauchbar; Einsiedlerkrebse, Quallen, Sterne, Muscheln, Knochen, Holzstücke, durchlöcherte Körbe, Flaschen mit zerbrochenen Hälsen, morsche Stricke, verfaulte Säcke, zerschlissene Kleidungsstücke und vor

allem die halbwüchsigen Exemplare der Butt- und Schollenwelt. Widerstandslos lassen sich die unverwendbaren Tiere mit der Hand oder mit der Schaufel aufnehmen, als wüßten sie, daß es ihnen nicht ans Leben geht. Ins Meer zurückgekehrt, schießen sie, die noch vor einer Sekunde so leblos auf Deck lagen, mit weitem Stoß davon. Eine halbe Stunde lang arbeitet der Spaten, um den Großteil dessen, was man dermaßen mühselig der See entrissen hat, der See wieder zurückzugeben.

Die Eingeweide schleudert man gleichfalls über die Bordwand, — aber sie kommen nicht bis ins Wasser: Möwen umlungern unser Fahrzeug, Aasgeier des Ozeans, und schnappen das Futter im Fluge. Bevor man den Steinbutt in den zuständigen Bottich warf, hat er einen Messerstich an die Wurzel der Schwanzflosse bekommen, auf daß das Blut abfließe und das Fleisch weiß bleibe, nun werden unterhalb der Kiemen die Innereien herausgeschnitten. Groß ist die Leber und delikat, — die meisten Konservenfabriken stellen Gänseleberpastete nicht aus Gänseleber, sondern aus Steinbuttleber her. Das ausgeweidete Herz eines Butt legen wir auf die Setzborte, genau dreißig Minuten zuckt es noch regelmäßig. Geschlachtet wird auch die Seezunge, Galle, Blase, Leber, Herz und Darm fliegen möwenwärts. Von Schollen und Scharben spült man Schleim und Schlamm ab und bettet sie in flachen Kisten auf Eis. Im Gefrierraum wird alles geschlichtet. Über Deck klatscht das Wasser aus vielen Eimern, den Unrat beseitigend. Sechzig bis siebzig Minuten dauert normalerweise die Arbeit; da alle drei Stunden hochgezogen wird, hat man Tag und Nacht abwechselnd zwei Stunden Rast und eine Stunde Fron; einer der Matrosen bleibt als Wache am Steuerrad.

XI. Interieur

Die anderen stecken unten im Logis: die Kombüse ist wie eine Kiste, gerade so groß, daß die Holzleiter stehen kann, und unter dieser „Stiege“ der Herd. Angrenzend die Kajüte; sie hat vier Meter im Geviert, die Petroleumlampe schwelt, alte Stiefel und Kleider und Papiere dunsten, Küchengeruch dringt intensiv ein.

Sechs Menschen schlafen und rauchen und priemen und spucken und essen und verdauen darin. Vier hölzerne Schränke mit luftdicht verschließbarer Tür, auf der die Namen des Fischers und seiner Ehefrau geschnitzt sind, dienen als Schlafstellen. An den Kojen der Bemannung ist ein Spruch: „Hier eben öberhin — Is besser als up'n Bünn." Allerdings bleiben die Türen zu den Bettstätten meistens offen, und die Schiffer schlafen, indem sie die Beine mit den bis zum Schritt reichenden Stiefeln heraushängen lassen. Es lohnt sich nicht, sie aus- und wieder anzuziehen, — in zwei Stunden ruft der Wachehabende sein „Reise, reise, intejn" hinab, und das heißt: aufstehen, aufstehen, einziehen. Zum Waschen ist keine Gelegenheit, so nötig man es auch hätte, Schlamm und Blut vom Sortieren und Ausweiden der Fische, Teer und Tran vom Ausbessern der Netze, Schmieröl und Ruß von der Bedienung des Motors haften an unseren Händen. Was tun? Meerwasser nimmt keine Seife auf und reinigt nicht, mit dem Süßwasser in der Tonne ist sparsam umzugehen! Außerdem bringt es Unglück, wenn man sich während der Fahrt wäscht, das weiß jeder Seemann.

Zum Ersticken dick ist die Luft im Logis, die Luke wird nicht geöffnet. Nur Muffigkeit bedeutet der Besatzung, nach zehn bis zwölf Stunden täglicher Arbeit in mehr als frischer Luft, vollkommene Traulichkeit (ähnlich wie sich der Bauer in eine verräucherte, dumpfe, niedrige Stube setzt oder in eine drückende Last von Daunen bettet). Diese Überkompensation kommt auch in der Kleidung der Schiffer zum Ausdruck, zwei Trikots, einen Sweater und noch eine Islandjacke tragen sie, Wollschal um den Hals, Unterhose aus blauem Tuch, zwei Paar Wollstrümpfe, Seestiefel bis zu den Oberschenkeln, Anzug aus dickstem Stoff. So schlafen sie in den Federbetten der Koje, daß ihnen Schweiß aus allen Poren strömt, so roboten sie, noch um Flottenmütze oder Südwester bereichert, selbst bei Sonnenschein und Windstille, während eine Landratte barfüßig und barhäuptig und halbnackt auf Deck bleibt.

Gegessen wird gut, denn Arbeit und Seeluft machen hungrig und erfordern Kräfte. Um achtzig Mark wurde in Kuxhaven für die vierzehntägige Reise Proviant eingekauft, Speck, Erbsen, But-

ter, Kaffee, Salz, Kartoffeln, Salami usw., aber schon vom dritten Tage an essen wir das, was wir erbeuten, gebratene Fische, Steinbuttleber, Krabbensalat, gebackene Seezunge, so frisch bekäme man es an Land selbst zu höchsten Preisen nicht. Auch süße Speise gibt es manchmal, die ein hierher verschlagener Literaturausdruck „Frühlings Erwachen" nennt. Koch ist der fünfzehnjährige Schiffsjunge, der „Moses", und er macht seine Sache ganz gut, obwohl uns zu wünschen wäre, es bestünde wenigstens für ihn eine Möglichkeit, sich zu waschen. Schlimm genug, daß sie für uns nicht vorhanden, wir müssen mit den Händen essen, und die Hände gleichen den Schollen, die wieder ihrerseits eine chromatische Anpassung an den Schlamm durchgemacht haben. Wasserklosett ist das Meer; als einziger Etikettefehler gilt es an Bord, auf die falsche Seite zu gehen, dorthin, woher der Wind kommt, weshalb man sich den Schüttelreim einpräge: Seeleute machen's auf der Leeseite.

Ist der Fischzug gut, ist die Laune gut. Man erzählt von den goldenen Tagen des Spritwechselns, da die Kutter von den Schmugglern zur Fahrt nach Skandinavien gemietet wurden, wiederholt verdiente man massig Geld, wiederholt wurde man erwischt, der Bruder unseres Steuermannes hat sein Fahrzeug in einem norwegischen Hafen stehen, es ist beschlagnahmt. Einträglicher Fänge wird gedacht, nicht immer muß die Rentabilität von Fischen stammen, vor ein paar Wochen fand ein Blankeneser Ewer im Netz einen Totenkopf mit goldenem Gebiß, und der Büsumer Krabbenfischer Thieß eine Menschenhand mit platingefaßtem Brillantring. Nahe von Norderney ist vor Monatsfrist ein Schiff gestrandet, das Goldbarren und Silberkisten nach Deutschland bringen sollte, für die Bergung bekamen die Norderneyer hunderttausend Mark. Mit Schiffbrüchigen hat man hier überhaupt viel zu tun; als bei Borkum Riff die „Bulgaria" unterging, zogen die Finkenwärder Fischer mehr als fünfzig Leichen aus der Tiefe. Mannigfach sind die Gefahren: im März nahmen Hamburger Seeleute einen Passagier mit, der die Mannschaft erschoß und den Kutter in England zu verkaufen suchte; in London wurde er verhaftet und hingerichtet. Seither ist man mißtrauisch, und unsere Schiffer sind von ihren Kameraden beschworen wor-

den, mich nicht mitzunehmen; da wir Glück hatten, schönes Wetter und reichen Fang, lachen sie jetzt über diese Warnung.

Von Erlebnissen an Land, vom Jahrmarkt in Finkenwärder spricht man, streitet, welche Fischerkneipe der Nordsee den steifsten Grog serviert, und schickt den Schiffsjungen, wenn das Gespräch noch stärker abbiegt, aus der Kajüte, indem man ihn anschreit: „Mußt du jümmer touhören, wenn Vadder snackt?!" Manchmal vertreibt man sich die Zeit mit einem Spiel, das darin besteht, Worte wegzulassen aus dem Lied:

Unser Hans hot Büxen an,
Un die sinn bunt,
Er hat bannig Knöppe dran,
Und die sinn rund.

Keiner von den Fischern kann schwimmen, wofür sie sogar eine Begründung haben: wenn man über Bord geschleudert oder schiffbrüchig wird, so könne man sich auf hoher See durch Schwimmen ja doch nicht retten, und der Versuch eines Kampfes mit den Wellen verlängere nur Verzweiflung und Todesringen. — Fast immer haben wir gefiederte Passagiere, Zugvögel, die auf ihrer Überquerung des Ozeans ausruhen oder ein Stück Weges fahren wollen, auf dem Steven sitzen sie, unter dem Bugspriet, oft vier bis fünf beisammen. Die beiden letzten Tage fischten wir mit leichtem Garn, den Schollennetzen, die die Gefangenen nicht beschädigen; nach je einer Stunde wurde eingeholt, die Beute kam lebend in den Bünn, um noch lebend am St.-Pauli-Fischmarkt verauktioniert zu werden.

Am vierzehnten Tage morgens zogen wir den Korb vom Besanmast und wendeten heimwärts.

EILIGE BALKANFAHRT

Mai 1913.

Hinter Szalaria, nahe der Serpentine Cattaro—Cetinje, wo die Schuppen der Schmiede und der Fuhrleute (ihr Eselstall ist immerhin schöner als ihr Wohnraum) und der Häusler stehen, spielen schmierige Kinder mit Aloeblüten, mit Pyramidenglockenblumen und mit wilden Rosen. Man fragt eines der kleinen Mädchen, möchtest du mir die Blumen geben, und ohne weiteres erhält man den Strauß, aber den Kreuzer, den man der Kleinen dafür reicht, will sie nicht nehmen, schaut scheu die Münze an, dann den Spender, dann die Spielgefährten, dann läuft sie schnell und freudig mit dem Geldstück davon. Kommt man nach einer halben Stunde desselben Weges zurück, lauern etwa dreißig Kinder, strecken Blumen entgegen, betteln und sind nicht abzuschütteln. Man hat sie mit dem Kreuzer verdorben, — ein Miniaturbild der Politik, die die Großmächte auf dem Balkan betreiben.

Mützenkunde ist hier eine Wissenschaft. Türken sind ohne den roten Fez mit schwarzer Quaste nicht denkbar; die Kopfbedeckung der Kroaten ist der Pomigl'oro, ein flaches rotes Mützchen; Bosniaken sind am übermäßig hohen, quastenlosen Fez kenntlich; die Czernogorzen schmückt ein schwarzes flachzylindrisches Käppi mit rotem Deckel, auf dem goldgestickt die Initialen des Königs sind; der Fez der Herzegowiner ist von tief dunkelroter Färbung, und darunter, auf dem Scheitelpunkt, sitzt ein winziger „Tonsurdeckel" aus kahlem Lammfell; die Malissoren und die Miriditen krönt ein weißer Leinenfez. Verheiratete Montenegrinerinnen tra-

gen ein schmuckes schwarzes Tuch, das aus ihrem Haarschopf über den Rücken rollt. Die Mädchen ziert ein schwarzrotes Mützchen mit Silberstickerei, und man sieht Greisinnen, die das Kopftuch nicht erworben haben, mit der koketten „Kapica“ der Jungfrauen.

Zu den Märkten der dalmatinischen Städte kommen montenegrinische Frauen und Mädchen mit Eiern, Grünzeug, lebenden Lämmern, Reisigbesen und Holzbündeln. Sie stricken auf dem Weg über den Küstenkarst, sie stricken vor ihren Körben und setzen die Nadeln auch während des Feilschens und Verkaufens nicht außer Betrieb. Ein Arzt des Roten Kreuzes erzählt von einer Frau, die einen Abgrund hinuntergestürzt war und sich den Oberschenkel gebrochen hatte; trotz ihrer Schmerzen strickte sie bis zur Ankunft des Krankenwagens, strickte während der Fahrt ins Spital bis zum Beginn der Narkose.

Steigen auf den Hängen des Karstmassivs Nebelschwaden und über den Gipfeln wuchtige Wolken auf, dann wirkt die Bocche nicht mehr wie eine kitschige Ansichtskarte, die Adria nicht mehr wie ein süßlich-blaues Wässerchen, und es ist die beste Zeit zu einer Bootsfahrt. Durch Nebelrisse blitzen die Schneefelder des Pestingrad, die man von der Stadt aus nicht zu sehen vermag, zwischen Fjorden liegt schwarz und schwer das Wasser. Immerfort stößt des Schiffchens Kiel auf Scoglien, Felseninseln, daß die Planken zittern. Die wolkig verschwimmenden Bäume und Sträucher mit rauchenden Ranken und Zweigen verdecken die Küstenhäuser; wenn ein Lustschloß verfällt, wächst der Park um so wilder empor, — die Häuser am Rande der See, die hier ein See ist, sehen alle wie solche morbide Sommerresidenzen aus. Fährt man hart am Ufer, wird dieser Eindruck bekräftigt durch prunkvolle Steinbalkone und Renaissanceplastiken auf brüchigen Fassaden. Die Festung mit ihrem putzigen Kampanile stammt gleichfalls aus der Venezianerära, einer Zeit, in der das Epitheton „gebieterisch“ das ästhetische Moment mit dem strategischen vereinte. Einer Gondelpartie im Canale Grande gleicht dieser Teil der Meerfahrt. Aber nur Castelnuovo und Cattaro zeigen Spuren aristokratischer Vergangenheit, und die verschwinden an den Ortsgrenzen, — der geflügelte Löwe und die marmornen Veduten

verbergen sich unter simplen Firmenschildern der Krämer oder hinter der ausgehängten Wäsche armer Fischerfamilien. Elender sind die Bauten der modernen Zeit. Wo die Berge der Krivošije direkt in die Adria abfallen, stehen Dörfer auf steilem Bergrand und am Meeresrand zugleich. Morsche Bretterbuden. Als öffentliches Gebäude ist eine gebrechliche Hütte gekennzeichnet, die Tabaktrafik; außerdem ist sie „Prodeja pica i jediva", Schnapsflaschen mit Gläschen sind auf dem Pult gruppiert, von den Balken der Decke hängen Tücher, Bürsten, Stricke und Besen und verdecken den Wirt, Kaufmann und Trafikanten. Rechts in der Ecke ein Tisch, an dem ein paar Soldaten sitzen, — die Grenzgebirge stecken voll k. u. k. Truppen, hierhergeschickt, ihr Leben zu opfern, wenn Montenegro Skutari nicht herausgibt, wodurch das ausgezeichnet bewährte europäische Gleichgewicht das Gleichgewicht verlieren würde. Darüber sind sich alle Regierungen dieses so glücklich ausbalancierten Kontinents einig, die Soldaten jedoch von der hehren Mission durchaus nicht begeistert. Die hier in den neuen feldgrauen Monturen sitzen, an den papageigrünen Aufschlägen als Einundneunziger kenntlich, sprechen tschechisch. Befragt, wehklagen sie. So fern von Wrschowitz und der Kultur müssen sie ihr Dasein verbringen. Kein Kino, kein Bier, kein Mädel, fünf Tage nicht aus den Kleidern gekommen, sie schlafen in Zelten zwischen Dorfstraße und Meer, und die Wellen pinkeln manchmal nächtlings auf die Felsenmatratzen. Einer ist schon sieben Wochen von daheim fort, von Weib und Kind, Sorge plagt ihn und Eifersucht. „Jung ist sie und hübsch." Maulesel suchen starrköpfig im kahlen Kalkboden nach Gras. Durch Fahnenschwingen telegraphiert ein Gefreiter, vom Grat signalisiert man die Antwort. Ein Infanterist hat den Kopf verbunden. „Bin in ein Drahthindernis gefallen. Ein Millimeter tiefer, und das Auge wär' weggewesen." — „Dabei geht's uns noch gut. Sechs Stunden von hier, oben auf dem Kamm, sind Bataillonskameraden."

Die Leute langweilen sich, sie lassen einen Besucher nicht gern fort. Will man wieder die Barke besteigen, so hört man Soldatenstiefel laufen, ein Offizier, ein Feldwebel und ein paar Infanteristen, Gewehr in der Balance, nahen, zwei Soldaten queren strategisch von der Landstraße ab, rennen diagonal auf das Boot

zu und packen das Landungsseil. Einige Augenblicke später sind auch die anderen da. „Bitte, sich zu legitimieren.“ Bitte, man legitimiert sich. „Woher kommen die Herren?“ — Aus Cattaro. — „Und was haben Sie hier gemacht?“ — Eine Spazierfahrt in der Bocche. — „So, so! In Zeiten der Kriegsgefahr macht man eine Spazierfahrt in der Bocche?“ — Ja, man ist eben wegen der Kriegsgefahr da, Herr Hauptmann, man ist Journalist, wie aus der Legitimation hervorgeht. „Pah, eine Legitimation kann man sich leicht verschaffen. Außerdem ist mir gemeldet worden, daß Sie sich auffallend benommen haben und Notizen gemacht.“ — Gewiß, Herr Hauptmann, aber ein Spion wird sich doch nicht auffallend benehmen, am allerwenigsten Notizen machen. — „Davon habe ich andere Auffassungen. Sie werden mir ins Kommando folgen.“

Man ist gefangen, der Hauptmann ist froh, eine Abwechslung gefunden zu haben, und wenn's gut geht, das heißt, wenn der Häftling als Spion entlarvt wird, kriegt der Herr Hauptmann sicher einen Orden. Zum Unglück gibt es eine Feldtelephonverbindung mit Cattaro, das Militärkommando ist informiert, aus ist es mit der Gesellschaft, der Füsilierung und dem Militärverdienstkreuz.

Im Autobus, der von Cattaro nach Cetinje fährt, sitzt u. a. ein siebzehnjähriger Junge, Serbokroat, Oktavaner eines dalmatinischen Staatsgymnasiums und Sohn eines k. k. Landesgerichtsrates i. R. Bei Ausbruch des Balkanbrandes ist er auf und davon, um im Krieg gegen die Türken — sein verkrüppelter Fuß erlaubte ihm nicht, als Soldat einzutreten — auf slawischer Seite im Roten Kreuz tätig zu sein. Er zieht eine Nummer der in Belgrad erscheinenden „Ratna Kronika“ aus der Tasche, die seine Photographie mit der Aufschrift „Peter, Fürst Gucetic, ein slawischer Balkankämpfer aus Österreich“ zeigt. Fürst? Ja, er entstamme dem Fürstengeschlecht aus der Zeit der Ragusaner Republik, über die von Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts an bis zum Frieden von Campoformio ein venetianischer Comes herrschte. Die Slawen nannten diese Grafen „knez“, „Fürst“, in Österreich haben die Deszendenten nur das Recht zur Führung des Prädikats „Edler“. So besitze er alle Adelsgrade. „In Österreich darf ich freilich nicht

mehr maturieren. Ich mache in Serbien das Abiturium, und nächstes Jahr studiere ich in Wien oder in Prag an der Universität weiter.“ Das Automobil nimmt Benzin. „Ob es nur reichen wird“, besorgt der Chauffeur. Obwohl auf der Marina an hundert Benzinfässer liegen, darf er nicht mehr als vierunddreißig Liter mitnehmen, das Normalquantum für eine Bergfahrt. Österreich will in gespannten Tagen Montenegro nicht mit Benzin beliefern.

Die Fahrt geht über den Gorazdaberg, die dalmatinische Vegetation hört hinter Skaljari auf, und an ihre Stelle tritt wirres Steingetrümm, formlos und in mannigfaltigen Phantasiegebilden. Bald streckt ein Elefant seinen Rüssel aus, bald glotzt ein ungeheures Gesicht, bald kauert ein Embryo zwischen zwei Blöcken, bald scheint die Straße von Tierköpfen eingerahmt, bald spreizt ein überdimensionaler Adler auf einer Felsspitze seine Fittiche. Auf der Paßsperre St. Trinità, 281 Meter hoch, flankieren aufgepflanzte Bajonette der k. k. Finanzer und Gendarmen das Auto, Revision, das ist aber nicht die Grenze, immer noch begegnet man österreichischen Patrouillen. Vom dunkelgrünen Hang des Vermatsch geteilt, liegt schrägunten die Cattariner Bucht mit ihren rotgedeckten Häusern und die Theodobai, in der drei Kriegsschiffe nebeneinander ankern, flottendemonstrativ. Der Kirchhof von Skaljari ist von Zypressen umsäumt, die winzigen Kukuruzfelder am Ufer von plump aufgeschichteten Steinmauern, — Schutz gegen das Wegschwemmen des Ackerbodens. Weinlaub klimmt auf Stöcken empor, bald wird Malvasier und Muskat geerntet, in Zisternen nach Frankreich gehen, und von dort, auf Flaschen gezogen und mit „Bordeaux“ vignettiert, in die ganze Welt. Zwiebelfelder und Olivenkulturen sind wie bunt angelegte Trapeze, Parallelogramme und Rechtecke.

Die vierundzwanzig Pferdekräfte rattern an kahlem, verwachsenem, durchrissenem, wildem Karst vorbei, die Steinflanken rechts gehören zum Lovčen. Sechshundert Meter hoch, an scharfer Biegung, ist das letzte österreichische Gebäude, „C. k. cestarska kuča“, das Wegeinräumerhäuschen, doch ist auch Mokka zu haben in winzigen Täßchen, die zur Hälfte von Kaffeesatz erfüllt sind, der Herd in Zimmermitte wird mit grünem Reisig geheizt, so daß dicker Rauch in der Stube lagert.

Kürzer werden die Windungen der Serpentine. Hinten, zwischen dunklen Karsttürmen, sieht man die bisherige Strecke wie einen Seidenfaden, in den Knoten geschlungen sind. Man befürchtet, daß das Auto ins Schlingern geraten könnte, worauf es unfehlbar in die hundert Meter tiefen Abgründe stürzen müßte. An besonders schroffen Kurven sind etwa vier Meter lange, niedrige Mauern errichtet, zwischen ihnen Prellböcke eingerammt. Hinabschauen wir auf den Vermatsch, in dessen Schutz sich die Garnison und die Schiffe bei Cattaro so sicher fühlten, dessen Forts uns am Anfang der Fahrt so imponierend hoch erschienen, tief unten liegt der Gorazda, von dem österreichische Steilgeschütze nach Cetinje zielen, und, mit freiem Auge nicht erkennbar, die Festungen San Giovanni di Cattaro und Spagnuala di Castelnuovo. Zu unseren Häupten aber leuchtet ein Gletscher des Lovčenkammes. (Der Lovčen ist 1759 Meter hoch, der Vermatsch 789 Meter.)

Im Defilé zwischen Mrajanik und Lovčen verliert man das Meer aus dem Gesichtsfeld, an der Tafel, die in einer Höhe von 904 Metern die Grenze bezeichnet, jagt der Autobus ungehindert vorbei, kahles Land. Halt. Njegusch, die erste montenegrinische Stadt. Eine Stunde später sind wir in Cetinje.

Die Blockade hat Benzinmangel mit sich gebracht, und der Autoverkehr mit Rijeka ist eingestellt. Man wüßte nicht, was mit dem Vormittag anzufangen, die Sehenswürdigkeiten von Cetinje sind bald besichtigt, protzige Gesandtschaftspaläste — Wettrüsten der Architekten — fensterlose, ebenerdige Häuser, der runde Klosterturm auf einem Felsen, — wie gesagt, man wüßte nicht, wie man den Vormittag verbringen sollte, könnte man nicht den König besuchen. Links im Hochparterre des Konaks ist die Antichambre mit drei Ölgemälden, Leute warten, ein Adjutant sitzt beim Tisch, vor ihm liegt ein Bogen, in den Namen und Begehr jedes Audienzwerbers eingetragen wird. Da man Journalist ist, muß man zuerst ins Ministerium des Äußeren. Das ist drüben im Regierungspalais, — dem einzigen montenegrinischen Gebäude in Cetinje außer dem Königsschloß, das ein Stockwerk hat. Einige Zimmer sind als Lazarett eingerichtet, vor denen Verletzte und Angehörige der Patienten stehen. Eine Tür mit den Aufschriften „Kr. C. Ministarstvo unutrašnich diela" — „Ministère royal des

affaires étrangères" öffnend, sieht man einen jungen Mann in roter Duschanka. Nein, er sei nicht der Minister, nur der Diener, aber er werde den Herrn Minister gleich holen. Was nicht wörtlich zu nehmen ist: er bringt bloß den Ministerialsekretär Milo Ramadanovich, der vor allem dahin informiert, ein Interview mit dem König müsse noch am selben Tag der Kabinettszensur vorgelegt und im adressierten Kuvert dem Ministerium zur Expedition überlassen werden. (Das Land ist klein, und ohne diese Vorsichtsmaßregeln könnte ein Journalist europäische Verwicklungen hervorrufen, indem er das Königswort deutelt und verdreht. [Könnte er das nicht trotz der Zensur verüben, wenn er nach Österreich hinüberfährt und dort schreibt oder telegraphiert, wozu er Lust hat?]) Der Herr Ministerialsekretär begleitet zu Seiner Majestät. König Nikita geht im Audienzsaal, einem gebohnerten Salon mit Riesenvasen, auf und ab, ein mit grauem Bart auf Wange und Hals geschmückter dicker Herr, der in hellblauen Hosen, hellrotem, goldgesticktem Rock und roter Schärpe noch dicker wirkt, die Röllchen rund und von majestätischer Größe. Er ist trotz seiner Siebzig und trotz der Korpulenz von großer Beweglichkeit. Während des Gesprächs zieht er eine silberne Dose aus der Bauchbinde, in welchem Augenblick der an der Wand stehende Adjutant mit einem Feuerzeug herbeispringt. Kaum daß der Ministergehilfe den „Novinar iz Praga" präsentiert, und dieser seinen Wunsch „d'accepter un recueil authentique de la situation ..." vorgebracht hat, beginnt der König in lautem Ton und mit lebhaften Handbewegungen zu erklären, Montenegro könne Skutari unmöglich herausgeben, niemals, der Zugang zum Meer sei die einzige Existenzmöglichkeit des Staates, der Bojanafluß sein Lebensnerv, und der gelähmt, bliebe das Ostufer albanisch. Die Bojana und der Skutarisee seien für Montenegro und den ganzen Welthandel absolut wertlos, wenn sie nicht in der Hand einer zivilisierten, christlichen Nation wären, sondern in der der wilden Albaner. Dadurch würden die Balkanwirren nur eternisiert, denn man vermag die montenegrinischen Wünsche nach Erfüllung dieses lebenswichtigen Anspruches niemals zu unterbinden. „Die Mächte sprechen von Prestige, aber niemand bedenkt, daß das Königreich Montenegro auch ein Prestige zu wahren hat. Wir

haben in unserem Kriege gegen die Türken die Stadt unter furchtbaren Opfern erobert und können sie trotz Demarche der Großmächte, trotz Flottendemonstration und Blockade nicht herausgeben, um keinen Preis der Welt." Der Interviewer wagt zu fragen, ob nicht eine Recompense möglich sei, aber Se. Majestät erwidert, energisch im Ton, diplomatisch im Wortlaut: „Montenegro hat alle Versuche, sich durch eine Entschädigung abfinden zu lassen, weit zurückgewiesen. Es gibt keinen Ersatz für Skutari." Das ist Nikitas letztes königliches Wort, er wendet sich um, er will dem Interviewer nun einmal Skutari nicht abtreten. Der geht zum Ausgang, Se. Majestät besinnt sich, ruft ihm „Na zdar!" zu und lacht glücklich, weil ihm der tschechische Gruß eingefallen ist. Am Nachmittag erhält man die Einladung zur Hoftafel, am Abend wohnt man ihr bei, aber sie verläuft schmerzlos. Birnensuppe, Hammelbraten mit Sauce tatare, Torte, Eis und Mokka, der König bleibt nur eine halbe Stunde, es sind noch zwei Ministerialbeamten beigezogen, zwei Konsuln, die vor der Belagerung Skutaris geflüchtet waren und nun zurückkehren, und ein höherer türkischer Funktionär, der bei der Eroberung Skutaris gefangengenommen und jetzt freigelassen wurde.

Am nächsten Morgen liefert man das Interview dem Ministerialsekretär ab, der es ins Nebenzimmer trägt, — wahrscheinlich zum Referenten für österreichische Angelegenheiten. Nur einige formale Korrekturen sind zu machen, zum Beispiel die Ichform des Königs in „der montenegrinische Staat" zu ändern, und der Name „Skutari" durch „Skadar" zu ersetzen. Doch ist das Manuskript erkennbar kopiert, und man hat den Durchschlag vorzulegen, damit auch dieser richtiggestellt werde. (Als ob man nicht jenseits der Grenze jeden Zensurstrich öffnen könnte!)

Der Autoverkehr ist noch immer eingestellt, ein Wagen nicht aufzutreiben, und man muß zu Fuß nach Rijeka, an die Ostseite Montenegros. Nach kaum dreiviertelstündigem Marsche ist man auf dem Belvedere, einem Hügel, von dem aus sich ein weiter Prospekt ostwärts erschließt. Schilfumstanden und mit Wasserpflanzen übersät liegt der Skutarisee da wie ein ungeheurer Sumpf, die Firne der albanesischen Berge dahinter brennen in Weißglut, ihrem Namen Ehre machend, das ist nicht mehr die düstere grau-

grüngraue Höllenwirkung des Karstes, das ist Alpenlandschaft. Noch vier Stunden dauert es, bevor man, nach kurzer Einkehr in die grottenartige Behausung einer weinkredenzenden Hexe, im Abenddämmer in Rijeka ankommt, begleitet von Schüssen, die aus unmittelbarer Nähe abgefeuert werden und von den Felsen zehnfach widerhallen; montenegrinische Burschen machen mit Militärgewehren und -patronen Jagd auf „uklevy", kleine Fische.

Die Umgebung Rijekas ist beinahe tropisch, Maulbeer, Quitte, Granatäpfel und Feigen betäuben geradezu durch ihr Parfüm, weitausladend ist das Gerank. Aber die Stadt! Albanesisch, schmutzig, schiefgebaut, gebrechlich. Wenn Skutari Skadar wird, muß dieses Nest aufblühen, denn es liegt in der Mitte des Weges zwischen Cetinje, der Metropole, und Skutari, der größten Stadt, ist der Umschlagsplatz zwischen Skutarisee und dem Landweg nach Europa. Um so trister ist Rijekas Gegenwart, und eines der ärgsten Häuser ist das Hotel, sein Äußeres straft das Innere nicht Lügen. Dort übernachtet man.

Jäh verschwindet jeder Gedanke an individuelle Beschwer vor dem kumulativen Jammer jenseits des Sees, vor dem Elend der Stadt, die belagert war und nun erobert ist, über die der Hunger herrschte und noch immer herrscht, trotz aller Fruchtbarkeit des Wilajets. Vierhundert Erwachsene und zweihundert Kinder starben während der Zernierung an Hungerödem. Jetzt dürfen Maulesel aus Buschati wieder Kukuruz heranschleppen, Schiffe bringen in geflochtenen Käfigen Ferkel aus Altmontenegro, ohne Kanonenschüsse vom Tarabosch fürchten zu müssen. Doch noch immer bettelt kreidebleich, zu Gebein abgemagert, schlotternd, wankend, lallend Groß und Klein um einen Bissen Brot. Werden ihnen ein paar Para zuteil, dann galvanisieren sich die Knochen und tappen zum Fenster, wo Brot zu haben ist, für einen Piaster ein Stück aus schwarzem Mehl und so klein, daß man es mit zwei Fingern umspannen kann. Wehe dem Philantropen — ein Totentanz umwirbelt ihn, jeder, jeder hat Anrecht, das entschiedenste „Hadasch" genügt nicht zur Abwehr, die Makabren berühren den Wohltäter mit ihren Fingerknochen, starren aus gläsernen Augen, weichen nicht von seiner Seite.

Es gibt Mehl und Schafkäse, doch das montenegrinische Militär,

das sich in immer stärkeren Massen zusammenzieht, ißt es auf und treibt die Preise in die Höhe, die Soldaten haben lange nichts anderes als die Ration bekommen, ein Kilogramm Brot, zweihundertfünfzig Gramm Reis und Bohnen. Zigaretten sind billig.

Am bejammernswertesten sehen die Hunde aus, die hier, wie in den meisten Städten des Orients, herrenlos vor den Türen lungern. Sie mögen auch früher nicht wohlgepflegt gewesen sein, aber nun durchdringen ihre Rippen das räudige Fell, lethargisch, unempfindlich gegen Tritte liegen sie auf dem Bürgersteig, suchen im Straßenschmutz Nahrung, und begegnen einander dort Hund und Hündin, so beschnuppern sie sich nicht einmal ... Oft sitzt ein Mensch zwischen den Hunden, den Rücken an eine Häuserwand gelehnt, kraftlos.

Die Kabinette aller Großmächte verhandeln wegen Skutari, marschieren und demarchieren, blockieren und mobilisieren, demonstrieren und konferieren, statt mit hundert Waggons Mehl die Stadt der Hungersnot zu entreißen, die einzig mögliche europäische Politik zu machen! Geringschätzig schaut man auf den Balkan von jenem furchtbareren Balkan, der Europa heißt.

Der Häuserbau in Albanien steht auf niedriger Stufe — eine einzige Granate genügt zum Einsturz zweier Häuser. Fast neuntausend Artilleriegeschosse wurden in die Stadt gefeuert. Manche Straßen erinnern an Pompeji. Nur die untersten Mauerreste sind geblieben und sagen, hier stand ein Gebäude, hier wohnten Menschen, nun irren sie obdachlos und hungernd und ohne Habe umher und gehen abends im steinigen Innundationsgebiet des Kir zur Ruhe. Die Häuser, die an die zusammengeschossenen grenzen, zeigen dermaßen bedrohliche Risse, daß man sich unwillkürlich auf die andere Seite der Straße drückt. Die große katholische Kirche liegt halb in Schutt und Trümmern, von den Lufterschütterungen des Bombardements zersplitterten alle Fensterscheiben und bunten Glasmosaiken über den Torsegmenten.

Mäntel von Schrapnellen und Granaten sind beliebtes Kinderspielzeug. Den Tisch, an dem man sein Abendbrot, Eier und Schafkäse, verzehrt, „schmücken" braune Geschoßmäntel als Vasen, Schwertlilien stecken darin.

Diplomaten kommen an, man diskutiert die Balkankrise, von

Tag zu Tag verdichtet sich das Gerücht von der Neutralisierung Skutaris, bald wird auch bekannt, daß der König bereits in die Abtretung gewilligt habe, und daß die Übergabe der Stadt an ein internationales Detachement noch in diesem Monat vollzogen wird.

Am 25. Januar griechischen Kalenders, das ist am 10. Februar dieses Jahres, hatten die Czernogorzen auf dem Bardanjol, der Hügelkette nördlich von Skutari, nach dreitägigem Kampfe zwei Positionen der Türken eingenommen, die Montenegriner geben 2500 Tote und Verwundete an, von den Truppen Hassan Rizas fielen 4000. Seither sind drei Monate verstrichen. Auf den eroberten Flächen haben die Sieger Zelte aufgestellt, Abteilungen, Wachen und Patrouillen hüten den Berg.

Die Straße Domus-Bazar entlang vor die Stadt, am katholischen Kirchhof vorbei. Bis hierher hat sich Skutari nicht ausgedehnt, denn dieses Terrain setzt der See alljährlich unter Wasser. Flache, glatte Steine und Sand markieren das unendliche Innundationsgebiet. Der schmale Schienenstrang der Rollbahn ist ein sicherer Wegweiser. Am Horizont übergeht der Sand in glitzerndes Silber, später erkennt man den Fluß, der die kahle Landschaft durchströmt. Eine Holzbrücke führt über den Kir, vor dem weißen Schilderhäuschen ist eine Wache postiert. Soldaten waschen mit nacktem Oberkörper ihr Hemd und breiten es zum Trocknen aus. Hinter Gehölz, dessen Boden mit gigantischem Farnkraut überwuchert ist, ein kahles Plätzchen: die erste Spur des Kriegslagers, verkohlte Holzscheite, ein kreisrunder Abdruck im Boden, vom Kessel einer Feldküche stammend. Wenige Schritte weiter der Schützengraben. „Graben“ ist nicht das richtige Wort, „Schützenschlucht“ sollte es heißen; in die braunroten Felsen haben Hacken einen Riß gekerbt, hoch genug für einen aufrechtstehenden Mann. Mit dem geförderten Steinmaterial wurde die Deckung maskiert. Zwei, drei Kilometer lang ist die künstliche Böschung, Steinsäcke zum Auflegen der Gewehre, tausend an der Zahl, sind von Schüssen versengt. Von zwanzig zu zwanzig Meter ist in den Schützenverhau eine Hütte gegraben, Unterstand für die aus der Schwarmlinie abgelösten Türken. Diese Festung überkletternd, erklimmt man die Hänge des Bardanjol. Überall die verfitzten Stacheldrahtrechtecke, die man entlanglaufen muß. Zur

nächsten Position. Welch furchtbares Feuer hat hier gewütet! Der Fuß stapft in einem Meer von Kartons, Emballagen der Patronenmagazine. Bei jedem Schritt klirren Metallhülsen, mattglänzende, an der Spitze plattgedrückte Bleikörperchen liegen auf der Erde, die Gewehrgeschosse von drüben.

Zerfetzte Monturstücke, zerbrochene Hufeisen, durchlöcherte Brotsäcke, eine Spitzhacke, ein Tornisterfell, eine abgebrochene Bajonettspitze, schmutzige Tücher, Patronentaschen, Papiere, Stiefelsohlen, Stiefel und immer wieder Patronenhülsen und Patronenverschläge. Das Erdreich ist halbkugelförmig aufgewühlt, die Sträucher und Gräser und Farnkräuter verbrannt: Aufschlagstelle einer Granate. In den Gräben lagert noch Schweißgeruch der Soldaten. Vergeblich wirbelt man in krampfhaften Zügen Zigarettenrauch empor, Bremsen, Fliegen und Hummeln durchschwirren ihn, als wäre er blauer Äther. Pferdekadaver strecken gebleichte Knochen von sich, die braunen Fellfetzen bewegt der Windhauch, der, selten genug, vom See zum Bardanjol streicht.

Ein Posten, barfuß, tritt aus dem Schilderhaus, sein Hemd gelb von Alter und Schmutz, die Kleider zerrissen, das Gesicht mit Tüchern umwickelt. Von früh bis abends steht er Wache, wohnt hier, ein besonders armer Schlucker von Soldat, den man nur zu solchem Dienst verwendet. Vielleicht hat er den Posten für andere bezogen, die ihm einige Para bezahlen. „Du bist verwundet?“ fragt man ihn wegen seines bandagierten Kopfes. — „Nein, das schützt mich bloß vor den Mücken.“ — „Und was bewachst du?“ — „Die Mitrailleuse da.“

Aus gehackter Grube lugt die Mündung einer alten Gewehrkanone, ein zweiter Unterstand, mit Wellblech gedeckt, diente als Munitionsdepot und Aufenthaltsort für den feuerleitenden Offizier und die Bedienungsmannschaft; hoch aufgeschichtet noch volle Geschoßverschläge. Links die letzte Artilleriestellung der Türken, vier moderne Kanonen, Lafetten und Rohre hinter Verkleidungen aus Rasen und Erdwerk geborgen. Wattestücke liegen umher, die sich die Artilleristen bei dem mörderischen Krachen in die Ohren gestopft hatten.

An dem Felsen lehnt mit gebrochenen Holmen eine Tragbahre aus rotem Tuch. Aus rotem Tuch? Näher tretend sieht man, daß

die Imprägnierung unregelmäßig ist, es ist geronnenes Blut. Krähen und anderes Gevögel kreist bodennahe. Eine halbverfallene Kuča hat tausend schwarze Punkte im Mörtel — Löcher der Gewehrprojektile.

Der Dunst ist nicht auszuhalten. Nur schnell vorwärts. Man stößt auf einen menschlichen Körper. Sein braungrüner Fez ist aus der Stirn gerückt, leere Augenhöhlen eines Kopfskeletts, über das sich wirre Haare schatten, starren ins Nichts. Da noch einer, auf dem Rücken liegend, die Knochen der Arme emporgereckt. Und dort wieder einer mit verkrampften Händen, und wieder einer, und wieder einer. Dann ein totes Pferd, daneben zwei tote Menschen.

In die Sträucher blinzelt ein Wässerchen. Ein toter Türke staut die Strömung; die Wellen spielen mit den losen Knochen, deren viele schon fortgeschwemmt sind.

Der Wachposten zeigt ein Massengrab seiner Waffenbrüder, von einer Steinplatte gedeckt. Ein niedriges Grabmal nennt in zyrillischen Lettern einige Namen. Der Pestgeruch, der herausdringt, ist stärker als der um die Unbestatteten.

„Warum begrabt ihr nicht auch die Türken?“ — „Was kümmern uns die? Haben sie unsere Toten begraben?“

Czernogorzen aus dem Zeltlager füllen ihre Feldflaschen und trinken vom Wasser des Bächleins, das oben an der Türkenleiche zerrt.

DIE HETZJAGD

EINE TRAGIKOMÖDIE IN FÜNF AKTEN DES K. U K. GENERALSTABS

Erzherzog Viktor Salvator, Generaltruppeninspektor,
Feldmarschalleutnant Conrad von Hötzendorf, Chef des öst.-ung. Generalstabs,
Generalmajor Anton Höfer, dessen Stellvertreter,
Oberst Alfred Redl, Generalstabschef des 8. Korps in Prag,
Oberst Peter Umanitzky, Chef des Evidenzbureaus des Generalstabs,
Wenzel Worlitschek, Majorauditor,
Stefan Hromadka, Leutnant im Ulanenregiment Nr. 7,
Franzi Mittringer, seine Braut,
Baronin Daubek,
Rigo, Zigeunerprimas,
Strebinger, } Detektivs der Wiener Staatspolizei,
Steidl, }
Der Portier vom Hotel Klomser,
Franz, Diener im Hotel Klomser.

Die Vorgänge spielen sich am Abend des 24. Mai 1913 in Wien ab.

I.

IM HOTELZIMMER DES OBERSTEN REDL.

Redl, Hromadka, später Franzi.

Redl

(sitzt auf dem Sofa, hält den Arm um Hromadka geschlungen)

Sag' mir, daß du das nicht im Ernst meinst, ich bitte dich, sag' mir das! Um Gottes willen, das kann ja nicht dein Ernst sein, Stefan! Du weißt ja nicht, was ich alles für dich getan habe ...

Hromadka

Natürlich weiß ich das. Und ich bin dir gewiß sehr dankbar ...

Redl

Nein, du weißt nicht, was ich für dich getan habe. Wie weit ich gegangen bin, Stefan — — furchtbar weit ... Und nun willst du mich verlassen. Sag' mir, daß du's nicht ernst meinst, daß du mich nicht verlassen willst!

Hromadka

Ich will dich nicht verlassen. Ich will nur heiraten.

Redl

Heiraten, — — das nennst du „nicht verlassen"! Dann ist doch alles aus für mich und für dich. Du bist ein junger, hübscher Bursch — — jeder hat dich gern, die Welt steht dir offen. Und nun willst du alles aufgeben, willst dich festschmieden — — und noch dazu wegen einer Frau! Wegen einer Frau! Wer gibt sich denn schon mit Frauen ab? Müßiggänger in den Bars, Geschäftsreisende in den Hotels! Und dabei sind hundert Frauenzimmer noch immer besser als eines! Was willst du mit einer Frau reden? Ich werde dir ein Buch borgen, „Der physiologische Schwachsinn des Weibes".

Hromadka

Aber wenn ich sie liebe!

Redl

Ach was, du liebst sie nicht. Du hast dich nur von ihr einfangen lassen, sie will eben versorgt sein, und du warst zugänglich, weil ich schon so viele Monate nicht bei dir war. Ich bin zu lange nicht in Wien gewesen — — ich habe mich gefürchtet, hierherzufahren, weil ich es geahnt habe, daß du mir untreu geworden bist. Ich bin nicht gekommen, obwohl hier etwas Wichtiges auf mich wartet — — seit Monaten wartet etwas Wichtiges auf mich — — und doch bin ich nicht ...

Hromadka

Deine Ernennung zum Sektionschef?

Redl

Nein, noch nicht, etwas anderes.

Hromadka

Etwas Unangenehmes?

Redl

An sich nicht. Aber wenn du mich verläßt, so verläßt mich mein ganzes Glück. Stefan, schau, fahr' mit mir fort, in die Schweiz, nach Italien, daß du auf andere Gedanken kommst. Pfeif' auf das Frauenzimmer!

Hromadka

Sie liebt mich doch.

Redl

Und ich liebe dich nicht? Bist du nicht mein einziges Glück auf der Welt? Habe ich dir je Anlaß gegeben, dich über mich zu beklagen? Ich bin uneigennützig, ich will nur deine Liebe. Aber sie — — was ist sie überhaupt, woher hat sie die Kaution? Gott weiß, was das für eine hergelaufene Dirne ist!

Hromadka
(entschieden)

Pardon, du darfst sie nicht beleidigen. Wenn du mich früher gefragt hättest, hätte ich dir erspart, sie zu beleidigen. Meine Braut ist Beamtentochter, eine Industriallehrerin, hier in Wien. Wenn sie in der Schule bleibt, so brauchen wir keine Kaution — das ist eine kaiserliche Verordnung. Ich habe allerdings gehofft, daß sie ihre Stellung aufgeben ...

Redl

... daß ich die Kaution erlegen werde!

Hromadka

Ja, ich habe es gehofft, obwohl mir Franzi verboten hat, das anzunehmen. Aber jetzt, da du sie beleidigst ...

Redl

Franzi weiß von mir?

Hromadka

Sie weiß, daß du mein Freund bist.

Redl

Sie weiß, daß ich in Wien bin?

Hromadka

Ich habe ihr gesagt, daß ich zu dir gehe.

Redl

Und was weiß sie sonst?

Hromadka

Nichts.

Redl

Ja, „nichts“! Gib dich nur einem Weib in die Hand, du Narr! Sie denkt sich sicherlich ihren Teil — die Weiber haben nur Verstand für das, was sie nichts angeht. Aber darin sind sie unfehlbar. Schau, Stefan, laß die Weiber Weiber sein und bleib'

mein Freund. Ein Mann enttäuscht einen Mann niemals — bleib' bei mir, Stefan! Schau, ich bin in einem Jahr General, ich bin der bestbeschriebene Generalstäbler der Monarchie — ich muß Chef des Operationsbureaus werden, vielleicht Chef des Generalstabs oder Kriegsminister, und du (er setzt sich zu ihm und umschlingt ihn), du wirst mit mir aufsteigen, wirst außertourlich avancieren, in die Kriegsschule kommen, wenn du willst — einen Schimmel kauf' ich dir in Kladrub mit goldgestickter Decke, und einen Attila mit Biberbesatz — willst du? (Es klopft, sie merken es nicht.) Willst du? Ich verlange ja nichts dafür, als daß du mich lieb haben sollst ...

Franzi

(ist unbemerkt eingetreten)

Redl

... recht lieb haben, weiter will ich ja nichts von dir, als daß du mein Steffi bleibst und ich dein Fredi ...

Franzi

(tritt vor)

Hromadka

(springt auf)

Franzi! (Pause.) Franzi! Ich muß dir erklären ...

Franzi

(traurig)

Du brauchst mir gar nichts zu erklären, Stefan. Ich kenne dich genau und weiß, daß du ein guter Junge bist; und wenn du auch leichtsinnig bist, so hast du mich doch gern und bist überzeugt, daß ich's gut mit dir meine. Nein, Stefan, (sie mißt Redl) du bist nicht schuldig.

Redl

(kalt)

Sie wollen also sagen, ich bin „schuldig“, gnädiges Fräulein?

Franzi
(ausfallend)

Ja, das will ich sagen, ja, das will ich sagen! Schämen Sie sich, Herr Oberst, schämen Sie sich in Ihren goldenen Kragen hinein...

Hromadka

Aber Franzi, das verstehst du nicht.

Franzi

Nein, das verstehe ich Gott sei Dank nicht, und will es nicht verstehen. Ich mische mich auch nie in das, was ein Mensch tut. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet", habe ich in der Religionsstunde gelernt. Und ich will erst recht nicht richten, wovon ich nichts verstehe ... Aber was ich verstehe, Herr Oberst, ist, daß Sie diesen armen Jungen verführt haben und weiter verführen wollen. Sie haben ihn verwöhnt und verhätschelt und wollen ihn nun verderben, für immer verderben. Deshalb bin ich hierhergekommen, um Ihnen zu sagen, Herr Oberst, daß Sie mir meinen Stefan nicht ruinieren sollen. Was wollen Sie von ihm?

Redl

Mischen Sie sich nicht in Männersachen, gnädiges Fräulein.

Franzi

Nein, ich will mich nicht in Ihre Männersachen mischen, Herr Oberst, an denen Sie gewiß selbst schwer zu tragen haben. Ich sehe es Ihnen an, daß Sie selbst nicht glücklich sind — aber ziehen Sie diesen Jungen nicht mit in Ihr Unglück. Machen Sie sich Ihre Männersachen mit Männern ab, die so sind, wie Sie, aber dieser Bub da, ist nicht so, wie Sie sind, er liebt mich, verstehen Sie, eine Frau!

Redl

Es ist doch wohl mir überlassen, mit wem ich Freundschaft halten will.

Franzi

Was sprechen Sie da von Freundschaft? Warum belügen Sie sich selbst? Ist das eine Freundschaft, wenn Sie doppelt so alt

sind wie er? Was ist das für eine Freundschaft, wenn Sie diesen braven Bauernjungen unter Kavallerieoffiziere gesteckt haben, unter adelige Nichtstuer, die ihn offen verachten würden, wenn sie nicht vor Ihnen Angst hätten, der Sie ihn angeblich protegieren, während Sie in Wirklichkeit nichts für ihn tun wollen.

Hromadka

Aber Franzi! Oberst Redl hat doch wirklich genug für mich getan!

Franzi

Das glaubst du! Ja, er hat dir ein Reitpferd gekauft und schöne Uniformen machen lassen und dir eine Wohnung eingerichtet und dir Bonbons geschickt und Champagner, aber warum? Damit er dich an das Wohlleben gewöhnt, damit du dich nicht von ihm losreißen kannst. Aber hat er dir nicht versprochen, dich in die Kriegsschule zu bringen? Warum redet er dir nicht zu, daß du lernen sollst, dich für die Prüfung vorbereiten? Nur weil er Angst hat, du könntest selbst etwas leisten und ihn nicht mehr brauchen. Deshalb bist du auch noch nicht dem Evidenzbureau zugeteilt, trotzdem er dir's versprochen hat. Wenn er wirklich gewollt hätte, wärest du schon zehnmal drin! Ein Wort vom Obersten Redl sollte nicht genügen?

Redl

Gnädiges Fräulein überschätzen meine Macht.

Franzi

O nein, Herr Oberst, ich habe mich genau nach dem Mann erkundigt, der sich als Freund meines Stefan bezeichnet. Und ich habe überall die gleiche Auskunft bekommen: der Name des Obersten Redl gilt in der Armee beinahe so viel wie der Name des Kaisers. Oberst Redl ist der geniale Organisator des österreichischen Kundschaftsdienstes, Oberst Redl ist ein Meister in der Anwerbung von Spionen, Oberst Redl ist unfehlbar in der Entlarvung von Spionen und unwiderlegbar als Sachverständiger in Spionageprozessen, er ist es, der alle Angeklagten in den Kerker bringt. Das sind Sie, Herr Oberst Redl! Mir hat das alles nicht gefallen, denn ich habe aus dem Religionsunterricht nur eines

behalten: „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet". Und wie man Spione anwerben kann und gleichzeitig bestrafen, verstehe ich nicht... Aber, was ich mir vor allem gedacht habe, war das: wenn er hundert Feinde leicht in die Karriere des Verbrechens bringen kann, so könnte er auch einen Freund leicht in die Karriere der Arbeit bringen.

Redl

Gnädiges Fräulein, ich verbiete Ihnen, sich in meine dienstlichen Angelegenheiten zu mischen.

Hromadka

Franzi, du benimmst dich skandalös!

Franzi

Jawohl, Herr Oberst, Sie haben *hier* ein Recht, sich etwas zu verbieten. Ich soll mich nicht in Ihre Männersachen mischen und nicht in Ihre dienstlichen Angelegenheiten. Gut, Herr Oberst! Aber mischen Sie Stefan, meinen Jungen nicht in Ihre traurigen Männersachen und in Ihre traurigen dienstlichen Angelegenheiten. Sonst werde *ich* es Ihnen verbieten. Armer Stefan! (Zu Redl:) Wir sehen uns wieder. (Ab.)

Redl

Da hast du eine Vorahnung der Gardinenpredigten, die auf dich in deiner Ehe warten! Wie sie dir nachgeschnüffelt hat! Und wie sie über mich Erkundigungen eingezogen hat! — Kein internationaler Spion könnte mehr erfahren! Und wie sie meine Tätigkeit kritisiert...

Hromadka

Ich muß dich um Entschuldigung bitten.

Redl

Na schön. Aber ich will dich den Fängen dieses Weibes entreißen, das ist eine Hexe, sag' ich dir. Fahr' mit mir fort, wir machen eine herrliche Alpentour.

Hromadka

Ich habe doch keinen Urlaub.

Redl

Ich verschaffe dir ihn morgen, willst du?

Hromadka

(zögernd)

Aber . . .

Redl

Kein aber! Willst du? (Da Hromadka den Kopf schüttelt.) Wir fahren im Auto. In einem Tourenwagen, ich kaufe dir einen Tourenwagen.

Hromadka

Einen Austro-Daimler?

Redl

Ja, einen Austro-Daimler.

Hromadka

Wann?

Redl

Morgen früh.

Hromadka

Ehrenwort?

Redl

(lächelnd)

Ehrenwort.

Hromadka

Hast du so viel Geld?

Redl

Ja.

Hromadka

Hier in Wien?

Redl

(sieht auf die Uhr)

Ja, aber geh' jetzt und packe deinen Koffer. Und morgen kommst du? Ehrenwort?

Hromadka

Ehrenwort! Du gehst doch auch weg?

Redl

Nein, — — das heißt, ich gehe jetzt auch weg.

Hromadka

Also gut, da gehn wir gemeinsam.

Redl

Nein, das geht nicht. Ich muß erst Zivil anziehen.

Hromadka

Na, ich warte gerne.

Redl

Nein, ich habe einen privaten Weg.

Hromadka

(scherzhaft mit dem Finger drohend)

Aha, Liebesangelegenheit, was?

Redl

Keine Spur! Etwas ganz anderes. Aber geh' jetzt!

Hromadka

Na, na, schmeiß' mich nur nicht hinaus. Soll ich dir ein Auto herschicken?

Redl

Ja, bestell' mir ein Auto — — oder nein, ich nehme mir unterwegs einen Wagen.

Hromadka

Wie du willst! Also, gehorsamsten Respekt, Herr Oberst! (Ab.)

Redl

Auf Wiedersehen, morgen, mein Stefan! (Er zieht rasch den Waffenrock aus.)

Vorhang.

II.

DIE KRIMINALISTISCHEN EINRICHTUNGEN DES KUNDSCHAFTSDIENSTES

(Der Chef des Evidenzbureaus Oberst Umanitzky; dann Generaltruppeninspektor Erzherzog Viktor Salvator, und Chef des österr.-ungar. Generalstabs FMLt. Conrad von Hötzendorf)

Umanitzky
(am Schreibtisch sitzend, telephoniert)

Nein, nein, Herr Polizeirat, entlassen Sie den Mann heute um sechs Uhr aus der Haft, ich schicke jemanden auf die Elisabethpromenade, der ihn überwachen wird. Da wird sich ja das weitere herausstellen.

(Salvator und Conrad treten ein)

Umanitzky
(springt auf)

Gehorsamsten Respekt, kaiserliche Hoheit! Gehorsamsten Respekt, Exzellenz!

Conrad

Guten Tag, Herr Oberst!

Salvator
(Umanitzky die Hand reichend)

Servus, Umanitzky! Wie geht's denn alleweil? Geht's noch immer bei den Maderln? Gestern war ich im Tabarin, da ist jetzt eine Ungarin, die Ilonka, tadellos, (mit Handbewegung) Vorhut, Nachpatroulle ...

Conrad

Herr Oberst, wir kommen, die Einrichtungen des Kundschaftsdienstes in Augenschein zu nehmen.

Salvator

Hast du einen Kognak, Umanitzky? Oder einen Whisky-Soda? Du, vorgestern nachmittag hab' ich bei Sacher einen Sherry-Cobbler gezuzelt, die Ertrinkenden halten sich ja an jedem Strohhalm fest...

Conrad

Wir sind dienstlich hier, kaiserliche Hoheit.

Salvator

(streng)

Freilich, dienstlich, Herr Oberst! Ich befehle Ihnen, uns die Einrichtungen des Kundschaftsdienstes zu zeigen. Ich verbiete Ihnen, hier Privatgespräche zu führen! (Aus der Rolle fallend:) Hast du wirklich keinen Kognak?

(Conrad bedeutet Umanitzky, Salvator eine Flasche Kognak hinzustellen. Salvator setzt sich und trinkt)

Umanitzky

(erklärt)

Hier, Exzellenz, sind die Photographien aller spionageverdächtigen Personen des In- und Auslandes alphabetisch eingeordnet, Spione und Spioninnen.

Salvator

(aufspringend)

Sapperlot! Weiber hast du auch da? Sind fesche Weiber darunter, ja? Das muß ich mir einmal ansehen!

Conrad

Wir sind dienstlich hier, kaiserliche Hoheit.

Salvator

Na, was denn! Was glauben Sie eigentlich, Herr Oberst? Wir sind dienstlich da, Herr Oberst! Glauben Sie denn, wir gehen zum Privatvergnügen in eine Militärkanzlei? (Aus der Rolle fallend:) Geh', zeig' mir ein paar fesche Weiber, Umanitzky, mach' ka G'schichten.

Conrad

Wie beschaffen Sie sich die Bilder, Herr Oberst?

Umanitzky

Die Photographien der Personen, die angehalten wurden oder vorbestraft sind, übersenden uns die Polizeibehörden. Andere Bilder bekommen wir von unseren Konfidenten. Manche Personen photographieren wir, ohne daß sie es merken . . .

Conrad

Ohne daß sie es merken?

Salvator

Ohne daß sie es merken? Das ist riesig praktisch! Du, da kannst du ja auch Aktphotographien machen, was? Na, sicher machst du auch Aktphotographien; Umanitzky, bitt' schön, zeig' mir ein paar nackte Weiber, bitt' schön, bitt' schön!

Conrad

Wie photographieren Sie die Leute, ohne daß sie davon wissen?

Umanitzky

Jede Person, die hier in diesem Stuhl sitzt und sich zur Spionage anbietet oder mir irgendwelche Mitteilungen macht, wird en face und im Profil photographiert. Diese Gemälde an der Wand sind für die Doppellinse eingeschnitten, und hinten (er dreht die Gemälde um) steckt der photographische Apparat.

Conrad

Ausgezeichnet!

Salvator

Ausgezeichnet! (Er setzt sich in den Klubfauteuil.) Du mußt mich jetzt gleich photographieren. Sechs Kabinettbilder, bitte. Weißt, ich war vorgestern beim Ronacher, und da hab' ich mir die sechs Piccadilly-Girls ins Separé bestellt, weißt du, die von dem englischen Ballett, und die wollen jede eine Photographie von mir.

Conrad

(zu Umanitzky)

Bitte weiter, Herr Oberst.

Umanitzky

Außerdem wird von jeder Partei ein Fingerabdruck abgenommen, ohne daß sie davon eine Ahnung hat. Diese Abdrücke werden dann in die daktyloskopische Registratur eingereiht...

Conrad

Wie stellen Sie diese unbemerkten Fingerabdrücke her?

Umanitzky

Entweder lasse ich das Telefon läuten und reiche meinem Gast die Zigarettenschachtel oder die Bonbonniere hin, während ich spreche. Oder ich offeriere eine Zigarette, und die Partei schiebt das Feuerzeug mit dem Aschenbecher zu sich. Die Schachtel aber und der Aschenbecher sind mit Mennige bestreut.

Conrad

Und wenn die Partei weder eine Zigarette noch ein Bonbon nimmt?

Umanitzky

Dann lasse ich mich für einen Augenblick aus dem Zimmer abberufen. Ist die Person ein Spion, so greift sie bestimmt nach diesem Akt da, auf dem steht: „Geheim! Streng reservat!" Und dieser Akt ist auch mit Seidenpulver bestreut.

Conrad

Kolossal praktisch!

Salvator

Das ist gar nicht praktisch! Wenn ich bedenk', wo ich überall hingreifen tu mit meinen Fingerspitzen — da kann ja jeder hergehen und nach den Fingerspuren mein Inkognito lüften! Vor vier Tagen zum Beispiel war ich zum Beispiel bei der Madame Rosa im Separé...

Conrad

Wir sind dienstlich hier, kaiserliche Hoheit.

Salvator

Natürlich dienstlich. Ich frage Sie dienstlich, Herr Oberst, kann man auch an einem Frauenkörper Fingerspuren konstatieren?

Umanitzky

Gewiß, kaiserliche Hoheit.

Salvator

Das ist eine Schweinerei! Ja, soll man denn gar kein Vergnügen mehr haben auf derer Welt?

Conrad

Bitte weiter, Herr Oberst!

Umanitzky

Hier, dieser Schrank ...

Conrad

Diese Hausapotheke?

Umanitzky

... ist keine Hausapotheke, Exzellenz, sondern darin ...

Salvator

... darin ist Champagner. Hab' ich's erraten, Umanitzky, was? Ich bin schlau, was? Schon von Jugend auf bin ich so gescheit; wir haben eine Zofe gehabt, die hat immer gesagt, ich bin so gescheit, daß man mit mir Mäuse fangen könnt'. Aber ich weiß nicht wie's kommt, ich fang' keine Mäuse mehr. Heute nacht, wie ich aus dem Tabarin nach Haus' gefahren bin, hab' ich so viel weiße Mäuse gesehen ...

Conrad

Was ist also darin, in der Hausapotheke?

Salvator

Champagner ist drin, ich hab's doch schon gesagt! Ich bin selbst darauf gekommen.

Umanitzky
(öffnend)

Darin ist der Aufnahmeapparat eines Grammophons, der vor wichtigen Gesprächen aufgezogen wird. Hier sehen Sie den Schalltrichter.

Salvator
(enttäuscht)

In den huste ich.

Umanitzky

Alles was gesprochen wird, wird von einem Stift in eine Grammophonplatte gekratzt und protokollarisch festgelegt.

Salvator

Das ist großartig! Du, Umanitzky, du mußt mir das jetzt sofort vorspielen lassen, was ich hier gesprochen hab'. Das wird fabelhaft sein!

Umanitzky

Bedaure, kaiserliche Hoheit, der Apparat war nicht aufgezogen.

Salvator

Das ist aber eine Schlamperei! Natürlich — so gehen meine besten Aussprüche verloren! Schade um jedes Wort, das man redet! Aber ich lass' mir jetzt zu Hause einen solchen Apparat einbauen, und am Abend werde ich immer das, was ich gesprochen habe, der Akademie der Wissenschaften einschicken für die philosophische Klasse. Du weißt doch, Conrad, daß ich Protektor der Akademie der Wissenschaften bin?

Conrad

Gewiß, kaiserliche Hoheit. Auch weiland Ihr Herr Vater ist ja schon Protektor der Akademie der Wissenschaften gewesen.

Salvator

Aha, ich weiß schon, was du sagen willst: du glaubst, ich hab' das geerbt, daß alles nur Protektion ist. Nein, mein Lieber, so einfach ist das nicht! Ein bisserl was hat es mir gewiß schon genützt, daß ich ein Erzherzog bin, das gebe ich zu, aber etwas muß man

auch schon selbst leisten, bevor man Protektor der Akademie der Wissenschaften wird!

Conrad

Gewiß, kaiserliche Hoheit! (Zu Umanitzky:) Ihre Einrichtungen sind raffiniert und hochinteressant! Sind die nach Ihren Angaben geschaffen werden?

Umanitzky

Nein, Exzellenz, ich muß wahrheitsgemäß feststellen, daß alle diese Einrichtungen von Oberst Redl stammen. Als Leiter der Kundschaftsstelle hat Oberst Redl alles organisiert, die Bedingungen für die Anwerbung und Aufnahme von Kundschaftern verfaßt und die Normen für die Entlarvung feindlicher Spione.

Conrad

Ein genialer Kerl, der Redl. Der wird noch einmal mein Nachfolger werden.

Salvator

Ein ekelhafter Kerl, der Redl. Ich hab' ihn noch nie mit Mädeln gesehen.

Umanitzky

Es ist schade, daß Redl nicht mehr hier ist.

Conrad

Ja, ich habe ihn eben in Prag als Generalstabschef gebraucht. Es kann jeden Moment ein Krieg ausbrechen, und Prag ist ein böses Terrain — Panslawismus, Staatsrecht, Antimilitarismus, antidynastische Gesinnung und latenter Hochverrat — da muß einer dort sein, der sich mit dem Spitzeldienst so auskennt, wie der Redl.

Umanitzky

Übrigens darf ich wohl ohne Übertreibung gehorsamst bemerken, daß die Einrichtungen auch unter meiner Leitung so tadellos funktionieren, als ob Oberst Redl da wäre.

Conrad

Herr Oberst, eben deshalb sind wir hergekommen. Die Spionageabwehr funktioniert n i c h t zu unserer Zufriedenheit. Was nützen mir all diese kriminalistischen Einrichtungen, wenn jede unserer geheimsten Vorkehrungen an der russischen, serbischen und italienischen Grenze schon nach drei Tagen mit feindlichen Gegenmaßnahmen beantwortet wird?

Umanitzky

Exzellenz, wir müssen von sehr hochstehender Seite verraten werden.

Salvator

(beiseite)

Meiner Seel', jetzt werde ich vielleicht noch selber in Verdacht kommen. (Laut:) Aber, meine Herren, ich weiß ja gar nichts von Grenzvorkehrungen, mein Ehrenwort! Ich könnt' höchstens den Aufmarschplan vom Ballett verraten, oder die Dienstvorschriften bei der Frau Sachs.

Conrad

Gewiß, wir werden von sehr hochstehender Seite verraten. Und es ist eben Sache des Evidenzbureaus, herauszufinden, wer diese sehr hochstehende Seite ist. Was haben Sie unternommen, Herr Oberst?

Salvator

Ich würde diese sehr hochstehende Seite einfach verhaften. Und aufhängen. Ganz egal, wer's ist, du oder ich — das heißt, ich nicht, aber der Umanitzky zum Beispiel. Sag' mal, Conrad, warum läßt du diese sehr hochstehende Seite nicht einfach verhaften?

Conrad

Aber, kaiserliche Hoheit, man weiß doch gar nicht, wer es ist.

Salvator

Da muß man es eben herausfinden!

Conrad

Gewiß, kaiserliche Hoheit. Also, Herr Oberst, was haben Sie unternommen?

Umanitzky

Wie Exzellenz wissen, haben wir auf dem Wiener Hauptpostamt ein „Schwarzes Kabinett" etabliert, wo die verdächtigen Briefe geöffnet werden — dem Staatsgrundgesetz zum Trotz, das die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses garantiert.

Conrad

Sie wissen doch, Herr Oberst, Sie haften mir dafür, daß kein Mensch davon erfährt, sonst hätten wir schöne Skandale im Parlament.

Umanitzky

Die Polizeibeamten, die die Zensur vornehmen, und durchschnittlich tausend Briefe im Tag öffnen, sind selbst nicht darüber informiert, daß sie im Auftrage der Militärbehörden arbeiten. Sie glauben, daß sie hauptsächlich wegen Zollschwindeleien und Schmuggel die Zensur vornehmen.

Conrad

Und das Resultat?

Umanitzky

Außer den beiden Briefen, die bei der Hauptpost erliegen, hat sich noch nichts Besonderes ergeben.

Conrad

Das sind die Geldsendungen von der russischen Grenze?

Umanitzky

Jawohl, Exzellenz, aus Eydtkuhnen.

Conrad

Und wie lange liegen die schon dort?

Umanitzky

Der erste mit achttausend Kronen Inhalt ist schon im Februar angekommen, der zweite mit den sechstausend Kronen erst Anfang März.

Conrad

Also beinahe ein halbes Jahr! So hohe Geldbeträge — und niemand holt sie ab!

Umanitzky

Bisher nicht. Ich lasse natürlich den Postschalter bewachen.

Salvator

Einverstanden! Ausgezeichnet! Ein Doppelposten mit „Bajonett auf“ geht vor dem Schalter auf und ab. Und wenn der Spion kommt, wird er gleich erschossen. Ausgezeichnete Idee, lieber Umanitzky, ich beglückwünsche dich.

Conrad

Wie führen Sie die Überwachung durch, Herr Oberst?

Umanitzky

Ich habe zwei Geheimagenten der Polizei in einem Zimmer des Postamtes untergebracht und dieses Zimmer durch ein Läutewerk mit dem Postschalter verbinden lassen. Wenn jemand die Briefe mit der Chiffre „Opernball 13“ abholen kommt, so drückt der Postbeamte auf den Knopf, die Detektivs kommen herbei ...

Salvator

.... und verhaften ihn, nicht wahr?

Umanitzky

Jawohl, kaiserliche Hoheit, verhaften ihn.

Salvator

Sixt es, ich hab' mir das gleich gedacht.

Conrad

Ich wollte, es wäre schon so weit. Herr Oberst, ich mache Sie persönlich dafür verantwortlich, daß die ganze Angelegenheit dieser Briefe aufgeklärt wird.

Umanitzky

Jawohl, Exzellenz.

Conrad

Ich muß jetzt gehen. Haben kaiserliche Hoheit weitere Befehle?

Salvator

Nein, vorläufig nicht. Kannst gehen, Conrad. (Geheimnisvoll:) Ich werde hier noch ein bisserl inspizieren. (Laut:) Also Servus, Conrad! Wir sehen uns beim Nachtmahl im Grand Hotel. Servus!

(Conrad ab.) So, Umanitzky, endlich allein! Und jetzt zeigst mir ein paar fesche Spioninnen! Hast du wirklich keine Photographien von nackten Weibern?

Umanitzky

Leider nicht, kaiserliche Hoheit. Aber gestern war eine Polin hier, schwarz, aber prachtvoll!

Salvator

Kannst du mir sie nicht schicken? Ich werde ihr schon etwas stecken, eine falsche Nachricht oder so was.

Umanitzky

Ich weiß nicht, kaiserliche Hoheit, ob sie noch einmal kommt.

Salvator

Dann zeig' mir wenigstens ihr Bild. Du hast doch ihr Bild hier?

Umanitzky

Jawohl, kaiserliche Hoheit. (Geht zur Registratur.) Wie hat sie denn geheißen? Aha... (Das Telephon läutet, Umanitzky will hingehen.)

Salvator

Zuerst das Bild, Umanitzky, bitt' schön!

Umanitzky

Einen Augenblick, kaiserliche Hoheit!

Salvator

Das Telephon läuft dir ja nicht weg!

Umanitzky

Ich werde es rasch erledigen. (Er nimmt den Hörer.) Hier Oberst Umanitzky. Wer ist dort? Aha, Hauptpostamt, ja. So? Behoben?

Salvator

Der Opernball? (Umanitzky nickt.) Gib mir das Telephon!

Umanitzky

(stößt ihn leicht zurück)

Von einem eleganten starken Herrn, ja. Hat man ihn denn nicht sichergestellt? Was? Nein? Warum nicht? Was sagen Sie?

Die beiden Detektivs haben gerade ihre Hosen gebügelt, weil Samstagabend ist? ! Schweinerei ! ! Dazu haben sie ein halbes Jahr auf ihn gewartet? ! Und konnten sie ihm nicht nachlaufen? Wie? Er ist gleich in ein Auto gesprungen, und sie hatten kein Auto? Warum hatten sie kein Auto?

Salvator

Warum hatten sie kein Auto? Ein jeder Detektiv hat ein Auto zu haben — — oder noch besser, zwei Autos, auf jedem Trottoir eines.

Umanitzky

Wo sind die Kerle? Sie versuchen das Auto auszuforschen? Was war's denn für ein Wagen? Wie, ein Taxi?

Salvator

Thurn-Taxis? Aha, Postamt Thurn-Taxis !

Umanitzky

Ein Taxi, zum Teufel, da nützt es ja nichts, wenn man es ausforscht, der Gauner ist doch sicher nicht direkt nach Hause gefahren, der ist entwischt ! Schrecklich ! Ja, schicken Sie mir sofort den Schalterbeamten her, vielleicht erkennt er den Kerl nach meinen Spionenphotographien. (Er hängt das Hörrohr ab.)

Salvator

Ja, sofort den Spion herschicken, vielleicht erkennt er den Schalterbeamten nach der Photographie.

Umanitzky

Schrecklich ! (Ins Nebenzimmer :) Alle Herren hierbleiben ! Permanenzdienst !

Salvator

Sehr gut, Permanenzdienst ! (Ins Nebenzimmer :) Auf mein Kommando : Permanenzdienst ! (Er ruft ins Hörrohr :) Ganze Garnison Bereitschaft ! Kavallerie ausrücken, Attacke ! !

Umanitzky

(aufgeregt umhergehend)

So eine Schweinerei ! Lassen die Detektivs den Mann entwischen ! Sie müssen gerade die Hosen bügeln !

Salvator

Na ja, die Hosen waren vielleicht schon ausgebuchtet.

Umanitzky

Aber daß sie das machen müssen, wenn die Briefe abgeholt werden!

Salvator

(geheimnisvoll)

Weißt, vielleicht haben sie gar nicht gewußt, daß die Briefe grad' behoben werden. Du, zeig' mir jetzt die Photographie von der polnischen Spionin, Umanitzky!

Umanitzky

Ich kann jetzt nicht, kaiserliche Hoheit, jetzt muß man arbeiten.

Salvator

Natürlich, jetzt muß man arbeiten. (Er rennt von einem Apparat zum andern und macht sich daran zu schaffen. Ins Telephon:) Alle Kanonen herausstecken! Postamt Bereitschaft! Alle Briefträger auf die Pferde! So! Und jetzt soll sofort der Spion herkommen!

Umanitzky

Kaiserliche Hoheit sollten sofort Exzellenz Conrad verständigen, daß die Briefe behoben sind.

Salvator

Natürlich, Conrad behoben — — Briefe verständigen — — wird gemacht!

Umanitzky

Es hat Eile, kaiserliche Hoheit.

Salvator

Natürlich! (In die Kognakflasche telephonierend:) Die Kriegsflotte auf die Donau bringen! Alle Spione Permanenzdienst! Servus, Umanitzky, ich muß fortgehen, (erklärend:) es hat nämlich Eile.

Umanitzky

Gehorsamsten Respekt, kaiserliche Hoheit.

Vorhang.

III.

DETEKTIVS IN DER HOTELHALLE.

Portier
(klatscht in die Hände)

Franz! Gepäck von Nummer vierundsechzig. (Ins Kontor rufend:) Rechnung für Nummer fünfzehn, sechzehn! (Hinaufrufend:) Klara, vierundsechzig aufräumen! Franz! Wo steckt der Lausbub? (Franz kommt.) Gepäck von Zimmer vierundsechzig, aber schnell!

(Strebinger im Raglan, mit karierter Mütze, glattrasiert, die englische Pfeife nervös in der Hand schwingend, stürmt herein. Hinter ihm kommt Steidl, grauer steifer Hut mit gerader Krempe, gelber Überzieher.)

Portier

Die Rechnung für fünfzehn, sechzehn. (Zu den beiden:) Ein Zimmer mit Bad?

Strebinger

Mit Bad?

Steidl

Nein, wir wollen nur fragen ...

Portier
(eilt ab)

Einen Moment, bitte.

Strebinger
(will ihn zurückhalten)

Hallo ...

Steidl

Laß ihn, jetzt hat's wirklich keine Eile mehr.

Strebinger

Bei dir hat's niemals Eile! Genau so wie mit deinem Hosenbügeln, da hast du auch eine halbe Stunde herumgewurstelt!

Steidl

Die sehen aber auch aus, wie vom Schneider, was?

Strebinger

Ich pfeif' auf die Bügelfalte! Ein halbes Jahr hocken wir auf dem blöden Postamt, und endlich läutet die Glocke, und da haben wir beide keine Hosen an.

Steidl

Na, und was hat es uns geschadet?

Strebinger

Ich bitte dich, mach' mich nicht verrückt! Was redest du für Unsinn! Was es uns geschadet hat? Entwischt ist er uns!

Steidl

Und wenn wir die Hosen angehabt hätten?

Strebinger

Dann hätten wir ihn noch anhalten können, bevor er ins Auto gestiegen ist.

Steidl

No ja, dann hätte er uns niedergeschossen.

Strebinger

Wir hätten aber unsere Pflicht erfüllt.

Steidl

Was ist das für eine Pflicht, sich erschießen zu lassen? Das steht nicht im Dienstvertrag.

Strebinger

So ist er uns vor der Nase weggefahren!

Steidl

Und wir wissen, daß er hier ist.

Strebinger

Durch einen glücklichen Zufall.

Steidl

Na, siehst du, wenn wir nicht die Hosen gebügelt hätten, wären wir erschossen und hätten keinen glücklichen Zufall.

Strebinger

Natürlich, du hast immer Ausreden für deine Langweiligkeit!

Steidl

Und du hast immer Eile. Du wolltest ja schon vom Postamt aus an den Herrn Polizeirat telephonieren, daß uns der Spion ausgerutscht ist. Da wären wir jetzt beide entlassen.

Strebinger

Ich konnte doch nicht wissen, daß wir dasselbe Auto nochmals treffen werden. Und ich habe gebrüllt, es soll stehen bleiben, trotzdem es leer war.

Steidl

Na ja.

Strebinger

Ich habe gebrüllt, ich habe gebrüllt!

Steidl

Na ja.

Strebinger

Warum hast du nicht gebrüllt?

Steidl

Weil du gebrüllt hast! Wie sieht denn das aus, wenn zwei Leute auf der Ringstraße stehen und beide brüllen einen Chauffeur an?

Strebinger

Und wer hat den Chauffeur gefragt, wohin er von der Post mit dem Mann gefahren ist? Und wer hat dann gesagt, wir sollen ihm ins Café Kaiserhof nachfahren?!

Steidl

Glaubst du, ich wäre in den Prater gefahren? Und das Messerfutteral da, hab' ich im Wagen gefunden!

Strebinger

Kein Kunststück, wenn ich den Wagen angebrüllt hab' und dem Chauffeur befohlen, nochmals ins Café Kaiserhof zu fahren!

Steidl

Er war ja nicht mehr im Kaiserhof.

Strebinger

Aber ich hab' am nächsten Autostandplatz herausgekriegt, daß er eben weggefahren ist.

Steidl

Aber nicht, wohin! Das hat der Wasserer mir gesagt, der dort die Karosserien wäscht und den Herren Chauffeuren Würsteln holt; der hat's gehört, wie der Herr gesagt hat, „ins Hotel Klomser".

Strebinger

Na ja, gewiß, wir haben beide das gleiche Verdienst an der Ausforschung des Täters.

Steidl

Ja, wir wissen beide nicht, wer es ist.

Portier

(kommt)

Was ist denn mit der Rechnung für Zimmer fünfzehn, sechzehn?

Strebinger

Verzeihen Sie, Herr Portier, wer ist denn jetzt mit dem Auto gekommen?

Portier

Na hören Sie, glauben Sie, ich habe Zeit, mich darüber zu unterhalten, wer mit dem Auto fährt und wer zu Fuß hatscht?

Steidl

Wir sind Detektivs der Polizeidirektion.

Portier

Ah, das ist etwas anderes.

Franz

(mit Gepäck beladen)

Gepäck von Zimmer vierundsechzig.

Portier

Ich hab' jetzt keine Zeit! (Franz ab.) Also, Sie wollen wissen, wer jetzt mit dem Auto angekommen ist?

Strebinger

Ja, während der letzten halben Stunde.

Portier

Also, da haben wir zuerst das Fräulein Schönemann aus Berlin, die hat Nummer achtzehn mit Bad, dann ist um sechs ...

Franz

Rechnung von fünfzehn, sechzehn!

Portier

Stör' mich jetzt nicht, Lausbub, blöder! Also, dann ist noch gekommen, Herr Nikolic aus Sarajevo ...

Strebinger

Aha, das ist er ...

Portier

So? Der ist gleich im Krankenstuhl ins Zimmer hinaufgebracht worden, der arme Herr hat keine Beine ... und ist ein Verbrecher, wer hätte das geglaubt?!

Strebinger

Keine Beine? Dann kann er nicht ins Auto gesprungen sein.

Steidl

Wer ist noch angekommen?

Portier

Dann ist einer gekommen, der hat Zimmer fünfundzwanzig, ein Russe ...

Strebinger

Aha ...

Portier

Wie heißt er denn nur? (Er sieht nach.) Nijinski, Mitglied des kaiserlichen Hofopernballetts in Petersburg ...

Strebinger

(zu Steidl)

„Opernball 13", verstehst du?

Portier

Ja, der ist gerade angekommen, direkt vom Westbahnhof, mit fünfzehn Koffern, lauter Kostüme, drei Autos waren voll.

Steidl

Sonst niemand?

Portier

Ja, vorher ist noch der Herr Oberst Redl gekommen.

Steidl und Strebinger

Wer? Oberst Redl? Unser Oberst Redl?

Portier

Der vom Generalstab.

Strebinger

(zu Steidl)

Du, das ist großartig! Jetzt wohnt der Spion mit unserem Obersten Redl unter einem Dach! (Lachend:) Vielleicht gar Wand an Wand!! Wie würde das in einem Kriminalroman heißen?: „Selbst in die Falle gegangen" oder „In der Höhle des Löwen". Nein, das kann sich kein Dichter ausdenken, das glaubt ihm ja keiner. Daß sich ein Spion in dem Haus einmietet, wo der größte Verfolger der Spione wohnt! Haha! Der wird Augen machen, der

Herr Oberst Redl, bis ich ihm melden werde, — — ich werd's ihm gleich melden.

Steidl

Das hat keine solche Eile. Du solltest zuerst die Polizeidirektion anrufen, wir müssen dem Regierungsrat Geyer ja sagen, daß der Verfolgte im Hotel Klomser ist.

Strebinger

Hast recht, der wartet eh' schon. (Er geht in die Telephonzelle.)

Steidl

(zum Portier)

Ist der Herr Oberst Redl auch mit dem Auto gekommen?

Strebinger

(in der Zelle)

Bitte, Fräulein, zwölf — drei — achtundvierzig.

Portier

Das weiß ich nicht, ich habe nicht hinausgeschaut.

Strebinger

(in der Zelle)

Ergebener Diener, Herr Regierungsrat. Hier Zivilwachmann Strebinger von der Überwachungsstelle Hauptpostamt.

Portier

Vor zwanzig Minuten ist er nach Hause gekommen, Zimmer Nummer eins hat er.

Strebinger

Ja, ich habe das Mietsauto ausfindig gemacht, und bin darin mit dem Steidl gleich ins Café Kaiserhof nachgefahren ...

Portier

Er wollte ein Hofzimmer haben.

Strebinger

Beim Autostand hat uns ein Wasserer gesagt, daß er ins Hotel Klomser gefahren ist.

Portier

Heute nachmittag ist er angekommen, der Herr Oberst, aus Prag.

Strebinger

Im Auto haben wir ein Taschenmesserfutteral gefunden. Wie er die Briefe aufgemacht hat, hat er's wahrscheinlich liegen lassen.

Steidl

Herr Portier, fragen Sie mal die Gäste, die nachmittags gekommen sind, ob keiner dieses Messerfutteral hat liegen lassen.

Strebinger

Jawohl, Herr Regierungsrat, eine Razzia, und alle Taschenmesser ausprobieren, ob sie in das Futteral passen. Ja, freilich haben Herr Regierungsrat recht, das ist noch kein Beweis, daß ihm das Futteral gehört.

(Oberst Redl, Waffenrock, Säbel, graue Generalstäblerkappe, die Handschuhe anziehend, erscheint auf der Treppe.)

Strebinger

Und noch etwas Interessantes muß ich dem Herrn Regierungsrat gehorsamst melden. Der Herr Oberst Redl wohnt zufällig auch im Klomser.

Redl

(zum Portier)

Hat Herr Leutnant Hromadka nach mir gefragt?

Portier

Niemand, Herr Oberst. Haben Herr Oberst vielleicht dieses Futteral verloren?

Redl

Ja. (Er nimmt sein Taschenmesser heraus und stülpt das Futteral darüber.)

Strebinger

Ja, wenn wir nur schon wüßten, wem das Futteral gehört, dann wüßten wir auch, wer der Spion ist.

Redl

(steckt das Messer ein)

Wo hab' ich denn das Zeug liegen . . . (Er hält plötzlich erschrocken inne. Sich umwendend, bemerkt er Steidl, der im Fremdenbuch blättert.)

Strebinger

Jawohl, Herr Regierungsrat, also bis der Herr Kommissär mit den Beamten hier ist, werde ich Herrn Oberst Redl bitten, die Leitung der Untersuchung zu übernehmen.

Redl

(verläßt das Hotel)

Strebinger

Ergebener Diener, Herr Regierungsrat! (Er hängt an, verläßt die Zelle. Zu Steidl:) Ich hab' schon alles gemeldet.

Steidl

Auch vom Futteral?

Strebinger

Ja. Warum?

Steidl

(zum Portier)

Rufen Sie sofort zwölf — drei — achtundvierzig an und sagen Sie, es ist schon alles in Ordnung, das Futteral gehört dem Herrn Obersten Redl.

Strebinger

Was? !

Steidl

Komm! (Beide ab.)

Portier

Franz, die Rechnung von fünfzehn, sechzehn!

Vorhang

IV.

„BIST DU'S, LACHENDES GLÜCK ...“

(Ein Halbseparé im Wiener „Grand Hotel“, gedeckte Abendtafel. Conrad von Hötzendorf, Baronin Daubek und eine andere Dame sitzen plaudernd am Tisch, dessen oberster Platz frei ist. Musik. Salvator tritt ein, alle springen auf, Damen: Hofknix.)

Salvator

Also, so was! So eine Schlamperei, da kann ich mich natürlich zerreißen und es ist alles umsonst. Also stell' dir vor, Conrad, das wird dich kolossal interessieren, da kommt der Mann hin, der vom Opernball ...

Primgeiger
(nähert sich mit tiefen Verbeugungen)

Salvator

Jó estét kivánok, Rigo-báczi! Hogy van? Wie geht der neue Schlager aus der neuen Operette, wie heißt sie denn?

Baronin Daubek

„Walzertraum“?

Salvator

Nein, nein, ein Herr ist im Titel ...

Baronin Daubek

„Orpheus in der Unterwelt“?

Salvator

Nein, ein Adeliger ...

Baronin Daubek

„Zigeunerbaron“?

Salvator

Nein, ein noch höherer Adeliger. Ein Graf, glaub' ich.

Alle

„Der Graf von Luxemburg!“

Salvator

Richtig! Ihr habt's eine Bildung! (Der Primas spielt, Salvator singt:) Bist du's, lachendes Glück, das da vorüberschwebt ... A propos, vorüberschwebt. Er ist ihnen direkt vorübergeschwebt, ist ins Auto gesprungen und die zwei haben sich die Hosen gebügelt und konnten ihm ohne Hosen natürlich nicht nachlaufen, — — wie sieht denn das aus, wenn zwei Leute in Unterhosen — — Sie entschuldigen schon, meine Damen, — — in Unterhosen über die Straße laufen? Das sieht scheußlich aus.

Baronin Daubek

Was für zwei Leute?

Salvator

Na, die zwei Detektivs, du verstehst mich schon, Conrad, — — die zwei Detektives, — — à propos, Detektivs, sag' mal, Conrad, aber aufrichtig, Hand aufs Herz, wieviel Autos braucht deiner Meinung nach ein Detektiv?

Conrad

Das kommt darauf an, kaiserliche Hoheit.

Salvator

Das kommt gar nicht darauf an, ein jeder Detektiv muß ein Auto haben, ein besserer zwei und mehr. Das muß einmal im Verordnungswege erledigt werden, das Parlament hat das Maul zu halten. Ich glaube, der Sherlok Holmes hat fünfzig bis sechzig Autos zu seiner Verfügung. Du, der Sherlok Holmes muß ein sehr gescheiter Kerl sein, ich glaub', (leise:) meiner Seel', ich glaub', der Sherlok Holmes ist gescheiter als der Nick Carter, — — das bleibt natürlich unter uns. (Laut:) Der Sherlok Holmes hätte heute den Kerl nicht entwischen lassen, das weiß ich bestimmt!

Baronin Daubek

Welchen Kerl, kaiserliche Hoheit?

Salvator

Na, den Kerl, der den Aufmarsch vom Opernball verraten hat, von neunzehnhundertdreizehn den ganzen Opernball verraten und an Rußland verkauft ...

Conrad

(für einen Augenblick aufhorchend)

Was?

Salvator

Ja, lieber Conrad, wie ich zum erstenmal beim Opernball war, war ich noch ein kleiner Bub, Major war ich damals, bei die Savoyen-Dragoner, — — du, was ist eigentlich aus dem Regimentsarzt Popper geworden, der hat mich damals behandelt, bei meinem ersten — — die Damen entschuldigen schon — —

Baronin Daubek

Bitte sehr, kaiserliche Hoheit.

Salvator

Ja, ja, das waren noch goldene Zeiten! (Singt und tanzt zur Melodie.) Bist du's, lachendes Glück ...

Umanitzky

(tritt ein, sieht erstaunt den tanzenden Salvator an)

Conrad

(ihn bemerkend)

Servus, Umanitzky, was bringst du mir Schönes?

Salvator

Servus, Umanitzky, was bringst du mir Schönes? Komm, setz' dich zu uns, kriegst ein Glaserl Wein und ein Stückerl Essen.

Umanitzky

Darf ich Exzellenz gehorsamst auf einen Moment bitten?

Conrad

Muß das jetzt sein?

Salvator

Mitten zu nachtschlafender Zeit?

Conrad

Ist das wirklich so wichtig?

Umanitzky

Jawohl, Exzellenz!

Conrad

Da läßt sich also nichts machen. (Er steht auf.) Aber wohin jetzt?

Baronin Daubek

Wir können uns ja solange entfernen. (Die Damen ab. Schließen die Türe, die Musik klingt von nun ab gedämpft.)

Conrad

Also, was ist los?

Umanitzky

Seine kaiserliche Hoheit wird Eurer Exzellenz ja gesagt haben, daß die Briefe abgeholt worden sind.

Conrad

Welche Briefe?

Umanitzky

Die beiden Spionenbriefe mit dem Geld, die unter der Chiffre „Opernball dreizehn“ auf der Hauptpost lagen.

Conrad

Was? Ich weiß gar nichts.

Salvator

Natürlich weißt du's. Ja, wenn du mir nicht zuhörst, wenn ich rede! Ich hab' dich doch noch gefragt, wegen der Autos, — — wegen dem Sherlok Holmes!

Conrad

(zu Umanitzky)

Wie ist die Sache? Schnell!

Umanitzky

Um halb sechs wurden die Briefe von einem Mann abgeholt. Bevor sich die Detektivs seiner bemächtigen konnten, war er in ein Auto gesprungen und davongefahren. Man verfolgte ihn ins Hotel Klomser, und als er das Hotel verließ, auch auf der Straße.

Er sah sich beobachtet und zerriß in einem Durchgang einige Papiere, weil er hoffte, daß sich die Agenten mit dem Sammeln der Papierschnitzel aufhalten würden, während er inzwischen ein Auto besteigen könnte, um zu entwischen. Er wurde trotzdem weiter verfolgt und die Papierschnitzel erst später gesammelt und zusammengefügt.

Conrad

Was enthalten sie?

Umanitzky

Empfangsbestätigungen der Spionagezentralen im Haag und Lausanne.

Conrad

Von welchen Staaten?

Umanitzky

Rußland, Frankreich, Serbien und Italien.

Conrad

Italien auch? Wer ist der Mann?

Umanitzky

(zögernd)

Es ist — —

Conrad

Zum Teufel, wer der Mann ist, will ich wissen!

Umanitzky

Oberst Redl.

Conrad

(schreiend)

Was? Wer? Sind Sie verrückt geworden? Wissen Sie, wen Sie da verdächtigen? Nehmen Sie sich in Acht!

Umanitzky

Eure Exzellenz!

Conrad

Verzeihen Sie! — — Oberst Redl? Ist das sicher?

Umanitzky

Jawohl, vollkommen sicher.

Conrad

Um Gottes willen, um Gottes willen! Was wird der alte Kaiser sagen? Der hält so große Stücke auf Redl.

Salvator

(geheimnisvoll)

Aha, vielleicht ist der Kaiser auch hineinverwickelt!

Conrad

Wenn die Welt davon erfährt, unsere Verbündeten — — das Parlament — — schrecklich! — — Kein Mensch darf davon erfahren — —

Umanitzky

Aber, Exzellenz, es kann doch nicht geheim bleiben, wenn Oberst Redl in Haft genommen wird!

Conrad

(nach Entschluß)

Er darf nicht in Haft genommen werden. Er muß noch heute Nacht sterben.

Salvator

Natürlich, so ein Kerl muß gleich aufgehängt werden!

Conrad

(zu Umanitzky)

Ich denke natürlich daran, daß er selbst ... Ich bin verstanden worden?

Umanitzky

Zu Befehl, Exzellenz, Selbstmord.

Salvator

Um Gottes willen, nur zu keinem Selbstmord greifen! Der Selbstmord ist von der Religion strengstens untersagt. Man muß dem Schweinehund einen Seelsorger schicken und ihn dann aufhängen.

Conrad

Ich bin verstanden worden?

Umanitzky

Zu Befehl, Exzellenz.

Vorhang

V.

HARAKIRI.

(Dunkles Hotelzimmer wie I.)

Redl

(tritt ein, macht Licht, bricht in einem Stuhl zusammen)

Abgeblasen! (Er richtet sich langsam auf, legt die Mütze ab.) Adieu, Kokarde! (Er schnallt den Säbel ab.) Dich werden sie auch zerbrechen. (Er sieht die Orden an, tastet nach den Kragensternen und reißt dann den Waffenrock vom Körper.) Weg damit! (Es klopft leise an die Tür, er fährt zusammen.) Sind sie schon da? (Es klopft noch einmal. Er versucht „Herein“ zu rufen, bringt nur einen unartikulierten Ton hervor.)

Franzi

(öffnet die Tür)

Verzeihen Sie, Herr Oberst ...

Redl

Wer ist da?

Franzi

Ich bin es, Herr Oberst.

Redl

Ja, entschuldigen Sie, mein Fräulein. (Er zieht rasch den Waffenrock an. Franzi steht noch immer in der Tür.) Bitte, treten Sie näher.

Franzi

Ich komme, Herr Oberst, Sie um etwas zu bitten.

Redl

„Um etwas zu bitten“! Man kommt, mich um etwas zu bitten!! (Er lacht hysterisch.)

Franzi
(erschrickt)

Sind Sie krank, Herr Oberst?

Redl

Ja, krank. Ein bißchen krank. Nur tödlich. Aber, was ... (er rafft sich zusammen.) Womit kann ich Ihnen dienen, gnädiges Fräulein?

Franzi

Herr Oberst, ich komme von Stefan. Er hat alles zur Reise vorbereitet.

Redl

Zur Reise?

Franzi

Ja, er hat mir gesagt, daß er mit Ihnen fortfährt ...

Redl

Mit mir fortfährt?

Franzi

Er hat mir alles ganz offen gesagt, — — daß er Ihnen sein Ehrenwort gegeben hat ...

Redl

Ja, er hat mir sein Ehrenwort gegeben. Das ist schon lange her, schrecklich lange.

Franzi

Nein, vor zwei Stunden, als ich von hier weggegangen war.

Redl

Vor zwei Stunden! ... Zwei Stunden sind eine lange, lange Zeit, gnädiges Fräulein. Sie wissen nicht, was sich in zwei Stunden ereignen kann, zwei Stunden lang ist der Weg vom höchsten Glück zum tiefsten Unglück, zwei Stunden genügen, um einen blühenden Baum in Brennholz zu spalten, — — sind es wirklich erst zwei Stunden, seit Sie hier waren?

Franzi

Ja. Und auch ich habe in den zwei Stunden gelernt. Ich habe mich schlecht benommen, ich habe gefordert, wo ich hätte bitten müssen. Ich hätte Ihnen gestehen sollen, daß ich ein schwaches Mädchen bin, daß ich nichts auf der Welt habe als ihn, nichts als meinen braven, lieben Stefan und daß ich nicht leben kann ohne ihn. Ich hätte mich Ihnen zu Füßen werfen sollen (sie kniet nieder) und Sie bitten: lassen Sie mir meinen Stefan. Sie sind ein so großer Mensch, Herr Oberst, Sie genießen Achtung, Vertrauen, vor Ihnen steht die glanzvollste Zukunft, Tausende beneiden Sie um Ihr Glück, Tausen ...

(Redl hat vom Augenblick an, da Franzi niedergekniet ist, ihre Worte mit einem irren Lachen begleitet, das bei dem Worte „Glück“ in einen Ausbruch des Schluchzens übergeht. Er taumelt.)

Franzi

(springt erschreckt auf und stützt ihn)

Um Himmels willen, was ist Ihnen?

Redl

(nach einer Pause)

Es ist nichts. Seien Sie unbesorgt, — — ich werde Ihnen nicht im Wege stehen. Stefan wird mich nie mehr wiedersehen. Sagen Sie ihm, ich lasse ihn grüßen, und ich wünsche ihm mehr Glück, als ich gehabt habe, sagen ...

Franzi

Was ist los, Herr Oberst? Was ist Ihnen geschehen?

Redl

... sagen Sie ihm, daß ich bis zur letzten Minute an ihn gedacht habe.

Franzi

Was wollen Sie tun? — — Sehen Sie, Herr Oberst, ich bin nur ein Frauenzimmer, und ich weiß, daß Sie die Frauen verachten, ich weiß nicht, was Sie zur Verzweiflung treibt, — — aber ich möchte Ihnen sagen: vor einer Stunde hab' ich erfahren, daß sich

mein Stefan für Sie entschieden hat und von mir fortgehen will — Da ist mir auch einen Augenblick lang der Gedanke gekommen, ob es nicht besser wäre, mit mir Schluß zu machen. Aber gleich darauf habe ich gewußt, daß das kein Weg für einen starken Menschen ist. Solange man arbeiten kann und lieben, braucht man nicht zu sterben. Und das gilt auch für Sie, Herr Oberst. (Sie nimmt den Säbel.) Was ist das für ein Handwerkzeug, das anderen Wunden schlägt! (Sie nimmt die Mütze.) Warum tragen Sie den Namenszug eines anderen auf dem Kopf? (Sie weist auf den Waffenrock.) Warum tragen Sie eine Livree wie ein Lakai? (Sie packt die Orden an.) Warum tragen Sie diese blechernen Ehrenzeichen wie ein preisgekrönter Köter? Werfen Sie das alles von sich, wenn es Sie bedrückt und versuchen Sie es mit dem Leben statt mit dem Tod! Wenn Sie Straßen fegen oder Kanäle putzen, so tun Sie eine tausendmal ehrenvollere Arbeit, als wenn Sie Spione anwerben und Spione entlarven!

Redl

Ich danke Ihnen, mein liebes Fräulein. Jetzt ist es leider zu spät.

Franzi

Es ist niemals zu spät.

Redl

Sie haben vielleicht recht. Auch jetzt kann ich noch Mut brauchen. Ich bitte Sie, gehen Sie jetzt, gnädiges Fräulein.

Franzi

Ich danke Ihnen, Herr Oberst.

Redl

Ich habe Ihnen zu danken, gnädiges Fräulein.

Franzi

Auf Wiedersehen!

Redl

Auf Wie — — — Leben Sie wohl! (Franzi ab.)

Redl
(geht zum Schreibtisch, nimmt Briefpapier)

Wem zuerst? Dem Korpskommandanten. (Beginnt zu schreiben, zerreißt, fängt wieder an. Es klopft.) Schon? — Herein!

(Umanitzky, General Höfer und Majorauditor Worlitschek treten ein, die Kappen auf dem Kopf.)

Redl

Ich weiß, weshalb die Herren kommen. Ich stelle nichts in Abrede.

Umanitzky

Ich habe Sie zu fragen, ob Sie Komplizen haben, Herr Redl.

Redl
(bei den Worten „Herr Redl" zusammenzuckend)

Nein, niemand.

Umanitzky

Wer hat Sie zum Spionagedienst angeworben?

Redl

Der russische Militärattaché, der mich beobachten ließ, weil ich Spionagereferent war, erfuhr so davon, daß ich ... (Pause) ... daß ich homosexuell bin. Ich bin das Opfer einer Erpressung.

Umanitzky

Homosexuell?

Höfer

Fürchterlich!

Worlitschek

Pfui Teufel!

Umanitzky

Herr Redl, Sie haben über höheren Befehl die Angelegenheit binnen einer Stunde in der einzig möglichen Form zu erledigen. Bin ich verstanden worden?

Redl
(nach einer Pause)

Ja.

Umanitzky

Sie dürfen um eine Schußwaffe bitten.

Redl

Ich — — bitte — — gehorsamst — — um eine — — Schußwaffe.

(Umanitzky macht dem Majorauditor ein Zeichen, worauf dieser dem Umanitzky einen Revolver einhändigt; Umanitzky gibt ihn an General Höfer weiter, der ihn dem Redl überreicht.)

Umanitzky
(salutiert)

Herr General, ich melde gehorsamst den Vollzug der Amtshandlung!

(Höfer salutiert gegen Umanitzky. Die drei verlassen das Zimmer. Redl nimmt den Revolver, hebt ihn gegen den geöffneten Mund, es fällt der Vorhang und hernach der Schuß.)

Ende.

IM WIGWAM OLD SHATTERHANDS

Der Grund für den Sturm moralischer Entrüstung, der sich in der Gerichtssaalrubrik erhoben hatte und von dort unaufhaltsam durch Feuilleton und Leitartikel fegte, war dem Kenner journalistischer Gepflogenheit ersichtlich. Karl May war ohne Mitwirkung der Kritik, ohne Zeitungsreklame, Haupt einer vieltausendköpfigen Lesergemeinde, zu ihrem Heros und zu einer populären und allgemein interessanten Persönlichkeit geworden, und jeder aktuelle Anlaß zur Stellungnahme mußte gegrüßt sein. Hätte er einen Literaturpreis bekommen, so wären persönliche Reminiszenzen, Biographien, Beweihräucherungen erschienen, da er im Gerichtssaal eine Schlappe erlitt, wurde eben Empörung geboten, umso leichter zu motivieren, als Karl May ja, weiß Gott, keine literarisch ernst zu nehmende Gestalt darstellte. Dabei schien es klar, daß von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen die meisten nichts als geschickt propagierte Mache bedeuteten und überdies verjährte Delikte behandelten.

Erstens: Karl May habe niemals die beschriebenen Länder gesehen, und alle seine Erlebnisse seien erfunden! — Bereits als vierzehnjährige Karl May-Fanatiker hatten wir nicht eine Minute geglaubt, daß Old Shatterhand wirklich jahrzehntelang in den Prärien des Arkansas, in den Schluchten des Balkans, am Rio de la Plata, im Reiche des Silbernen Löwen, und so weiter, und so weiter, sich herumgetrieben, Bären, Löwen, Tiger, Elefanten und Büffel gejagt, Länder entdeckt, Indianerstämme gefangen, durch den Hieb seiner Schmetterhand Menschen betäubt, die wildesten Hengste zugeritten, tausende übermenschlicher Abenteuer siegreich bestanden und nachher noch Zeit gefunden habe, vierzig dick-

leibige Bände, abgesehen von den Romanen im „Guten Kameraden“, zu schreiben.

Zweitens: Mays Doktorat sei erschwindelt. — Auch das war uns schon knabenweis immer ganz selbstverständlich gewesen: daß er sich diesen Titel ebenso beilege wie den des Kara ben Nemsi oder des Old Shatterhand. Sogar noch selbstverständlicher, denn über seine Hochschulzeit hatte er in seinen Büchern niemals etwas ausgesagt.

Drittens: Er habe seine Frau ohne Unterstützung gelassen. — Das war eine Privatangelegenheit, die das Publikum nichts anging, obwohl man zugeben muß, diese Beschuldigung hätte uns in der Jugend am meisten verblüfft, da „Emmeh“ in den Romanen als das Ideal einer geliebten Frau geschildert war.

Viertens: In seinen Erstlingsbüchern seien frivole Stellen enthalten. — Diese Romane, verschollen, stehen nicht in Zusammenhang mit dem Erfolg Mays, den hatten die Fehsenfeldschen Bände erzeugt, und diese strotzen so sehr von moralischem Gesalbader und Frömmigkeit, daß selbst allfällige wüsteste Pornographie von Jugendwerken dadurch reichlich wettgemacht ist.

Fünftens: Er sei ein Plagiator. — Eine vollkommen unhaltbare Behauptung. Denn im Grund war überhaupt keine Handlung in diesen dicken, atemlosen Büchern, ihre Spannung wurde, billig genug, durch die Masse der Gegner, die Schnelligkeit von Flucht und Verfolgung, die Unbesiegbarkeit des Helden und durch den Zauber exotischer Namen („Phantasie“) erregt, und diese Elemente wiederholten sich ununterbrochen, so daß May nur ein Plagiator seiner selbst sein konnte. Die Parallelität einer kleinen Novelle Gerstäckers (ein Fluch, der sich erfüllt) mit einer Mays war übrigens den Mayanern bekannt, ohne daß wir dieser Tatsache Bedeutung beigelegt hätten.

Sechstens: Karl May sei ein berüchtigter Räuberhauptmann, Zuchthäusler, Gewalttäter und Erpresser. — Das war zu absurd, um erfunden zu sein, aber da May doch als einer der produktivsten Schriftsteller weder Geldnot noch Zeit zu Verbrechen haben konnte, mußten die Delikte mindestens vierzig Jahre zurückliegen (um so niederträchtiger der Vorwurf) und schienen übertrieben charakterisiert zu sein.

Das waren sie allerdings nicht. Das Material, das mir für große Summen — die Karl May-Kampagne war eine Industrie geworden — zum Abdruck angeboten wurde, gab darüber Auskunft. Ich kaufte es um so weniger, als ich mich bereits auf die Seite Mays gestellt und ihm meine publizistische Hilfe angeboten hatte, die er mit Freude annahm. Dennoch kann nicht geleugnet werden, daß die Gerichtsakten als Beitrag zur Psychologie des schriftstellerischen Schaffens bedeutsam, ja sensationell sind. Für den Fall Karl May beweisen sie: er verdankte den außerordentlichen Erfolg seiner Bücher einer so außerordentlichen Hemmungslosigkeit, daß sie im bürgerlichen Leben nur als kriminell gewertet werden konnte, und er war kein gewöhnlicher Bramarbas, sondern wirklich ein Mann des Abenteuers, das aus dem Tätlichen ins Verbale verdrängt, also innerlich echt war. Wie sehr die den heidnischen und mohammedanischen Milieus aufgesetzten Predigten von Moral und Ehre dazu dienten, eine verkrümmte Lebenslinie gerade zu biegen, indem sie auf die andere Seite geneigt wurde, liegt klar zutage. May führt diese Überkompensation auf sittliche Läuterung zurück, die ein katholischer Anstaltskatechet bei ihm, dem Lutheraner, bewirkt hat, doch wird die Tatsache, daß die erfundenen Abenteuer das genaue Komplement der erlebten sind, aus den Akten ersichtlich. Einige Proben daraus können veröffentlicht werden, ohne daß jemand es wagen wird, sie zu einer Herabsetzung Mays zu verwenden, der nach diesen Taten mehr als vierzig Jahre lang an seinem schriftstellerischen Oeuvre gearbeitet hat, so gut er konnte.

Fasz.-Nr. 80463 Kgl. Polizeiamt Leipzig.
20. März 1865.

Mit heutigem Tage zeigt Herr Hermann Hennig, im Geschäft seiner Mutter, der Witfrau Johanna Hennig, Essigfabrikantin, Thomaskirchhof 12, an: Nachmittags gegen drei Uhr sei zu seiner Mutter ein junger Mann gekommen, circa 25 Jahre alt, blasses Gesicht, blondes halblanges Haar, ohne Bart, circa 73 Zoll groß und von schlanker Statur, bekleidet mit brauner Tuchtwine, grauen Hosen und einer Deckelmütze, und habe sich mit Frau Hennig sofort über ein Zimmer, das dieselbe zu vermieten und heute im Tageblatt annonciert hatte, geeinigt. Kurz darauf habe der junge

Mann, der sich „Noten- und Formenstecher Hermin“ nannte, eine Geldtasche in den Kleiderschrank gehangen und sich entfernt. Circa dreiviertelfünf Uhr sei der angebliche Hermin wieder nach Hause gekommen, und kurz darauf habe ein Kürschnerbursche einen Biberpelz gebracht. Der Kürschnerbursche sei in die von Hermin gemietete Stube gegangen. Nach ungefähr einer halben Stunde kam der Kürschnerbursche ins Nebenzimmer und fragte, wo der Käufer des Pelzes sich aufhielte, er lasse ihn schon so lange warten. Man habe nun den Hermin gesucht, denselben jedoch nicht gefunden, augenscheinlich sei derselbe mit dem Pelz, den er seinen Wirtsleuten zu zeigen angegeben, sofort die Treppe hinuntergelaufen, und habe auch die Stube nur zu dem Zwecke gemietet, um den Betrug ausführen zu können.

Der gleichzeitig miterschienene Kürschnergehilfe Otto Erler hat den angeblichen Hermin genau so, wie oben bemerkt, beschrieben und dazu bemerkt: Derselbe sei heute nachmittags in das Geschäftslokal, wo nur Erlers Mutter anwesend gewesen, Brühl Nr. 73, gekommen, habe einen Biberpelz mit Biberfutter und desgleichen Aufschlag und schwarzem Tuchüberzug für 72 Taler gekauft und den Auftrag gegeben, den Pelz in seine Wohnung bei Frau Hennig zu tragen. Dies habe Erler junior auch getan, habe den angeblichen Hermin angetroffen, demselben den Pelz übergeben und nun auf die Zahlung gewartet. Hermin sei damit zur Stube hinausgegangen, um den Pelz seinen Wirtsleuten zu zeigen, jedoch nicht wiedergekommen.

Die Geldtasche, die der Fremde in den Kleiderschrank der Frau Hennig gehangen, hat derselbe, auf welche Weise ist unbekannt, wieder an sich und mit fortgenommen. — Die Polizei hat das Leihhaus und die Pfandleihen benachrichtigt und ersucht, den Pelz gegebenenfalls festzuhalten.

Kgl. Polizeiamt Leipzig,
21. März 1865.

Früh nach acht Uhr ist vom Leihhause gemeldet, daß ein Biberpelz von Frau Beyer, Hallesche Straße 5, zum Versatz gebracht und letztere angehalten ist. Auf Vorlegen hat Herr Kürschnermeister Erler den Pelz als denjenigen anerkannt, den gestern nach-

mittags seine Ehefrau an den beschriebenen jungen Mann verkauft habe. Frau Beyer hat, befragt, angegeben, daß gestern nachmittags nach fünf Uhr ein junger Mann, einige zwanzig Jahre alt, schlank, ohne Bart, mit blassem Gesicht, bekleidet mit schwarzem Rock und schwarzseidener Mütze, der im Halstuch zwei Stecknadeln getragen, zu ihr gekommen sei, ihr den fraglichen Pelz zum Versatz im Leihhause überbracht, und da sie ihm gesagt, daß sie den Versatz erst am nächsten Tag vornehmen könne, vorläufig Zahlung von zehn Talern verlangt habe. Diese Summe habe sie dem Fremden, der sich „Friedrich" genannt, nach Rücksprache mit ihrem Ehemann auch gegeben, worauf sich der angebliche Friedrich entfernt und am folgenden Tag das übrige Geld vormittags um neun Uhr abholen zu wollen, erklärt habe.

Der Wachtmeister Lindner hat sich sofort mit Polizeidiener Krug in die Wohnung der Beyer verfügt, um den Fremden, wenn er sich einfinden würde, in Beschlag zu nehmen. Der Fremde hat sich jedoch weder um neun Uhr noch später bei Frau Beyer wiedersehen lassen.

27. März 1865.

Gestern nachmittag um drei Uhr hat Frau Beyer, Hallesche Straße 5, hier melden lassen, daß ein Packträger soeben unter Überreichung des Zettels (folgt Sub 1 bei) Zahlung desjenigen Betrages verlangt hat, welchen sie nach Gewährung der zehn Taler von dem beim Leihhaus verlangten Pfandbetrag für den Pelz noch übrig habe, sowie daß der Packträger (Karl Heinrich Müller, Thomaskirchhof 10) in ihrer Wohnung warte. Die sofort dahin abgegangenen Polizeidiener Bentner und Wolff haben den Packträger in der Beyerschen Wohnung nicht mehr angetroffen und von Frau Beyer erfahren, daß ihr Mann mit demselben in das Rosental gegangen sei, um denjenigen, der dem Packträger den Auftrag zur Abholung des Geldes gegeben habe und an gedachtem Platz auf Rückkunft seines Boten habe warten wollen, festzuhalten.

Die Diener Bentner und Wolff haben sich nun eiligst in das Rosental begeben, sind dort kurz nach dem Packträger und Herrn Beyer eingetroffen und haben einen fremden Mann, mit dem der

Packträger, nachdem er von jenem zur Abgabe des Geldes in das Gebüsch gerufen worden ist, gerungen hat, ergriffen und nachher mittels eines Fiakers hierhertransportiert. Bei dem Ringen mit dem Packträger, der anfänglich sich gestellt hat, als ob er das Geld bringe und so dem Fremden ganz nahe gekommen ist und ihn nun gepackt hat, ist dem Fremden ein Beil (folgt Sub 2 bei), welches derselbe bei sich geführt hat, unter dem Rocke vorgeglitten. Der Arretierte ist anfänglich ganz regungslos und anscheinend leblos gewesen und hat auch, nachdem der Polizeiarzt herzugerufen wurde, nicht gesprochen und erst später angegeben, daß er Karl Friedrich May heiße, in Ernstthal heimatberechtigt und dort Lehrer gewesen sei und seit dem 28. Februar dieses Jahres in Gohlis, anfänglich bei Hausbesitzer Wilhelm Damm, Möckernsche Straße 28b, dann aber bei dem Stahlstecher Schule, in dem nämlichen Hause wohnhaft, gewohnt habe.

Das Beil ist Eigentum des gedachten Schule, im Besitz Mays gewesen und von demselben gestern mit zur Stadt gebracht worden. Bei einer Visitation in der Wohnung Mays hat man die Umhängetasche desselben (folgt Sub 3 bei), den Heimat- und Verhaltschein (Sub 4/5), einen Verhaltschein des Ortsgerichtes zu Nauslitz (Sub 6) aufgefunden.

May ist gestern nachmittag aufgehoben worden. Er hat die Schriftstücke Sub 7—13 samt dazugehörigen Kuverts, einen Pfandschein des Pfandleihers Bitterlich (Sub 14), zwei Zettelchen, Adressen von hier und Dresden enthaltend (Sub 15 und 16), ein Portemonnaie mit 20 Pf., drei Münzen und einem unechten Ring (Sub 17), ein Rasiermesser (Sub 18) und einige Toilettegegenstände, Bleistift pp. (Sub 19) bei sich gehabt.

Heute früh ist May sowohl Herrn Hermann Hennig als Frau Friederike Erler, geb. Krumbach, vorgestellt und von beiden als der Ermieter des Logis bei Frau Hennig bzw. der Käufer des Biberpelzes anerkannt worden. May hat auch eingeräumt, daß er sich auf die Fol. 1 angegebene Weise den Pelz des Herrn Erler zu erschwindeln gewußt habe. Ferner ist derselbe auf Vorhalt, daß er der im Gendarmerieblatt Band X, Stück 50, Seite 291, Nr. 19, aufgeführte Unbekannte sei, welcher sich in Chemnitz auf betrügerische Weise zwei Pelze von Bisam und zwei

Frauenpelzkragen im Dezember vorigen Jahres erschwindelt habe, nicht in Abrede zu stellen imstande gewesen, daß er in Wahrheit der dort aufgetauchte Seminarlehrer, welcher sich Ferdinand Lohse genannt habe, sei. Die betr. Requisition wird beigelegt.

May ist nicht über Leipzig gekommen, hat vielmehr seiner Angabe zufolge die beiden Pelzpelerinen an ein ihm unbekanntes Frauenzimmer für sechs Taler in Freiberg, den neuen Pelz für zwanzig Taler an den Gutsbesitzer Fickler in Nauslitz bei Dresden verkauft und den älteren Pelz für fünfzehn Taler in Dresden versetzt, angeblich auf dem Sub 14 beigefügten Pfandschein.

Ferner hat May auf Vorhalt auch eingeräumt, daß er der im Gendarmerieblatt Band X, Stück 7, Seite 42, Nr. 22, Seite 92, Nr. 17, und Seite 123, Nr. 23, gesuchte, in Penig aufgetauchte Betrüger, der sich med. Heilig genannt hat, sei.

Seiner Angabe zufolge hat er den erschwindelten Winterüberzieher und die Weste noch (die Beschreibung paßt genau auf diese beiden Kleidungsstücke) und will den andern Rock und die beiden Paar Beinkleider, nachdem er diese Kleidungsstücke einige Zeit getragen, an einen ihm dem Namen nach nicht bekannten Trödler in Chemnitz für fünf Taler verkauft haben.

Das Beil will May deshalb bei sich geführt haben, um es in Leipzig schärfen zu lassen. (Sonntags!)

Schließlich wird noch erwähnt, daß der frühere Logiswirt Mays, Herr Damm, angezeigt hat, daß ihm aus seinem unverschlossenen Kasten, der in der Schlafkammer Mays gestanden, zwei Stück Shirting, 6/4 Ellen breit und je 6 bis 8 Ellen lang, verschwunden seien. Diesen Diebstahl stellt May beharrlich in Abrede.

*

Für diese Delikte wurde Karl May vom Bezirksamt Leipzig zu Arbeitshaus in der Dauer von vier Jahren und einem Monat verurteilt, welche Strafe er am 14. Juni 1865 antrat; nach erfolgter Begnadigung wurde er am 2. November 1868 entlassen. Kaum anderthalb Jahre später wird er in Tetschen an der Elbe von neuem festgenommen — er hatte unter dem Namen Alwin Wadenbach aus Orby in den böhmischen Wäldern des Erzgebirges (wo er schon früher mit dem Banditenhauptmann Napoleon Krü-

ger ein Räuberleben geführt hat) verschiedene Delikte verübt, war verhaftet worden, ist aber entsprungen. Am 13. April 1870 ergeht vom Kgl. Bezirksgericht Mittweida (Abtg. II, Nr. 771) folgendes Urteil:

In der Untersuchung wider Karl Friedrich May erkennt auf Grund der heute stattgefundenen öffentlich-mündlichen Verhandlung das Königliche Bezirksgericht zu Mittweida für Recht: daß Karl Friedrich May

wegen einfachen Diebstahls,
ausgezeichneten Diebstahls,
Betruges, und
Betruges unter erschwerenden Umständen,
Widersetzung gegen erlaubte Selbsthilfe, und
Fälschung, bzw. mit Rücksicht auf seine Rückfälligkeit

nach Artikel 272, 276^2, 278^3, Strafbest. 284, 285, 2 b und 3 in Verbindung mit Art. 276 und 277, 299 Abs. 1 sub. 3 und Abs. 2, 3 Art. 276^3, 143 in Verbindung mit Art. 142, 311, 78, 82 folgende ff. 300 Abs. 1 des revid. Strafgesetzbuchs mit Zuchthausstrafe in der Dauer von vier Jahren zu belegen, auch die aufgelaufenen Untersuchungskosten abzustatten schuldig ist.

Das Königl. Bezirksgericht
(gez.) Wirthgen, Lincke, Leonhardt.

Entscheidungsgründe

Der Angeklagte Karl Friedrich May, geb. Februar 1842 in Ernstthal, Sohn eines dortigen noch am Leben befindlichen Webers, hat, wie von ihm selbst angegeben wurde, eine nicht gewöhnliche Erziehung genossen und ist auf den Seminarien zu Waldenburg und später zu Plauen zum Lehrer geworden. Nach beendigtem Kursus und nach beendigter Prüfung zum Schulamtskandidat ist der Angeklagte gegen Ende des Jahres 1861 als Hilfslehrer in Glauchau und bald darauf als Lehrer an der Fabriksschule zu Alt-Chemnitz angestellt worden. Bereits im Jahre 1862 hat indes May den Verlust dieser Stellung dadurch verschuldet, daß er einen gemeinen Diebstahl verübte und eine bei dem Gerichtsamt Chemnitz ihm zuerkannte sechswöchige Gefängnisstrafe vom 6. Sep-

tember bis 20. Oktober 1862 verbüßt hat. Gleicher Gestalt ist er im Jahre 1865 wegen gemeinen Betruges vom Bezirksamt Leipzig zu vier Jahren einem Monat Arbeitshaus verurteilt worden, hat jedoch diese Strafe infolge eingetretener Begnadigung nur bis zum 2. November 1868 verbüßt. Kaum aus der Strafanstalt zurückgekehrt, hat der Angeklagte seine verbrecherische Tätigkeit aufs neue begonnen.

Ad 1) Am 29. März 1869 vormittags hat der Angeklagte bei dem Krämer Karl Reimann in Wiederau sich eingefunden und unter dem Vorgeben, er sei der Polizeileutnant von Wolframsdorf aus Leipzig und beauftragt, nach Falschmünzern, mit denen Reimann seit Jahren in Verbindung stehen solle, zu recherchieren, genannten Reimann angeblich zu Protokoll vernommen und ihn aufgefordert, die etwa vorhandenen Kassenscheine zur Prüfung ihm vorzulegen. Reimann hat einen Zehntalerschein herbeigeholt, der Angeklagte aber solchen, nach anscheinend genauer Untersuchung, als falsch erklärt. Ebenso hat er Reimanns Taschenuhr mit dem Bemerken, daß er sie als gestohlen erkenne, zu sich genommen und Reimann aufgefordert, behufs weiterer Erörterung mit ihm nach Clausnitz zu gehen, wo sich die Gendarmerie befinde. Dort angekommen, ist Reimann von dem Angeklagten einstweilen, bis er werde gerufen werden, in den Gasthof gewiesen worden. Der Angeklagte selbst mit Geld und Uhr hat sich schleunigst von Clausnitz fortgemacht, die Uhr, die einen Schätzwert von acht Talern besaß, verkauft und den Erlös, ebenso wie den Zehntalerschein für sich verwendet.

Ad 2) In ganz ähnlicher Weise, nämlich unter dem Vorgeben, er sei Mitglied der Geheimen Polizei und abgeordnet, wegen Ausgabe falschen Geldes zu recherchieren, ist der Angeklagte am 10. April 1869 bei dem Seilermeister Krause in Ponitz eingetreten, hat denselben unter vier Augen zu sprechen verlangt, ihn dann aufgefordert, die vorhandene Barschaft vorzuzeigen und von dem von Krause hervorgebrachten, aus 23 Talern Kurantbillette und ungefähr 12 Talern klingender Münze bestehendem Gelde, die sämtlichen Kurantbillette und mindestens sieben Taler klingender Münze unter der Erklärung, daß dieses Geld falsch sei, an sich genommen, auch Krause aufgefordert, ihm sofort nach Krimmit-

schau an Gerichtsstelle zu folgen. Auf dem Wege dahin und vor Frankenhausen ist indes der Angeklagte unter dem Vorgeben, ein natürliches Bedürfnis befriedigen zu müssen, abseits getreten und hat plötzlich querfeldein die Flucht ergriffen, ist von Krause und von einem von diesem zuhilfegerufenen Dritten verfolgt worden und hat, nachdem er das von Krause abgeschwindelte Geld von sich geworfen, der Ergreifung dadurch mit Erfolg sich widersetzt, daß er ein bei sich geführtes Doppelterzerol aus der Tasche gezogen und damit auf seine Verfolger, wenn sie ihn nicht gehen lassen würden, zu schießen gedroht hat.

Ad 3) Am 28. Mai 1869 hat der Angeklagte bei dem Schmiedemeister Weißfloh in Ernstthal, bei dem eine der Schwestern des Angeklagten zur Miete wohnte, einen Kinderwagen, eine Schirmlampe, ein Geldtäschchen mit zwei Talern, eine Brille in Futteral, zwei Sperrhaken oder Dietriche, ein zweites Geldtäschchen an sich und fortgenommen. Die Sperrhaken sind bei des Angeklagten Arretur noch in dessen Besitz vorgefunden worden.

Ad 4) Am frühen Morgen des 31. Mai 1869 ist der Angeklagte in die leere Gaststube des Viktor Wünschmann in Leipzig eingetreten und hat dort fünf Stück Billardbälle an sich genommen, die er in Chemnitz durch einen Dienstmann für fünf Taler an einen Drechslermeister verkaufte.

Ad 5) In der Nacht zum 4. Juni 1869 hat der Angeklagte aus dem Stall des Gasthofbesitzers Schreier zu Bräunsdorf bei Waldenburg ein Pferd herausgezogen samt einer Trense und einer Reitpeitsche, mit sich genommen, zuerst in Remse zum Verkauf angeboten, dann aber in Hüttenaudorf an den Pferdeschlächter Voigt für fünfzehn Taler verkauft. Indes ist der Angeklagte von dem Bestohlenen so rasch verfolgt worden, daß er es für ratsam gehalten, ohne den Kaufpreis von Voigt ausgezahlt erhalten zu haben, aus Hüttenaudorf sich schleunigst zu entfernen.

Ad 6) Am 15. Oktober 1869 ist der Angeklagte bei dem Weber und Bäcker Wapler in Mülsen-St. Jakob eingetreten und hat sich für einen Expedienten des Advokaten Dr. Schaffrath in Dresden ausgegeben und Wapler durch die unwahre Botschaft, demselben sei von einem Verwandten in Amerika eine Erbschaft zugefallen und er möge daher mit seinen drei Söhnen sofort nach Glauchau

gehen, um dort in Dingelstädts Hotel mit Dr. Schaffrath zusammenzutreffen, zu bestimmen gewußt, sich nebst seinen drei Söhnen wirklich nach Glauchau auf den Weg zu machen. Der Angeklagte, der vorgegeben, daß er zunächst in Zwickau eine Besorgung habe, dann aber ebenfalls nach Glauchau kommen werde, ist indes bald nach der Entfernung Waplers und dessen Söhne in die Waplersche Behausung zurückgekehrt und hat der verehelichten Wapler und deren Schwiegertochter eröffnet, daß in ihrem Hause Falschmünzereien getrieben werden, daß er deshalb haussuchen müßte, und daß er Wapler und dessen Söhne durch einen Vorwand bestimmt habe, nach Glauchau zu gehen, um das Aufsehen eines Transports durch die Gendarmerie zu vermeiden. Auf des Angeklagten Verlangen hat die verehelichte Wapler ihres Ehemannes Geldvorrat hervorgebracht, wovon der Angeklagte 28 Taler als angeblich falsches Geld sich aneignete, an sich und mit sich fortnahm.

Ad 7) Während einer der letzten Nächte vor der am 2. Juli erfolgten Arretur des Angeklagten ist derselbe in das verschlossene Kegelhaus des Restaurateurs Engelhard in Hohenstein eingestiegen und hat ein Handtuch, gerichtlich auf drei Neugroschen fünf Pfennig gewürdigt, und ein Zigarrenpfeifchen mit sich fortgenommen.

Ad 8) Bei der durch Gendarmerie erfolgten Arretur des Angeklagten sind in dessen Besitz zwei Schriftstücke vorgefunden worden, welche er in der Absicht angefertigt hat, um davon bei Ausführung seiner Betrügereien und Schwindeleien Gebrauch zu machen. Das eine trägt die Aufschrift „Polizeiliche Legitimation“ und die gefälschte Unterschrift „Dresden, am 19. Juni 1869, Dr. Schwarze, Generalstaatsanwalt“, und soll dem Inhalte nach den Inhaber zu Recherchierungen nach falschem Papier- und Silbergeld ermächtigen. Das zweite Schriftstück trägt die Überschrift „Akta betr. in Sachen der Erbschaft des Partikuliers ......“ und die Unterschrift „Dresden, den 24. Mai 1869, Vereinigtes deutsch-amerikanisches Konsulat: G. D. Burton, amerikanischer Generalkonsul; Heinrich v. Sybel, sächsischer Generalkonsul.“ Der Inhalt dieses Schriftstückes bezieht sich auf die Erbschaft eines in Cincinnatti angeblich verstorbenen Partikuliers, dessen Namen jedoch noch

offengelassen wurde, und auf einen angeblich von dem Dr. Schaffrath nach den unbekannten Erben haftbar erlassenen Aufruf.

*

Eine riesige Aktenkorrespondenz zwischen Amtshauptmannschaft Dresden-N., dem Königlich Sächsischen Justizministerium, dem Sächsischen Ministerium des Kultus und des Unterrichtes, Kaiserlich Deutschen Konsulat in Chikago, Landgericht Dresden, usw. wird geführt und professoral-entrüstete Gutachten von Hochschulen erstattet, ob Karl May auf Grund eines Diploms der sogenannten Universität Germana-Americana (eines Geschäftsunternehmens, das damals in Inseraten der europäischen Presse Doktorat zum Verkauf anbot) berechtigt sei, den Titel „Dr. phil." zu führen. Karl May hatte sich so unterschrieben, an seiner Villa ein Schild mit dieser Abbreviatur angebracht, im Adreßbuch und in Kürschners Literaturkalender das „Dr." seinem Namen beigesetzt — eine in titelsüchtiger Welt nicht allzu eitle Lächerlichkeit, und jedenfalls von der Lächerlichkeit übertroffen, mit der sich wirkliche Doktoren darüber empörten.

In der am 14. Januar 1903 von der elften Zivilkammer des Kgl. Landgerichtes Dresden ausgesprochenen Ehescheidung wird die Schuld zur Gänze der beklagten Ehegattin beigemessen, so daß sich in diesem Punkt die vollkommene Haltlosigkeit der gegen May erhobenen Vorwürfe erweist. In dem Erkenntnis heißt es u. a.:

Die Beklagte hat, wie sie der Zeugin Plöhn selbst erzählt hat und der Wahrheit entsprechend angesehen worden ist, fortgesetzt dem Kläger heimlich Geld entwendet, um nach ihrer eigenen Angabe „verfügbares Kapital zu besitzen, damit sie gut leben könne, wenn ihr Mann nicht mehr sein würde". Sie hat unter dem Kopfkissen des Klägers, während dieser geschlafen, wiederholt Geld weggenommen und hat auch im Juli 1902, während eines Reiseaufenthaltes in Berlin, aus der in der Westentasche steckenden verschlossenen Brieftasche des Klägers beim Reinigen der Weste einen Hundertmarkschein entwendet und hat ihn erfreut der Plöhn gezeigt und dabei geäußert: „So muß man es machen! Nur immer soviel nehmen als möglich. Es ist besser, wir haben es."

Obgleich die Beklagte sehr reichliches Wirtschaftsgeld von ihrem

Ehemanne empfing und für sich selbst „sinnlos viel Geld verbrauchte“, hatte sie dennoch stets viel Geld zu ihrer Verfügung. Ja, sie hat sogar dem vor etwa zwei Jahren verstorbenen Ehemann der Zeugin Plöhn nach und nach die Summe von 36 000 Mark gestohlenen Geldes zur verzinslichen Anlegung und nach Plöhns Tode der Zeugin Beibler weitere 6000 Mark zur Aufbewahrung überbracht, so daß sich bei der Verschwendung der Beklagten auch nicht annähernd beziffern läßt, welche Summe sie dem Kläger heimlich und widerrechtlich weggenommen und sich zugeeignet hat.

Ferner hat die Beklagte „aus Neugier oder um ihren Mann zu ärgern“, wie die Beibler bekundet, fortgesetzt an diesen gerichtete Geschäfts- oder Privatbriefe abgefangen und versteckt oder durch Feuer vernichtet; sie hat auch einen vom Kläger lange Zeit vermißten, für ihn äußerst wichtigen Verlagsvertrag beiseite gebracht und in ihrem verschlossenen Vertikow unter den Dienstbüchern des Dienstpersonals versteckt. Erst nach dem Weggange der Beklagten ist sowohl dieser Vertrag als eine größere Anzahl Pakete solcher Briefe im Hause des Klägers versteckt aufgefunden worden.

Weiter hat die Beklagte, nach den übereinstimmenden Angaben beider Zeugen, ihren Ehemann jahrelang in der gehässigsten Weise behandelt. Er war ihr lästig, deshalb wollte sie ihn los sein und wollte für ihn nicht einmal mehr kochen. Sie ist geflissentlich darauf ausgegangen, den Kläger zu kränken und ihm wehzutun, hat ihn auch mit Schimpfworten gemeinster Art wie „Kerl, Saukerl, alter Ekel, verrücktes Luder“ belegt und geäußert: Es wäre ihr eine Wonne, wenn sie es dem Kerl recht stecken könne; sie wäre froh, wenn sie allein wäre, sie wolle das Leben genießen; auf den Friedhof würde sie an sein Grab nicht gehen.

Bei dem erwähnten Aufenthalt in Berlin im Sommer 1902 hat die Beklagte, nachdem sie sich einen höchst auffälligen Mantel gekauft, während der Kläger neben ihr im schlichten Anzug gegangen ist, ihm in Gegenwart der Plöhn laut zugerufen: „Du siehst aus wie unser Louis“ und ist dabei verächtlich zur Seite getreten. Von der Plöhn hierüber zur Rede gestellt, hat die Beklagte geäußert: So muß man es dem Kerl sagen, das Derbste ist gerade gut für ihn, sonst zieht es nicht. Dem Drängen der Plöhn,

dem hierüber aufs höchste erregten Kläger Abbitte zu leisten, ist die Beklagte nicht nachgekommen. Sie hat daraufhin noch erklärt: „Nein, so muß es kommen; nur so kann man den Kerl klein kriegen und durchsetzen, was man will. Nur das zieht, wenn man ihm so gemein kommt!“

* *
*

Durch einen Rattenkönig von Prozessen und die maßlosen Angriffe war May — 1910 ein alter Herr von achtundsechzig Jahren — physisch und psychisch vollkommen in Anspruch genommen. Nach einer Zeugenverhandlung in Köln erkrankte er nicht unbedenklich. Trotzdem schrieb er mir, dankbar selbst für den entlegensten journalistischen Anwalt, jede gewünschte Information oder ließ sie durch seine zweite Gattin, Frau Klara May, schreiben. Im Mai 1910 bekam ich folgenden Brief:

Villa Shatterhand, Radebeul-Dresden den 6. 5. 10.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Ich hoffe, bis Montag, den 9. d. M. von meinem Unwohlsein so weit hergestellt zu sein, daß ich Sie empfangen und Ihnen Auskunft geben kann. Ich stehe Ihnen an diesem Tage zur Verfügung. Wenn Sie in Dresden, Hauptbahnhof, eintreffen, geht auf demselben Geleis stündlich ein Zug nach Radebeul. Ich wohne sechs Minuten vom dortigen Bahnhof entfernt, Villa „Shatterhand“, Kirchstraße 5.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr

Karl May.

Drei Aufschriften bezeichnen in Radebeul die Villa, an der Vorderfront, auf der sich das Blau von Glyzinien emporrankt, steht der Name des Hauses „Shatterhand“, am Eingangstor zwei kleine Messingschilder, „May“ besagt das eine, das andere gestattet Fremden den Besuch nur nach vorhergegangener Vereinbarung. Die Diele betont allerwildestes Wildwest, betont Prärie und Indianerdorf. Mit Tigerfellen ist die Wand drapiert und mit dem

Kopf eines Elentiers, Tomahawks und Bumerangs kreuzen sich, doppelläufige Gewehre und vierschneidige Tigermesser, Lassos und Zaumzeug umschlingen Jagdtrophäen, Schirwans, Mokassins und alles übrige, was zur stilgemäßen Ausrüstung eines ruhmreichen Trappers gehört. Noch phantastischer der Salon. Auf Riesenkartons die Originale der Zeichnungen, mit denen Sascha Schneider Mays Bücher illustriert hat. Bric-à-brac aus Wachsstein und Porzellan Chinas, bemalte indianische Holzskulpturen, phönizische Steinstatuetten füllen die Vitrinen, die Zimmerecke schneidet ein geflochtener Wandschirm voll Koransprüchen, auf einer Etagere liegen ein rottönernes Kalumet, ein Rosenölfläschchen und ein geschnitztes Tespih, ein Kranz türkischer Gebetkugeln — ausgebreitet wie Corpora delicti auf dem Gerichtstisch.

Zunächst wird man von Frau May begrüßt, die in der Behandlung des Themas Karl May Routine besitzt. Sie führt seine Korrespondenz, empfängt die Wallfahrer, erklärt ihnen die Schätze der Villa Shatterhand, erzählt ihnen von May, seinen Reise- und Bücherplänen, und der große Magus braucht sich dann nur für einige Augenblicke zu zeigen, um ohne großen Zeitverlust zu seiner Arbeit zurückkehren zu können. May selbst ist ein untersetzter Herr, soigniert gekleidet, nur der grünschillernde Skarabäus in der Krawatte meldet den Globetrotter. Das silbergraue schüttere Haar liegt fest an und reicht tief in den Nacken; auch der graue Schnurrbart wohlgepflegt. Die Stirne nicht denkerisch gewölbt, aber hoch und frei, wie bei Menschen, die „Geographie des Hirns“ besitzen, die klare Anordnung und Bereitschaft reichlicher Gedächtnisgüter. Er sächselt leicht und kommt bald in Erregung, was bei dem Thema selbstverständlich ist, wenn aber seine Frau, mitgerissen, sich allzu lebhaft an der Debatte beteiligt, unterbricht er sie ein wenig ärgerlich: „Das verstehst du nicht!“

Wir sprechen zuerst vom Charlottenburger Prozeß. Warum hat May nichts erwidert, als der Beklagte, der Schriftsteller Selius, ihn beschuldigte, er habe Diebstähle verübt, Marktfrauen überfallen, eine Räuberbande gegründet, Geld entlockt und Meineid begangen? „Weshalb ich nicht geantwortet habe? Der Richter ließ mich nicht zu Worte kommen. Ich war auf derartige Angriffe vollständig unvorbereitet, es war ein Prozeß formaler Natur; sechs

andere, große Prozesse, die ich gegen Selius angestrengt habe, schweben noch. Der Vorfall war ganz geringfügig im Vergleich zu den anderen Delikten, um derentwillen ich ihn geklagt habe. Er hatte mich zwar einen geborenen Verbrecher genannt, jedoch nur in einem Privatbrief an die Weimarer Kammersängerin Selma v. Scheidt, es lag also keine öffentliche Beleidigung vor, ich wußte genau, er könne hierfür höchstens zu einer Geldstrafe verurteilt werden, und nahm mir nicht einmal einen Rechtsanwalt mit. Selius aber hatte seinen Schriftsatz vervielfältigt an die Zeitungsredaktionen geschickt, alle Berichterstatter zusammengetrommelt. Als ich, starr vor Staunen über seine Beschuldigungen, das Wort erbat und ausführte, daß ich wenigstens zwei Stunden brauchen würde, um jedes einzelne Glied dieser Riesenkette von Unwahrheiten zu widerlegen, erwiderte der Richter, dies sei nicht nötig, klappte die Aktentasche zu, und der Gerichtshof verließ den Verhandlungssaal. Nach einer Weile kehrte er zurück und verkündete, Selius sei zu fünfzehn Mark Geldstrafe verurteilt. Nun meldete sich der Rechtsanwalt des Selius zum Wort und sagte, er habe ja noch kein Plaidoyer gehalten, sondern nur Beweisanträge gestellt. Daraufhin erklärte der Richter, das Urteil sei irrtümlich gefällt worden, hörte die Rede des Verteidigers an und sprach den Selius frei. Ich habe selbstverständlich Berufung eingelegt.“

„Was das für ein Mensch ist, dieser Selius? Er stammt aus Reval. Was er ursprünglich für einen Beruf hatte, weiß ich nicht. Seiner politischen Färbung nach war er zuerst nationalliberal, dann freisinnig, dann Sozialdemokrat, und jetzt ist er Funktionär der gelben Arbeitervereine. Im Jahre 1904 kam er nach Dresden, um sozialdemokratischer Redakteur zu werden, doch gelang ihm dies nicht, und so gab er selbst ein Blättchen heraus, das er die „Sachsenstimme“ nannte. Eines Tages erschien er bei mir und gab seine Ansichten zum besten. ‚Wir Schriftsteller sind arme Leute,‘ sagte er damals ungefähr, ‚wir können uns keine eigene Gesinnung leisten. Wer uns bezahlt, dem gehören wir. Man muß sich bemühen, Leute kennenzulernen, man muß sie studieren. Jeder Politiker, jeder Beamte hat Werg am Rocken. Irgendwo gibt es im Vorleben jedes Menschen einen dunklen Punkt. Bei passender Gelegenheit macht man geschickt eine Andeutung über die ge-

heime Sünde des Betreffenden, dieser muß sich nun bemühen, die Gunst des Schreibers zu erwerben, und auf diese Weise wird man ein einflußreicher, großer Redakteur.‘ Später wandte sich Selius in Briefen an mich, ich möge ihm Geld für sein Blatt senden. Zunächst bat er um 2000, dann um 3000 und zuletzt um 10 000 Mark. Dafür wolle er mich rühmen und preisen, Hunderte von Exemplaren blau angestrichen an reichsdeutsche und österreichische Zeitungen senden, mir einen großen literarischen Ruf schaffen. Ich entgegnete, daß ich dies nicht nötig habe und für solche Zwecke kein Geld besitze und schickte ihm auch keinen Pfennig. Er hatte bei mir den Schriftsteller Max Dittrich kennengelernt, welcher eine Broschüre über mich abzufassen beabsichtigte, und Selius wollte nun von mir eine Empfehlung an Dittrich, daß dieser ihm den Verlag der Schrift übertrage. Er schrieb mir, er würde die Broschüre glänzend vertreiben und mich lancieren, und wandte sich gleichzeitig an Dittrich, dem er von jedem verkauften Exemplar eine hohe Tantieme anbot, wenn er ihm die Broschüre in Verlag gäbe und einen Druckkostenbeitrag von 10 000 Mark von mir verschaffe. Dittrich teilte mir das damals schriftlich mit, und meine Absicht, den Selius keinesfalls zu unterstützen, wurde hierdurch noch bestärkt. Eines Tages langte eine anonyme Postkarte an mich ein, bloß mit Anfangsbuchstaben unterzeichnet: ‚Ich saß soeben‘, hieß es auf dieser, ‚in einem Restaurant, und da erklärte ein gewisser Herr Selius zu anderen Leuten, daß er in der nächsten Nummer der ‚Sachsenstimme‘ gegen Sie einen Artikel loslassen werde.‘ Ich ging mit der Karte zum gerichtlichen Sachverständigen, und der konstatierte, sie sei von Selius selbst geschrieben. In der nächsten ‚Sachsenstimme‘ erschien wirklich ein Artikel, in welchem er mich als ein kleines, altbackenes Schulmeisterlein mit struppigem Haar schildert und sagt, ich sei sehr kurzsichtig, jedoch verstecke ich meinen Klemmer sorgfältig.“

Was sollte dieser Vorwurf? „Er wollte mich damit blamieren, denn ein Weidmann, ein Schütze, darf nicht kurzsichtig sein. Ich sehe aber außerordentlich gut, nur trage ich beim Lesen einen Kneifer, weil ich weitsichtig bin. Solcher Unwahrheiten waren in dem Aufsatz etwa siebzig enthalten, doch unterließ ich jede Erwiderung. Darauf wurde ein zweiter veröffentlicht, ich reagierte

wieder nicht. Die Artikel waren zuwartend, einige Angelegenheiten nur andeutungsweise berührt, Selius glaubte wahrscheinlich, ich würde doch noch mit den 10 000 Mark herausrücken. Er irrte. Da erschienen am Weihnachtsabend in den Schaufenstern der Papierhandlungen und Buchhandlungen Dresdens große Plakate mit der Aufschrift: ‚Die Gräfin Montignoso und die Vorstrafen von Karl May‘ — Reklame für einen Artikel in der Zeitschrift des Selius; das Tertium comparationis war, daß sowohl die Gräfin Montignoso als auch ich ausgepichte Bösewichter seien. Natürlich wurde das Blatt, weil jeder einen pikanten Zusammenhang zwischen mir und der ehemaligen Kronprinzessin vermutete, massenhaft gekauft. Das war für mich eine böse Weihnachtsüberraschung. In dieser Weise schrieb er noch eine Reihe von Pamphleten gegen mich, bis er verschwand.“

Frau May (einfallend): „Mit Schulden!“

Karl May: „Mit massenhaften Schulden. Einmal habe ich ihn wegen zwei Mark fünfzig Pfennigen pfänden lassen wollen, die mir vom Gericht zugesprochen worden waren — nicht einmal die konnte ich bekommen.“

Wurde er nie zu größeren Strafen verurteilt? „Ich habe selten gegen ihn Klage erhoben. Ich hatte keine Zeit, mich mit ihm abzugeben. Einmal klagte ich ihn zum Beispiel, er wurde verurteilt und ich glaubte mit diesem einen Fall fertig zu sein, in zweiter Instanz wurde er jedoch freigesprochen.“

Frau May: „Er ist nämlich ein Talent in der Art seiner Verteidigung.“

May: „Ein Genie geradezu! Er arbeitet mit beispielloser Unverfrorenheit. Er sagte einmal dem Staatsanwalt, ein Hotelier vom Berge Sinai habe ihm erklärt: ‚May ist ein Lügner, dem darf man nichts glauben.‘ Nun gibt es auf dem Berge Sinai bloß das Kloster der heiligen Katharina, sonst kein Haus, kein Restaurant, am allerwenigsten ein Hotel. Meine Anzeige wurde damals zurückgewiesen, man nahm an, eine derart konkrete Behauptung könne er nicht aus dem Stegreif erfunden haben. Bei diesem Prozeß handelte es sich um die Geschichte der anonymen Postkarte; er wurde freigesprochen, weil man ihn auf Grund von Indizien des schweren Verbrechens der Erpressung nicht schuldig erkennen wollte. Als

Selius aus Dresden verschwunden war, tauchten in Wien und in Deutschland in einigen Blättern seine alten Artikel gegen mich auf. Plötzlich erschien Selius wieder auf dem Plan, und zwar als Mitarbeiter des Bruhnschen Wochenblattes in Berlin ‚Die Wahrheit'. In dieser wurde ein Schundartikel veröffentlicht, in dem behauptet wurde, ich sei ein atavistischer Verbrecher. Das war eine Beleidigung, für die kein Wahrheitsbeweis zulässig ist, und ich hätte ihn ruhig verklagen können, aber ich dachte mir: du müßtest wieder draufzahlen, denn bei der Pfändung kriegst du ohnedies nichts. Nun gab er ein neues Blatt heraus, das er selbst als ‚Leib- und Magenblatt der gelben Arbeiter' bezeichnete. Es hieß ‚Der Bund'. In diesem ‚Bund' ging er besonders scharf gegen seine früheren Bundesbrüder, die Sozialdemokraten, los. Diese antworteten ihm entsprechend, und es kam zu mehreren Beleidigungsklagen. Hierbei wurde ich von den Sozialdemokraten als Zeuge gegen Selius nominiert. Ich, das sage ich aufrichtig, nahm mir vor, mich der Sache zu entziehen, und habe auch in diese Prozesse nicht eingegriffen. Selius aber fürchtete, weil er von meiner Absicht, mich der Aussage zu entschlagen, nichts wußte, mein Zeugnis werde ihn kaput machen.

Deshalb schickte er seine Frau nach Radebeul. Sie wagte es nicht, in meine Villa zu kommen, sondern bat meine Frau in die Bahnhofswirtschaft von Radebeul. Dort setzte Frau Selius meiner Frau auseinander, wie ich bei dem Prozesse aussagen sollte; wenn ich nicht so täte, würde Selius abermals gegen mich losziehen und mich ruinieren. Meine Frau erwiderte, ich würde nichts als die Wahrheit aussagen. Daraufhin fuhr Frau Selius von dannen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Um diese Zeit ließ Selius eine Annonce erscheinen, daß er einen Schriftsteller suche; mit dessen Hilfe wollte er mich endgültig zugrunde richten. Es meldete sich ein Schlossergeselle namens Friedrich Wilhelm Kahl aus Basel, der zur Schriftstellerei übergehen wollte. Diesen engagierte Selius, zahlte ihm nach und nach zweihundertfünfzig Mark aus; dafür sollte er eine Broschüre unter dem Titel ‚Karl May, ein Verderber der deutschen Jugend' schreiben. Hierüber sagte Kahl in einer eidesstattlichen Versicherung ungefähr Folgendes aus: ‚Selius hat mir gesagt, daß May durch diese Broschüre tot ge-

macht werden soll, er werde diese Broschüre den Richtern vorlegen, damit diese den Aussagen Mays nicht glauben; Selius bezeichnete sich als großes forensisches Talent, wenn er vor Gericht zu sprechen beginne, so seien die Richter auf seiner Seite. Darauf antwortete ich: Ich kenne May ja gar nicht! Er hat mir nichts getan, ich habe gehört, daß er ein tüchtiger Kerl ist, und wenn ich solche Sachen schreibe, komme ich ins Zuchthaus. — Selius entgegnete mir: Wir Schriftsteller stehen alle mit einem Fuß im Zuchthaus; auch ich bin wiederholt vorbestraft, aber das ist nur eine gute Reklame für uns. Selius gab mir die nötigen Unterlagen, und nun sollte ich die Broschüre beginnen.' Kahl schrieb den Anfang der Broschüre, aber, da ihn Selius nicht überzeugt hatte, so schlecht, daß er unmöglich gedruckt werden konnte."

Kahl wird es wohl nicht besser getroffen haben?

„O nein. Er schrieb es mit Absicht schlecht. Ganz konfuses Zeug, das überhaupt keinen Sinn hatte. Als Selius dies las, sagte er: ‚Das taugt nichts; ich werde die Broschüre selber schreiben und Ihren Namen daruntersetzen.' Kahl verbat sich das sowohl bei Selius als auch bei dem Verleger, trotzdem erschien die Druckschrift unter dem Namen Kahls und strotzte von Lügen, Übertreibungen und Invektiven."

Verzeihen Sie, Herr Doktor, daß ... „Bitte, sagen Sie mir nicht ‚Herr Doktor'! Ich habe zwar das amerikanische Doktorat erworben, aber ich höre es lieber, wenn man mir bloß ‚Herr May' sagt." Ich wollte fragen, Herr May, ob das wirklich ganz erlogene Behauptungen sind, die Selius bezüglich Ihrer Vorstrafen aufgestellt hat? „Ich bin vorbestraft. Allerdings habe ich meine Strafen schon vor fünfzig Jahren abgebüßt. Ich schreibe jetzt ein Buch, worin ich nichts leugne und meine Gefängnisstrafen schildere. Es wird ‚Am Marterpfahl und Pranger' heißen und eine Selbstbiographie sein. Ich gestehe darin meine Sünden, lege meine Ideale und Bestrebungen dar und schildere, was ich noch zu tun gedenke."

Waren Sie lange im Kerker? „Ja. Das habe ich nie geleugnet. Aber ein Räuberhauptmann war ich nie."

Frau May: „Den Räuberhauptmann Krüger, als dessen Komplize mein Mann geschildert wird, hat er kaum gekannt."

May (zu seiner Frau): „Misch' dich nicht hinein." (Zu mir): „Nur ganz oberflächlich kannte ich ihn. Er ging in dieselbe Schule wie ich, einige Klassen tiefer. Seither habe ich nur selten mit ihm gesprochen. Einmal traf ich ihn in meinem Heimatsort Hohenstein-Ernstthal bei Chemnitz. Da trat er auf mich zu und sagte: ‚May, ich habe Sie um Entschuldigung zu bitten, ich habe vieles, was ich getan habe, auf Sie geschoben.' Ich entgegnete ihm: ‚Sprechen Sie nicht mehr davon'."

Und darf man wissen, weshalb Sie bestraft wurden? „Nein. Mein Verleger hat mir das verboten, damit ich dem Buch nicht vorgreife. Aber das, was man mir vorwirft, habe ich nicht getan."

Wieso wußte Selius von Ihren Vorstrafen? „Die Affäre Selius hängt mit meinen Prozessen mit meinem ehemaligen Verleger Münchmayer zusammen. Dieser kannte meine Eltern und wußte von meinen Gerichtsstrafen. Er dachte also, er könne mit mir machen, was er wolle, da ich mich nicht rühren werde. So änderte er meine Romane, die ich ihm in Verlag gegeben hatte, und sein Rechtsanwalt hat selbst zugestanden, daß fünfzig Prozent des Inhaltes meiner Bücher im Münchmayerschen Verlage ins Unmoralische geändert worden sind. Die derart verballhornten Romane sind zum Gegenstand der größten Angriffe gegen mich gemacht worden. Man hat mir vorgeworfen, ich schreibe auf einer Seite fromm, auf der anderen abgrundtief unsittlich."

Weshalb hat Münchmayer diese Änderungen vorgenommen? „Er spekulierte auf die Sensationslust der Menge und flocht Zoten und frivole Scherze hinein, um den Absatz der Bücher zu vergrößern."

Woraus schließen Sie, daß zwischen Selius und dem Münchmayerschen Verlage ein Zusammenhang besteht? „Ich beanspruche von Münchmayer dreihunderttausend Mark für meinen Roman „Das Waldröschen", die ich übrigens nicht für mich, sondern für eine Witwen- und Waisenstiftung verwenden will. Der Verlag weigert sich, das Geld zu bezahlen, und hat ein Interesse daran, meine Ehrenhaftigkeit in Zweifel zu setzen. Und der Rechtsanwalt des Herrn Selius ist gleichzeitig der Rechtsanwalt des Münchmayerschen Verlages — — —"

Wie erfuhren Sie, Herr May, von den Machenschaften des

Selius mit Kahl? „Als Kahl gehört hatte, die Broschüre sei trotz seines Einspruches unter seinem Namen erschienen, kam er zu mir und erzählte mir den ganzen Schwindel. Er bot sich als Zeuge an, und ich verklagte Selius wegen dieser Broschüre. Das Gericht verbot ihren Vertrieb. In der entscheidenden Verhandlung vor dem Gerichte Berlin-Schöneberg kam auf Veranlassung des Vorsitzenden ein Vergleich zustande, wonach Selius alle seine Behauptungen, materielle wie formelle, revozierte, bedauerte, mich beleidigt zu haben, und versprach, es nicht wieder zu tun. Darauf nahm ich meinen Strafantrag zurück und glaubte zu Ende zu sein. Da geht der Mann hin, engagiert meine geschiedene Frau, zahlt ihr zweihundert Mark und beginnt abermals. Das sind die neuen Beleidigungen. Sechs Stück: eine ‚Bund'-Nummer, zwei Flugblätter und drei in Charlottenburg anhängige Prozesse. Der Prozeß in Charlottenburg, bei dem Selius im vorigen Monat freigesprochen wurde, hat weder zu einer Beweisführung noch zu irgendeiner Feststellung geführt. Ich habe weder etwas eingestanden, noch sind Zeugen einvernommen worden, noch hat man irgendwelche Dokumente vorgelegt. Trotzdem wird in Hunderten von Blättern behauptet, ich hätte alles zugegeben, die Zeugen hätten das alles bestätigt, und die Dokumente hätten alles erwiesen, was mir vorgeworfen worden ist. Das sind Lügen, die bei der Verhandlung in zweiter Instanz ans Tageslicht kommen werden. Ich fühle mich keineswegs als Besiegter, sondern bin vollständig davon überzeugt, daß ich aus der ganzen Hetze als Sieger hervorgehen werde."

Es ist auch gegen Sie der Vorwurf erhoben worden, Sie hätten überhaupt keine überseeischen Reisen unternommen. Darf ich fragen, wie es sich damit verhält? „Ach, das ist Unsinn. Ich reiste schon als siebzehnjähriger Junge. Klärchen, hast du nicht einige Photographien aus Amerika oder aus dem Morgenland bei der Hand?"

Klärchen hat einige Photographien aus Amerika und dem Morgenland bei der Hand. Es sind Bilder, die Karl May am Brunnen Abrahams in Hebra, am Silvahteiche in Jerusalem, vor einem Zelt der Tuscarora-Indianer, an den Tempelruinen von Korinth, am See Genezareth in Kapernaum, am Den Rock, dem Nuggetberg

der Indianer und am Monument des Indianerhäuptlings Sa-go-ye-wat-ha in Buffalo zeigen. Auf all diesen Photos sieht man Karl May als alten Mann, und sie widerlegen die vorgebrachte Behauptung nicht, May habe erst von 1900 ab Reisen unternommen, um späterhin sagen zu können, daß er wirklich im wilden Westen Nordamerikas und im heißen Osten Afrikas gewesen sei. May muß meinen skeptischen Blick bemerkt haben.

„Selius sagt freilich, daß man solche Bilder auf dem Jahrmarkt herstellen kann. Er will mich sogar in Dresden in einer Droschke zu einer Zeit gesehen haben, da ich in Amerika war. Übrigens“, fährt May fort, „ist es ganz gleichgültig, ob ich in fremden Ländern war oder nicht. Ich wiederhole, daß ich weite Reisen gemacht habe, aber das kommt für die Beurteilung meiner Schriften nicht in Betracht. Das ‚Ich‘, in welchem ich schreibe, hat mit meiner Person nichts zu tun, mit diesem Ich ist die Menschheit gemeint, welche die Aufgabe hat, den Menschheitsrätseln nachzugehen, sie zu ergründen. Winnetou, der Apachenhäuptling, ist der Prototyp der sich eben in Amerika entwickelnden germanisch-indianischen Rasse, mein Hadschi-Halef-Omar stellt die Anima dar, die da glaubt, Geist und Seele zu sein, aber keines von beiden ist, Marah Durimeh, die kurdische Königstochter, ist die Menschheitsseele, Schah-in-Schah ist Gott. Ich sende meinen Kara-ben-Nemsi, meinen Old Shatterhand in fremde Länder, um zu zeigen, wie wir als Edelmenschen dort zu handeln haben. Mir stünde es völlig frei, in der Heimat zu bleiben, und wenn ich dann trotzdem behaupten würde, in der Fremde das Erzählte miterlebt zu haben, so ist das keine Lüge. Denn die Ereignisse spielen sich zu Hause ab, die Fremde ist Imagination. Hat nicht auch Dante das ‚Inferno‘, das ‚Purgatorio‘ in Ich-Form beschrieben, ohne dort gewesen zu sein?“ …

… „Gewiß, aber man kann ja auch die Orte meiner Reiseabenteuer als Phantasieland ansehen, wenn man gerade wollte. Da die Länder wirklich bestehen, wie man aus der Geographie ersehen kann, habe ich noch mehr Anrecht, sie zu beschreiben. Viele Länder und Stätten sind auch bei mir symbolisch aufzufassen, wie Dschinnistan als Land der zukünftigen Edelmenschen und Ardistan als das Land der Gewaltmenschen von heute.“

Man hat auch gegen Sie den Vorwurf des Plagiats erhoben. „Ganz unbegründet. Was nennen Sie ein Plagiat.“ Ich denke, daß man es als Plagiat bezeichnet, wenn ein Autor Idee oder Form eines nicht von ihm stammenden Werkes für sich verwendet und als eigenes Geistesprodukt ausgibt. „Das ist nur mit Einschränkungen richtig. Es wäre zum Beispiel kein Plagiat, wenn jemand von einem Hirtenvolke schreiben würde, daß es in Not lebe, nur einmal erscheine in jedem neuen Jahr, sobald die ersten Lerchen schwirrten, ein Mädchen, schön und wunderbar — nämlich der üppige Frühling. Weil das ‚Mädchen aus der Fremde‘ Gemeingut aller Gebildeten geworden ist und niemand glauben wird, der Schriftsteller habe die Meinung erwecken wollen, daß er diese Worte selbst gedichtet habe. Ebenso kann man objektive Wahrheiten wiedergeben, vor allem solche, die in Lehrbüchern oder in beschreibenden Werken stehen. Das erlaubt sogar das Gesetzbuch.“ Man behauptet, daß Gerstäcker von Ihnen verwendet worden sein soll. „Das bezieht sich auf eine Geschichte ‚Ehry‘, die vor vielen Jahren in einer Novellensammlung von mir veröffentlicht worden ist, und zu der mir eine alte Beschreibung von Indien den Anlaß gab. Friedrich Gerstäcker, der selbst nie in Indien war, scheint nun die Erdbeschreibung mit jener Episode gelesen und in einer Novelle benützt zu haben. Daher die Übereinstimmung. Natürlich heißt alles gleich Plagiat! Maeterlinck hat in einem Schauspiel drei Szenen von Paul Heyse abgeschrieben; Heyse erhob Einspruch, aber Maeterlinck lachte ihn aus und ließ das Stück ruhig unter seinem Namen erscheinen. Karl Maria von Weber hat das populärste Lied aus seinem ‚Freischütz‘, den ‚Jungfernkranz‘, nicht selbst komponiert, sondern von einem unbekannten italienischen Komponisten entlehnt. Goethe, Shakespeare, Lessing taten Ähnliches. Sogar die vier Evangelisten erzählen das Gleiche, also müssen wenigstens drei von ihnen Plagiatoren sein. Das Abschreiben würde mir mehr Schwierigkeiten machen als das eigene Schaffen. Ich habe Phantasie genug. Mehr als siebzig große Romane sind von mir verfaßt.“

Darf man, ohne indiskret zu sein, auch fragen, wie es sich mit Ihrer ersten Frau verhält, die in dem Prozeß wiederholt erwähnt wurde? „Meine geschiedene Frau stammte aus demselben

Orte wie ich. Sie war sehr schön, und das bestrickte mich. Ich wollte sie heiraten, trotzdem ich wußte, daß sie arm war. Es kam nicht dazu, und ich zog aus der Heimat fort. Als ich einmal nach Hause zurückkehrte, hörte ich, daß ihr Vater eben gestorben sei. Ich ging deshalb noch am selben Abend zu ihr ins Haus. Der Vater war nicht gestorben, sondern nur vom Schlage getroffen und lag gelähmt im Bette. Das Mädchen fiel vor mir nieder und bat mich, ich möge es nie verlassen. Von Rührung übermannt, beschwichtigte ich sie und versprach, ihren Wunsch zu erfüllen. Ich habe sie geheiratet und zweiundzwanzig Jahre mit ihr gelebt. Es war eine unglückliche Ehe. Sie hat gar nicht mit mir gefühlt oder gedacht, sie hat nicht einmal meine Bücher gelesen."

Sie haben sie aber in Ihren Werken als Muster einer Frau so liebevoll geschildert? „Ja, das tat ich, um ihr Interesse zu wecken. Ich zeigte ihr die Stellen, die sich auf sie bezogen, und wollte, daß sie wenigstens aus Eigenliebe meine Bücher lese. Sie tat es nicht. Sie hat mir viel angetan. Dokumente, welche ich in einem Prozesse brauchte, hat sie, während ich in Asien war, verbrannt, weil sie in meinen Prozeßgegner, den Verleger Münchmayer, verliebt war. Die Ehe wurde aus ihrem Verschulden vor Gericht geschieden."

Es hieß, daß Sie Ihre Frau nicht alimentieren? „Das ist erfunden. Meine Frau bekam, als sie von mir wegzog, eine ganze Ausstattung, Möbel und eine Summe von dreitausend Mark jährlich. Eines Tages schrieb mir der Schwager des Selius im Namen meiner geschiedenen Frau, daß sie auf den jährlichen Zuschuß von dreitausend Mark verzichte. Kurze Zeit später gab sie an, daß sie von dieser Verzichtleistung überhaupt nichts wisse. Selius hatte den Brief schreiben lassen, um sie für sich zu gewinnen, damit sie bei Gericht gegen mich zeuge; er versprach ihr hundert Mark monatlich, so lange sie lebe, sie mußte bei seiner Familie wohnen und erhielt im ganzen von ihm zweihundert Mark. Als sie mich bat, ich möge sie wieder aufnehmen, drohte ihr Selius, er werde sie auf dreihundert Mark verklagen. Jetzt zahle ich meiner Frau freiwillig zweitausendvierhundert Mark jährlich aus, trotzdem sie sich mit Selius gegen mich verbündet hat."

*

Hugh. May hatte gesprochen. Er und seine Frau zeigten mir Old Shatterhands Beutestücke und den Henrystutzen, Sehnsuchtstraum aller Gymnasiasten, der allerdings gar kein Stutzen war, sondern ein gewöhnliches Winchestergewehr, wie es ganze Armeen haben, auch europäische. Und die Silberbüchse erwies sich mir als Torso eines europäischen Schießprügels, dem die Läufe fehlten. Dann gingen wir in den Garten, den verstohlen bittenden Blick seiner Frau, er möge in der Villa bleiben, lehnte May mit verstohlen energischer Bewegung ab, er mußte durchaus wetterharter Jäger sein. Zuerst ging es in einen Holzschuppen, der mit amerikanischen und asiatischen Gegenständen zu einem Raritätenkabinett umgewandelt ist. Hunderte von Sträuchern und Kirschbäumen neigten, schwer vom Regen, ihre Äste, Tropfen glitzerten auf den Blättern, den gepflegten Kieswegen und den Bänken in den Farben des Spektrums. Ein prachtvoller Besitz. Man muß als deutscher Schriftsteller genau so schreiben, wie Karl May schreibt, um ein solches Haus haben zu können, und auch ihm wird es nicht vergönnt, man macht dem wüsten Abenteuerschilderer zum Vorwurf, daß er in seiner Jugend wüste Abenteuer erlebt, man beschimpft ihn, wie man nie einen betrügerischen Kaufmann, einen gemeingefährlichen Fabrikanten, einen bestechlichen Beamten, einen selbstherrlichen Gutsherrn oder gar einen mißhandelnden Offizier zu beschimpfen wagen würde. Eben schüttelt ihn ein Hustenanfall, und trotzdem er, die Hilfe der Gattin unwirsch abweisend, aufrecht ins Haus zurückgeht, ist nicht zu verkennen, daß sein Lächeln vom hippokratischen Zug erbarmungslos durchstrichen wird.

„MONNA VANNA“ AUF DER HOCHZEITSREISE

Hauptmann Ägidius von Drofta war heute von der Hochzeitsreise zurückgekehrt und hatte wieder das Präsidium der Offiziersaspirantenmesse in der Albrechtskaserne übernommen, wo er — der Anstandswauwau — uns das Benehmen bei Tisch zu lehren hatte. Von seinem Sitz aus beehrte er jeden mit einer Begrüßung. „Ah, der Kisch ist auch da,“ wandte er sich an mich, „der Herr Schriftsteller!“ — „Jeder hat eben seinen Beruf“, bemerkte ich mit dem für Subalterne vorgeschriebenen geschmeichelten Lächeln. — „Na, dös is a feiner Beruf, überhaupt die ganze moderne Literatur is eine Sauerei, weiter is es ja nix, — nein, lieber Kisch, i lass' mich von kaa'm net blöd machen, und sag' alles wie's is!“ — „Was hat Herrn Hauptmann denn die moderne Literatur getan?“ — „Was sie mir getan hat, die moderne Literatur? Dös kann ich erzählen, wenn's euch interessiert!“

Gewiß interessierte uns das, selbstverständlich, Herr Hauptmann.

„Also, da werd' ich euch die Chose auseinanderexplizieren. Ich hab' doch in Klagenfurt geheiratet vorige Woch'n, und hab' in Wien zweite Nächtigungsstation gemacht. Da sagt mir meine Frau, sie möcht' einmal ins Burgtheater gehn. I kenn' ja das Burgtheater genau, am Franzensring is es, ein tadelloses Gebäude, das muß i schon sagen, aber i wär' doch lieber ins Theater an der Wien gangen, unter uns g'sagt. Na, aber meine Frau hat sich das amal in Kopf g'setzt, sie war zum erstenmal in Wien und hat schon sehr viel vom Burgtheater g'hört g'habt, da kann man ihr dös net abschlagen, am zweiten Tag nach der Hochzeit, — die Frau hat sich ganz brav g'halten die zwei Täg' — ganz unter uns g'sprochen,

meine Herren. Na, alstern, geh m'r's an, ins Burgtheater. Sie haben ‚Monna Vanna‘ gspült, von dem Fürsten Metternich ...“

„Von Maeterlinck ist es, Herr Hauptmann ...“

„Ja, Metterlink, oder so was heißt der Kerl, ich hab's ja gwußt, — kennst du vielleicht das Stück?“

„Jawohl, Herr Hauptmann.“

„Und was sagst du dazu?“

„Das ist doch ein schönes Drama, Herr Hauptmann.“

„A schönes Drama? A schöne Schweinerei is das, weiter nichts, — i lass' mich doch nicht blöd machen, i hab' doch mein eigenes Urteil. Ich werd' euch die Handlung erzählen, damit ihr selbst sagen könnt ... Also, Turin wird belagert, is total zerniert und der Festungskommandant, Collona heißt er, schickt seinen Vater hinaus als Parlamentär, — einen Zivilisten, bitte!, Blödsinn Numero eins — zum Belagerungskommandanten, dem Prinzivalli, daß der die Stadt nicht in Brand stecken soll. Also da geht der triefäugige Gaukler, der Sonnenthal — du entschuldigst schon, Kisch ...“ (Hauptmann von Drofta hatte nämlich „Saujud“ sagen wollen, das Wort im letzten Augenblick durch „Gaukler“ ersetzt, entschuldigte sich aber dennoch) „... er geht also hinauf zu dem Belagerungskommandanten, und die verhandeln da, bis es herauskommt, was der Schweinkerl, der Prinzivalli, eigentlich haben will: er fliegt auf die Frau von dem Stationskommandanten, die kennt er nämlich von früher, hat sie aber noch nicht g'habt und fuxt sich darüber. Drum erklärt er sich bereit, die Stadt zu schonen, wann dös Weibsbild zu ihm raufkommt, nur mit einem Mantel bekleidet, das heißt bei mir — nackicht, net? Dös is der Blödsinn Numero zwei, denn so ein geiler Hund gehört vors Kriegsgericht, dös weiß er selber ganz gut! Also, was soll ich euch sagen, da geht die Hohenfels, so eine Schlampen, hinaus zum Gegner, nur mit dem Mantel bekleidet, — bitte, ich betone, ich war mit meiner Frau da! — und da schmusen sie ein blödsinniges Gelatsch, und zum Schluß entläßt er sie unberührt. Unberührt! Dös kann mir der Herr Metterlink net aufbinden, ich laß mich doch nicht blödmachen, ich kenn' das Lagerleben — drei Jahr war ich beim detaschierten Bataillon in Bosnisch-Raca und weiß, wie's zugeht in der Kantonierung! Un-

berührt! Dös is a hirnverbrannter Stiefel! Er entlaßt sie nicht unberührt, im Ernstfall petschiert er sie grün und blau, darauf geb' ich mein Offiziersehrenwort. Ist vielleicht jemand von euch anderer Meinung?"

Niemand von uns war anderer Meinung.

„Dös is eine ganz gewöhnliche Sauerei!" brummte Hauptmann von Drofta, „die ganze moderne Literatur, und ein Mordsschwindel dazu. I laß mir doch nicht von einem Herrn Metterlink erzählen, wie's im Lagerleben zugeht, i war drei Jahr beim detaschierten Baon in Bosnisch-Raca!"

VERBRECHEN IN DEN HOCHALPEN

Auf der Alm da gibt's ka Sünd', und Verbrechen schon gar nicht, das wäre ja noch schöner, sanft weidet das Lämmlein, „how lovely" flötet die Amerikanerin, gutmütig glotzt Rindvieh die Touristen an, jodeln tut die Sennerin, wie ist der Älpler, bieder ist der Älpler, unschuldsweiß strahlen die Gipfel, wunschlos lebt es sich in der Hütte, golden geht die Sonne auf, reichlich grünen die Matten, Edelweiß und Alpenrose sind schön, kindlich murmeln die Bächlein, Friede zieht dir ins Herz hinein, und so weiter. Und kommt man nach Bern, ist es beinahe noch idyllischer, ein naives Volk freut sich stundenlang der Bären im Zwinger, Redner der Heilsarmee und frommer Sekten sprechen Sonntags auf den Plätzen; Lauben, Brunnen, Wahrzeichen der Häuser und Traditionen der Bürger und gar der Burger sind Jahrhunderte alt, in der rechten Laube spazieren die ledigen Leute, Studenten, höhere Töchter, Hörerinnen der Hotelschule, die „verheiratete Laube" gegenüber dient den Eiligen. Ja, das Berner Oberland ist einfach und ehrlich, in Stadt und Land, und nur aus Prinzipienreiterei bin ich diesmal meinem alten Grundsatz nicht untreu geworden, in jeder Stadt das Polizeimuseum zu besuchen. Wie armselig muß die Sammlung kriminalistischer Dinge sein in dieser glücklichen Welt, dachte ich, was kann schon darin sein, das Apothekchen eines Kurpfuschers, Stöcke, mit denen sich Burschen bei der Kirchweih geprügelt haben, und vielleicht die Liebestropfen einer Berghexe? Dachte ich ...

... und sah Bilder und Andenken an Mord und Totschlag. Da ist der Fall des Kaufmannes Grieder am Kornhausplatz in Bern; er rüstete die Hausierer aus, die mit Kurzwaren in die einsamen

Bauernhütten kraxeln, um dort ihre Schätze auszubreiten, zu handeln, mit Milch und Brot bewirtet zu werden und mit einem „Vergelts Gott“ weiterzuziehen. Solche biederen Hausierer bezogen also vom Kaufmann Grieder ihre Waren, bis ihn 1914 in seinem Laden solch ein biederer Hausierer namens Witwer mit Hammer und Messergriff erschlug, daß Blut und Hirn auf die Schachteln spritzten, wie hier noch zu sehen ist; mit reichem Raub entfloh der Täter, binnen kurzem aber wurde er verhaftet. Nicht jeder läßt sich so leicht festnehmen; der Browning liegt in der Vitrine, mit dem der Einbrecher Neukomm 1923 im Wald bei Lotzwyl einen Landjäger tödlich traf, und ein hübsches Bauernhaus von Felsau bei Brenngarten ist in effigie da, das eines Wilderers, der es mit dem ihn arretierenden Gendarm ebenso machte. Auf dem Gsteig im Saanengebiet, zweitausend Meter hoch, schleppt sich, mehrfach verwundet, ein Jäger zur Sennhütte — er stirbt mit der Angabe, daß zwei Burschen gegen ihn gefeuert haben, die er wegen Wilderns stellen wollte; die Täter wurden nie erwischt. Vor zwei Jahren erregte das Verbrechen auf dem Säntis Aufsehen in der alpinen Welt: der Hüttenwart und seine Frau wurden von einem Tiroler Bergführer erschlagen und beraubt; drei Wochen vermochte der Täter, aller Verfolgungen spottend, in den unwegsamsten Höhen verborgen zu bleiben; schließlich ging ihm der Proviant aus, und er erhängte sich an einer Felszacke. Selbst gerichtet hat sich auch der Handlungsgehilfe Gnauck, er hat 1922 Raubmord an einem Konfektionär in Bern verübt, flüchtete in einem Mietauto, nachdem er den Chauffeur an einsamer Stelle des Waldes verwundete, und erschoß sich in Solothurn. In der Kantonalen Strafanstalt zu Thorberg büßen Mörder ihre Taten ab. Der Händler Alfred Grasser, der hoch oben im Jura, auf der Plagne, eine verheiratete Frau durch drei Schüsse entleibte, um sie loszuwerden, und sein Gegenspieler, der Franzose Delacour, der auf einer Tour im Berner Oberland seinen Freund Cerisier umbrachte, um dessen Frau heiraten zu können. Im gleichen Zuchthaus versucht ein Mann namens Kern, Mörder einer Wirtin in der Genfer Gasse zu Bern, immerfort neue Ausbrüche, trotzdem seine Zelle betoniert und besonders bewacht ist. Vielleicht ist sein Vorbild jener Pole Makowsky, dessen Ausbruchswerkzeuge

der Clou des Berner Polizeimuseums sind: mit nichts als einer Schere und einem Eisenstück, das ihm beim Garnhaspeln in der Einzelzelle zum Beschweren des Fadens diente, hat er aus seiner Suppenschale eine ganze Garnitur vollkommenster Schlüssel mit kompliziertem Bart und ausgearbeitetem Griff für die Zelle, für die Barrieren, die den Korridor sperren, und für das Anstaltstor hergestellt und ging von dannen; erst nach Monaten erwischte man ihn mitsamt seinen Fabrikaten, gegen die alle anderen Diebeshaken und Einbruchsinstrumente hier — Dietriche von Bern! — armselige Stümperarbeit sind.

Totschläge an Wildhütern (Racheakt oder Vereitelung der Festnahme) sind in den Bergen nichts Seltenes, ebensowenig Raufhändel mit tödlichem Ausgang, und die Polizei hat Auftrag, jedem verdächtigen Todesfall nachzugehen. Photographien dieser Tatbestände sind von ganz anderer Art als die der großstädtischen Polizeibehörden: ein auf der Bergstraße aufgefundener Leichnam zum Beispiel schien auf eine Rückgratzertrümmerung durch Stockhiebe hinzuweisen, aber die Spurenaufnahme ergab, daß der Mann in Mietholz bei Kantergrund auf Eis geraten und ins Rutschen gekommen war, dreimal mit dem Körper an Baumstämme schlagend, und schließlich mitten auf dem Karrenweg liegen blieb. Ähnliche Ergebnisse zeitigte die kriminalistische Untersuchung an der Leiche einer Medizinerin aus Berlin, auf die 1923 Holzfäller bei Bad Weißenburg stießen, und die eines Schusters aus Thun, der beim Pflücken von Alpenveilchen auf der Wimmisseite des Niesen abgestürzt war.

Allen Vermißten muß nachgeforscht werden, die Landjäger des Oberlands haben Steigeisen, Skier und Seile. Knapp vor dem Krieg ging ein Student aus Pommern vom Jungfraugipfel gegen Fiesch und kehrte nicht zurück. Man hatte große Geldsummen bei ihm gesehen, und das Gerücht eines von Führern begangenen Raubmordes wollte nicht verstummen. Eine Führerkolonne machte sich auf, ihn zu suchen. Vergeblich. Er war damals in eine Gletscherspalte gefallen, und durch die Abwärtsbewegung des Gletschers trat erst nach elf Jahren die Leiche zutage, Körper, Gesicht und Kleider unversehrt, nur die rechte Hand hatten Füchse abgefressen. In der Tasche des Verunglückten lagen seine Pa-

piere und der Geldbetrag in Schweizer Franken. Die Eltern, die alljährlich in die Gegend gereist waren, um dem unbekannten Grabe des Sohnes nahe zu sein, kamen in dem Augenblick vorüber, als man ihn fand...

Manchmal bewahrt der Gletscher seine Beute dreißig Jahre lang, und so ist die Hoffnung nicht aufzugeben, daß man auch noch Georg Winklers Leiche entdecken wird, jenes berühmten jungen Alpinisten, Ersteiger des Winklerturmes in der Rosengartengruppe und des Winklerweges auf der Cima di Madonna, der in den Neunzigerjahren an der Ostwand des Weißhorns in den Schrund gestürzt ist.

Natürlich kann hier oben in den Bergen manches Verbrechen ungesühnt bleiben, wer vermöchte zu sagen, ob es ein Fehltritt oder der Stoß des Begleiters war, was einen Unglücklichen über den Grat riß?

Sehr zahlreich sind corpora delicti von Wilddieben, Vogelstellern und Fischfrevlern vertreten, Stockflinten, meist Eigenbau, mit dem Lauf ausrangierter Vetterligewehre der Miliz, zusammenlegbare Stutzen, Vogelfallen, die man aus dem Fenster steckt, um Distelfinken und Goldammern zu fangen, Gewehre für Gemsen, Rehe, Steinwild und Hasen, Klemmen und Schlingen für Füchse, Dachse und Murmeltiere, verbotene Doppelangeln und Netze mit zu engen Maschen, womit in der Aare und in der Emme, im Thuner und Brienzer See Lachs und Forellen gefischt werden. Auch von Brandstiftungen bleibt die höchste Region nicht verschont, in der Einsamkeit werden Falschmünzerwerkstätten etabliert, und das Museum bewahrt die Apparatur eines Baders zu Biel auf, der Sennerinnen von Folgen der „Sünde" half.

Das alles hätte ich hier beileibe nicht vermutet, als ich — wie eingangs erwähnt, ohne Laune und bloß aus Prinzip — das Kriminalmuseum betrat, und ich bin benommen von den Dramen des Hasses und Blutvergießens, die sich hinter den idyllischen Kulissen abspielen, in den zuhöchst erhabenen Erdenwinkeln. Ich kann nun wieder hinausgehen aufs Schänzli, den Blick auf Wälder und Berg zu richten und auf die Hütten, in denen man Friede und Sitte zu Hause glaubt, die Sonne geht unter, alles strahlt in glücklichem Schein. Aber der täuscht mich nicht mehr.

EINE MESSE DES JACK OPLATKA

Wenngleich kein sonderlich originelles, wenngleich ein billiges, so ist es doch ein poetisches Gleichnis, das vom ausgelaufenen Ei.

Sonst verwendet Jack Oplatka keinerlei solche Vergleiche. Sonst erzählt er (gern und) sachlich, vielfach von technischen Termini und amerikanischen Interjektionen unterspickt, von seinen Konflikten und Berufen, absolut wahr, jedoch höchst unglaubwürdig. Sich dieser Unwahrscheinlichkeit bewußt, müht er sich, eben durch Sachlichkeit, Sachkenntnis, Termini und Genauigkeit alles zu beweisen.

Aber: „Das Auge, — es ist auf dem Boden gelegen, wie wenn ein faules Ei ausgeronnen wär'."

Mit diesem Vergleich weicht er immer der Antwort aus, wenn man ihn fragt, wieso seine rechte Augenhöhle leer ist. Seit wann? „Bei einer Keile . . ." Ja, aber wo ist diese Keilerei gewesen? „Das war über dem großen Jam."

Er war nämlich in Amerika, wie wir uns schon aus der Durchsetzung seiner Berichte mit amerikanischen Brocken denken können, und ist stolz darauf. Über den großen Jam ist er bereits als ganz kleiner Junge durchgebrannt; nach einem Überfall auf seinen Lehrer. Bald ist er wieder zurückgekommen. (Ist er doch jetzt erst neunzehn Jahre alt). Seither läßt er sich „Jack" nennen, (vormals hieß er „Kobi"), trägt Watte in den Rockschultern, Scheitel in Haarmitte, Nacken rasiert, Hosen: breit und aufgekrempelt, keine Hosenträger, keinen Stock. Spricht oft von drüben, aber nichts davon, warum und wo es war, daß einmal sein rechtes Auge auf amerikanischem Boden lag, wie wenn ein faules Ei ausgeronnen wäre.

Zu wetten ist, daß es bei einer Keile mit einem „Orl" war, wie das jüdische Jargonwort für einen Christen lautet. Oh, nicht etwa, daß er ein Christenhasser wäre! Im Gegenteil. Er ist aus religiösem Ghettohaus, und scheu respektiert er die Frömmigkeit Andersgläubiger. Er achtet die „Frömmigkeit an sich", ist — vorausgesetzt, daß diese Worte existieren, — panreligiös, allfromm. Seine Plattenkollegen sind fast ausnahmslos Arier, sie nehmen ihn für voll, und sicherlich ist er darauf stolz, daß er nicht wie ein Jude aussieht, obschon er darauf stolz ist, daß er ein Jude ist. Sich immer — natürlich bloß außerdienstlich, man wird es sehen — nachdrücklich dagegen wehrt, wenn man ihn für einen Orl hält. Und wie nachdrücklich!

Gegen die Christen hat er nur eines einzuwenden: sie halten die Juden für Feiglinge.

Diesem Irrglauben entgegenzutreten, sie von diesem Wahn zu bekehren — das hält Jack Oplatka für seine Sendung. Fällt je in seiner Hörweite eine gegen Juden gerichtete Äußerung, läßt sich je in seiner Sehweite eine Geberde antisemitisch deuten, so ist ihm das gegrüßter Anlaß zu Rache und Radau, zu gewalttätigstem, rohestem Dementi jener Ansicht von der Feigheit aller Juden. (Ob er sich nun wirklich deshalb zu seiner Propaganda der Tat, seiner handgreiflichen Aufklärungsmission entschlossen hat, und so, aus der Theorie heraus, gewollt zum Gewalttäter wurde, oder ob sie einem rassengemäßen Ressentiment oder gar einfacher Rauflust entstammt, und die ethische Rechtfertigung erst aposteriorisch zurechtgelegt ward, — dieses werden früher oder später die Gerichtspsychiater entscheiden.)

Übrigens wartet er keineswegs immer auf einen Anlaß zu solchem Dementi der Tat. Plötzlich steht er zum Beispiel im Kaffeehaus auf. Geht auf einen gesichtsroten Feldwebel zu, der friedlich seine Hand im Schoße (seiner Begleiterin) ruhen läßt. Geht auf ihn zu, und mit der Frage „Wer ist ein beschissener Jud?" versetzt er dem Ahnungslosen einen Schlag ins Gesicht und das Lokal in Aufregung.

Gegenhieb. Prügelei. Parteienspaltung. Sausen von Biergläsern. Zersplitternde Kaffeetassen. Kellnerinnen kreischen. Entsetztes Niederhalten eines gar nicht so ernst gemeinten Säbels durch viele

Hände. Ein bisserl Blut. Hinauswürfe. Arretierungen; zumindest Arretierung Jack Oplatkas.

Man fragt ihn (man fragt ihn nicht!): „Warum hast du die Rauferei angefangen, der Feldwebel hat doch keinen Ton gesprochen?“

„That's right. Aber der Orl soll nicht meinen, ein Jud' fürchtet sich.“

Wie gesagt: sonst hat er nichts gegen Christen und Christentum. Ist sogar, im Gegenteil, dessen treuester Diener. Was Leute aus bürgerlicher Welt schwer zu begreifen vermögen. Herr Süß ist so einer. Der dicke Herr Süß kam zufällig einmal ins Café Savoy in Begleitung des Journalisten K., eines Freundes von Jack Oplatka.

Jack zum Journalisten: „Gut, daß du kommst. I have something for you. Du mußt einen Artikel hineingeben in die Zeitung, was das für eine Wirtschaft ist in den Prager Tumes . . .“

Herr Süß, aufhorchend, einen Artikel an seiner Quelle zu vernehmen, aufhorchend, daß ihm kein Wort des berühmten Jack Oplatka verloren gehe oder unverständlich bleibe, unterbricht: „Verzeihen Sie, Herr Oplatka, was sind Tumes?“

Eine leere Augenhöhle richtet sich, unwillig ob solcher Unbildung, dem fremden Frager entgegen. Doch wird der belehrt, daß „Tume“ der Ausdruck jüdischen Jargons für „Kirche“ ist.

„Was ist denn los, in den Prager Tumes, Jack?“

„Also, das ist so: You know, ich arbeite schon acht Monate bei Janku . . .“

„Beim Pater Janku, ja?“

„All right, bei Sankt Heinrich. Schon seit Trinitas. Vorher war ich doch Pompes funebre, und einmal hat ein Ministrant gerade vor der Missa pro defunctis in der Sakristei die hinfallende Krankheit bekommen, so hab' i c h mir das Hemd angezogen und hab' ihn vertreten. Seit Sonntag Trinitas bin ich dort der ständige Ministrant. Trotzdem der Janku die Heinrichsschule hat, mit Schuljungen genug, die umsonst ministrieren möchten, bloß aus Kowed.“

„Warum verwendet er also die Buben nicht?“

„Früher hat er's ja gemacht. Aber ich bitte dich: nimmt er

Musterknaben, solche blasse Bürscherl, dann werden sie nach ein paar Tagen krank, wenn sie jeden Morgen um sechs Uhr in der Kirche sein müssen. Oder sie schlafen nachher in der Schule ein. Ist das ein Wunder? Always aufpassen auf das Stichwort, das ganze Sidderl lateinisch aus dem Kopf hersagen, immerfort steif herumlaufen, das schwere Meßbuch auf dem linken Arm oder mit dem Meßpult oder mit der Kanne oder mit dem Räucherfaß von der Epistelseite zur Evangeliumseite, sieben Meter breit ist das Altarschiff von Sankt Heinrich und hat sechs Stufen, immerfort hinauf- und herunterrennen mit lauter Machlojkes! ... das ist keine Kleinigkeit for such a child. Läßt er aber gesunde Jungen ministrieren, dann treiben sie in der Sakristei lauter Lausbübereien, — hat denn so ein junger Orl eine Ahnung davon, was ein heiliger Ort ist, ein Sanctuarium?"

„Du möchtest also, daß ich einen Artikel gegen die Verwendung von Kindern zu Ministrantendiensten schreiben soll?"

„Oh no, my boy, das ist mir ganz egal. Trotzdem man das gewiß verbieten sollte. Aber für mich ist das keine Konkurrenz. Janku weiß, daß er sich auf mich verlassen kann. An Wochentagen bei der Stillen Messe ministrier' ich ganz allein, am Sonntag bin ich der Oberministrant und trag' dem Geistlichen den Weihkessel nach und das Aspergill ..."

„Pardon, Herr Oplatka, was ist ein Aspergill?"

Das rechte Auge Jacks höhlt sich geschmeichelt-mißtrauisch-bedrohlich dem zwischenfragenden Herrn Süß entgegen: „Son of a bich! Lange werden Sie mich nicht häkeln! Zuerst verstehen Sie nicht jüdisch, dann verstehen Sie nicht katholisch ... Was verstehen Sie eigentlich?"

Aber dann — stolz auf Amt und Wissen — gibt er doch die Erklärung: „Das Aspergill ist ein Lulew, verstehen Sie? Ein Weihwedel!! ... Also, das Aspergill trag' ich und ich zünde beim Sanctus die Sanctuskerze an, wenn eine Missa solemnis bei ausgesetztem Allerheiligsten ist, bin ich unter den vier Ministranten der Obermacher, der Räucherfaßträger; und bei einem Begräbnis oder einer Prozession, wenn die anderen weiße Rochetten ohne Ärmel anhaben und die Kerzen tragen, hab' ich eine Dalmatik an und gehe mit dem Kreuz dem ganzen Leichenzug voran... Ich bin

eigentlich gar kein Ministrant mehr, ich bin schon eine Art Schlattenschammes, der zweite Mesner."

„Also, was hast du eigentlich gegen die Tumes? Was für einen Artikel soll ich denn in die Zeitung geben?"

„Ja, richtig! Also gestern sagt der Veverka, der Küster von Sankt Heinrich zu mir, ob ich hinausgehen will in die Scharka, in der Andreaskapelle die Messe zu ministrieren, er möchte sich in der Heinrichskirche für diesmal mit den zwei Buben behelfen. Warum? frage ich. Da erzählt mir der Veverka a long story, es ist ein Kaplan dagewesen, der gehört zum Strahower Stift, aber Sonntag liest er bei Sankt Andreas das Hochamt, und er hat geklagt, es war bis jetzt ein Ministrant dort, ein armer Blödsinniger, der hat dreißig Jahre draußen ministriert, aber in dieser Woche ist er gestorben, und es ist Unordnung dort, weil die Kapelle keinen Mesner hat, und der Kaplan hat verlangt, der Veverka möcht' hinauskommen, die Sachen ein bisserl herrichten. Der Veverka hat aber doch keine Zeit Landpartien zu machen, und da hat er dem Kaplan versprochen, er wird mich schicken. Ob ich hinausgehen möcht'? Gut, sag' ich, ich geh' hinaus. ‚Sie werden ja verschlafen, Oplatka! Um halb neun ist die Messe, um acht müßten Sie dort sein und Sie haben fast eine Stunde zu gehen.' — Machen Sie sich keine Sorgen! sag' ich, ich sitz' bis sieben Uhr früh im Café Kagoj, dann geh' ich hinaus. Verschlafen könnt' ich nur eine Nachmittagsmesse."

„Und heute früh warst du draußen?"

„Ja. Halewaj ich wär' nicht hinausgegangen! Wir haben heute Nacht Kotesek gespielt, Gottes Segen bei Kohn, und um sieben Uhr war ich gerade im schönsten Verlieren. Was nutzt das, sag' ich mir, Gottesdienst ist Gottesdienst, bin aufgestanden, hab mein Geld im Schüsserl gelassen, und bin hinausgegangen in die Scharka, im ärgsten Kot. Wie ich hineinkomm' in die Sakristei, hab' ich schon gesehen! Das war eine Wirtschaft, das kannst du dir gar nicht vorstellen! Fingerdick ist der Staub überall gelegen. Die Meßgewänder: mindestens seit zwei Jahren nicht gewaschen, die Volants abgetrennt, ich hab' sie anspendeln müssen, weil ich Angst gehabt hab', sie fallen während der Messe hinunter. Die Stola war direkt zerfranst, mein Ehrenwort! Das Birretum war auf der

einen Seite eingetepscht. Die Lavabotücheln waren ungewaschen zusammengefaltet. Die Patena war nicht einmal zugedeckt, und die Reserveoblaten für die allgemeine Kommunion waren ganz staubig. Das ist doch die höchste Hygienie! Ich hab' die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Hochwürden, hab' ich gesagt, das soll ein Gotteshaus sein? Das sieht aus, mit Vergeben, wie ein..."

„Und der Kaplan?"

„What could he do? Geschämt hat er sich vor mir. Hat mir beweisen wollen, er hat den meschuggenen Ministranten nur aus Mitleid nicht hinausgeworfen. Und hat mir lange Geschichten erzählt, daß der auch beim Hochamt alles verdreht hat: beim letzten Evangelium, wo man das kleine Kreuz schlagen soll, hat er das große Kreuz gemacht, und wenn er am Altar vorbeigekommen ist, wo das Allerheiligste im Tabernakel drinnen ist, hat er die Kniebeuge mit beiden Knien gemacht, statt mit einem Knie, aber grad ausgerechnet beim „Domine non sum dignus" hat er bloß die mittlere Reverenz gemacht statt der tiefen. Konstant hat er das Meßbuch so gelegt, daß der Rücken gegen die Altarmitte gekehrt war, statt der Schnitt. Beim zweiten „Kyrie eleison" soll er antworten: „Christe eleison", — natürlich hat er auch gesagt: „Kyrie eleison!" Beim Levate ist er niedergekniet, beim Flectamus genua ist er aufgestanden! Ausgerechnet wenn er die Klingel getragen hat, ist er gestolpert, und..."

„Na gut, und was war mit dir?"

„Ich hab' also ministriert. Es waren genug Leute da. Auch die Wirtin von der „Schmukyřka". Die ist gleich in der ersten Bank gesessen. Sie kennt mich noch aus der Zeit, wie ich mit der Peptscha das Verhältnis gehabt habe — damals war ich oft in der „Schmukyřka" tanzen. My word of honour, ich hab' mich vor ihr geniert, mit solchen Meßgeräten zu ministrieren! Sogar die Monstranz war angelaufen, und zwischen den Strahlen hat der Staub gesteckt! No, und wie „Ite missa est" war, bin ich in die Sakristei gegangen, und hab' die Sachen in Ordnung gebracht! Eine Dose mit Amor hab' ich gefunden, aber was nützt mir die Putzpasta, wenn kein Lederlappen da ist! Da bin ich auf eine Idee gekommen — gebenscht sei mein jüdisch Köpferl! — ich habe

ein zerrissenes Cingulum zerschnitten, ein altes wollenes Cingulum, und damit das Räucherfaß blankgescheuert, das Insensorium und den Deckel vom Missale und die Trinkgefäße. Zum Kaplan sag' ich dann, die Monstranz muß unbedingt auch einmal ordentlich gereinigt werden, ich werde das gleich machen."

„Und das hat er zugelassen?"

„Belehren hat er mich wollen! Daß das Venerabile nur von einem gereinigt werden darf, der die höheren Weihen hat. Darauf hab' ich ihm geantwortet: Wegen einem bisserl Staub soll ich mich vielleicht ins Fürsterzbischöfliche Seminar einschreiben lassen?! Da hat er gelacht, und ich hab' die Monstranz geputzt, daß sie wieder etwas gleich sieht; at the end hat er auch ein wenig am Ciborium herumgerieben — damit er sagen kann, er hat es gereinigt — laß' er verdienen! — Und ich bin wieder in die Sakristei gegangen; die Ornate und das Pluviale hab' ich zusammen mit dem Lavacrum und den Lavabotücheln in ein Bündel geschnürt, daß man sie nach Břewnow in die Klosterwäscherei schicken kann, alles geordnet und war fertig. Da legt mir der Kaplan — so soll ich leben und gesund sein! — fünfzehn Zal hin..."

„Was?"

„Ja, ja, fünfzehn Kreuzer als Lohn! Zuerst hab' ich ihn angeschaut, ob er meschugge ist. Was ist das, frage ich ihn. Fünfzehn Kreuzer bekomme ich bei Sankt Heinrich, also mitten in der Stadt, aber herauszulaufen in der Nacht, einen Weg von einer Stunde im ärgsten Dreck, vom Spiel bin ich aufgestanden und hab' mein Geld dort gelassen, und hier hab' ich alles ausgeputzt, und Sie geben mir fünfzehn Kreuzer? — Sagt er, er kann mir nicht mehr geben, der alte Ministrant hat auch nur fünfzehn Kreuzer bekommen, und die Ministrantengebühr ist dem Kaplan für ein Quartal im Vorhinein ausbezahlt worden und er kann jetzt nicht m e h r aufrechnen, und er zahlt nur fünfzehn Kreuzer. Da bin ich aber wild geworden: Messe l e s e n kann ein jeder, hab' ich ihn angeschrien, Sie haben doch jedes Wort im Buch vor sich, aber der Ministrant muß alles auswendig können! Wenn ich Ihnen statt des Evangeliums ein Kochbuch hinlege, so müssen Sie ja Powidelbuchteln aufsagen, statt Dominus vobiscum! Sie

stehen ruhig oben und lassen sich bedienen, aber der Ministrant soll herumspringen wie ein Schalksnarr mit seinen Schellen, und dafür wollen Sie ihm so einen Hungerlohn zahlen? Das ist christliche Nächstenliebe? Eine Gaunerei ist das!"

„Und der Kaplan? Der hat sich das gefallen lassen?"

„Er hat natürlich auch angefangen zu schreien und zu schimpfen. Und wie er geschimpft hat, hab' ich gesehen — traurig genug, daß ich das von einem Seelsorger sagen muß — was er für einen schoflen, gemeinen Charakter gehabt hat. So ordinäre Worte hat er gebraucht: Bankert, Dreckkerl, ich bin, hör' ich, ein Wichtigtuer, und ob ich glaube, daß er ohne mich das nicht zusammengebracht hätte, und wenn mir die fünfzehn Kreuzer zu wenig sind, soll ich sie dalassen, und ihn kann ich — Damned my soul, bin ich in Wut gekommen, schon will ich ihm zwei Fraß geben, da schreit er weiter — und jetzt hab' ich gewußt, warum er mich schon früher immer so von der Seite angeschaut hat — er schreit, er läßt nicht mit sich feilschen, er ist kein stinkender Handeljud... Wie er das gesagt hat — du weißt nicht, was das für mich bedeutet —"

„Ich weiß es, ich kenne dich, Jack!"

„O nein, in so einem Moment kennst du mich nicht! In so einem Moment kenn' ich mich selber nicht! In so einem Moment können mich zehn Leute halten, das nützt nichts. Da kann ein Wachmann schreien: ‚Im Namen des Gesetzes', ich höre nichts. Ob du's glaubst oder nicht: ich sehe dann nur mit meinem rechten Auge, und Ohrensausen spüre ich. Also, wie er das vom stinkenden Juden sagt, pack' ich den schweren Altarleuchter... da hat er aufgeschrien: Sacrilegium immediatum! Und das war wie ein Wunder: es hat mich zur Besinnung gebracht. Daß er auf lateinisch erschrocken ist — vielleicht auch, weil er mich damit als einen kirchlichen Funktionär angesprochen hat — eigentlich weiß ich selbst nicht warum — aber was ein Sacrilegium immediatum ist, weiß ich ganz genau!! — Also, ich bin im Augenblick zu mir gekommen, und habe ihn vor mir stehen gesehen, mit einem Gesicht wie das Billardtuch da, und die Hände von sich gestreckt vor Angst. Ich habe den Leuchter auf den Tisch gestelt und langsam gesagt: Geben Sie mir noch fünfzehn Kreuzer. — Ohne ein

Wort zu reden, hat er sie hingelegt, ich hab' die dreißig Zal eingesteckt, das kleine Kreuz geschlagen, (ich weiß ganz gut, man soll das große Kreuz schlagen, aber ich hab' so eine Wut gehabt!) und bin gegangen."

Mit einem Ruck trinkt Jack sein Bierglas leer: „That's the whole story. Aber das habe ich mir unterwegs vorgenommen: wenn ich dich treffe, werde ich dir das erzählen, daß du in die Zeitung hineingibst, was das für eine Wirtschaft ist in den Prager Tumes. Damit da einmal eine Ordnung hineinkommt! Du mußt schreiben: jeder Ministrant soll fünfzehn Kreuzer bekommen pro stille Messe, zwanzig Kreuzer per Hochamt am Sonntag oder Feiertag, bei einer Totenmesse die Ministranten zusammen zehn Prozent von der Messespende, und für die Kapellen auf dem Friedhof oder in den Vorstädten soll eine Zuschlagsgebühr festgesetzt werden, zehn Kreuzer per Kilometer zum Beispiel ..."

Herrn Süß aber, in seinem jüdischen Empfinden empört, entreißt sich ein Ausruf: „Wie können Sie als Jude ministrieren!"

Eine Augenbraue über ausgeronnenem Ei zieht sich empor: „Sie Ochse, wie können Sie glauben, daß ich als Jud' ministrier'? Ich ministrier' als Orl!"

DAS WINTERLAGER EINER GESCHLAGENEN ARMEE

Donnerstag, 17. Dezember 1914.

Trotz der Fürchterlichkeit der letzten Woche, trotz der Anabasis aus Serbien und trotzdem wir gestern durch einen Regen der Sintflut und eine Hölle der Finsternis über endlose Felder irrten, bevor wir hier, in einer Tenne von Surschin, Unterkunft fanden, habe ich die ganze Nacht nicht geschlafen, so sehr juckte mein Körper, und ich kratzte ihn wund. Graugelbe Schmarotzer kribbeln in meinem Hemd, in meiner Montur, auf meiner Haut. Unsagbar einfach, ich weiß schon, ist die Therapie: gründliche Reinigung, Vernichtung der Wäsche, Wechseln der Kleider. Das sagt sich leicht! Wo soll ich mich reinigen, wie kann ich die Wäsche, wenn ich keine andere habe, vernichten, Sweater, Bauchbinde und Trikotunterhose, die mich vor dem Erfrieren schützen. Wenn es möglich wäre, die Kleider zu wechseln — bereits vor fünf Monaten hätte ich das gerne getan, denn es war schon damals nötig. Ich bin froh, wenigstens graue Salbe zu bekommen.

Freitag, 18. Dezember 1914.

Die graue Salbe scheint meinen Gästen nahrhafte Speisenzufuhr gewesen zu sein, dem Körper war sie minder zuträglich, er ist mit Ekzemen bedeckt. Was Läuse und Salbe von meiner Haut unversehrt gelassen haben, das ruinierten nachts meine Fingernägel. Ich schmierte heute mit Petroleum, doch wirkte dies auf den Ausschlag nichts weniger als balsamisch, und außerdem stinke ich. An Hiob muß ich denken: des Nachts wird mein Gebein durchbohret allenthalben, und die mich jagen, legen sich nicht schlafen.

Samstag, 19. Dezember 1914.

Morgens marschierten wir ab. Nach Badovinci hieß es im Befehl, aber schon nach vier Kilometern, in Dobanovci, wo das Etappenkommando der V. Armee (8., 13. und kombiniertes Korps Kraus; Armeekommandant Liborius Franck) ubikieren, machten wir Halt. Ich bin bei einem deutschen Bauern einquartiert, die serbokroatischen Bewohner haben ihre Häuser verlassen, zum Teil, weil sie mit den Serben bei deren seinerzeitiger Invasion verkehrt hatten und deshalb die Rache der Österreicher fürchteten, zum Teil wurden sie wegen dieser Sympathien festgenommen und weggeführt. Über vierzig Personen des kleinen Ortes sind von den Österreichern erschossen oder gehängt worden. In Dobanovci war es nämlich, wo sich Kronprinz Alexander von Serbien vor einem Vierteljahr zum König von Syrmien krönen ließ, unser Wirt, der alte Jakob Balzer, erzählt uns von der Zeremonie, die eigentlich gar keine Krönung war, sondern ein Hochamt. Prinz Georg wohnte mit seinem Stabe bei. Der Pope Save Petkovic, der die Messe zelebriert hatte, wurde später von den Österreichern eingesperrt, aber als diese von neuem flüchteten, blieb er zurück und zog mit den Serben in deren Heimat. Das war in der letzten Septemberwoche. Frau Balzer fürchtet wohl, die Erzählungen ihres Gatten könnten nicht patriotisch genug aufgefaßt werden, und fügt hinzu, die Serben seien sehr grausam gewesen, schildert, wie man der alten Jüdin Goldiger die Augen ausgestochen habe, obwohl sie nichts weiter gesagt, als daß die serbischen Offiziere wie Zigeuner aussehen. Alle zwanzigjährigen Burschen, alle Pferde und alles Zugvieh haben sie nach Serbien geführt. Dennoch stimmt Frau Balzer ihrem Gatten darin bei, daß die Offiziere „von drüben“ einfach und bescheiden sind, ganz verschieden von den österreichischen Herren, die nur mit ihresgleichen verkehren und in Betten schlafen wollen, während die serbischen neben der Mannschaft im Stall nächtigen. Auch ist sie schlecht auf die k. u. k. Kommanden zu sprechen, die, als der serbische Anmarsch gemeldet wurde, ihre Truppen eilends abzogen, aber der Bevölkerung von Dobanovci (selbst den Deutschen) verschwiegen haben, daß Gefahr im Verzuge sei und sie sich in Sicherheit bringen oder wenigstens ihr Vieh schlachten mögen. Der alte Balzer ist Deut-

scher mit Leib und Seele, sozusagen aus Familientradition: wie seine 1778 aus der Rheinpfalz nach Südungarn gekommenen Vorfahren, so sollen seine Enkel Deutsche sein. Seine Schwiegertochter, unsere eigentliche Wirtin, ist eine gebürtige Badovincierin, aber sie sagt, sie sei aus Hessen, als wäre sie erst gestern hier eingelangt und nicht ihre Urahnen unter Maria Theresia. Sie säugt ihren jüngsten Buben, der schon zwei Jahre alt ist und Hosen trägt. „Warum nähren Sie den großen Jungen noch?“ frage ich. — „Es schmeckt m'r halt so gut“, antwortet an ihrer Stelle der Säugling.

Sonntag, 20. Dezember 1914.

Über die einfach aufs Feld gelegten und mit Klammern an den Schienen befestigten Schwellen einer Feldbahn balancierten wir, um die Tümpel und den Kot der Straße zu vermeiden, zwei Stunden und eine halbe nach Batajnica. Dort wurde die Division einwaggoniert, mitsamt dem Train, was viele Stunden dauerte, denn es ist nicht leicht, Fuhrwerke in die Eisenbahnwagen zu schieben, die Pferde fielen wiederholt in die Lücke zwischen Rampe und Waggon; um halb zwei Uhr nachmittags war die Verladung beendet. Ich war mit sechs Männern und sechs Pferden im selben Wagen zusammen, außerdem war ein Ofen und ein eisernes Gefäß für Ruhrkranke da, das ich während der ganzen Fahrt als Stuhl benützte. Die Reise ging durch ungarische Dörfer, die artesische Brunnen haben statt der primitiven Schöpflöcher Serbiens, getünchte Hofmauern statt der schon vor unserer Ankunft ramponierten Staketenzäune in Serbien, Felder mit geradem Rain statt der bizarr konturierten Flächen jenseits der Save, alles trug Früchte, war aber nicht geerntet, durch Neupazua, Altpazua, Indija, Beschka, Karlowitz kamen wir und andere Orte, deren Namen ich nicht lesen konnte, da es dunkel wurde; ich schlief ein, während mich eines der Pferde beschnupperte. Zehn Uhr abends Ankunft in Ujvidek. Wir setzten uns in die Schankstube des Bahnhofs, aßen Würstchen mit Kren, tranken Bier. Das Lokal war voll. Ein General kam, der sich einen Tisch räumen ließ, was andere Offiziere dazu benützten, alle Mannschaftspersonen aus dem Saal zu weisen, um allein zu sein. Sie gebrauchten die Aus-

rede, die Soldaten hätten keine Ehrenbezeugung geleistet. Empört über diese Lüge verließ ich ostentativ langsam und laut lachend die Wirtsstube und schimpfte draußen zu den im Nu um mich versammelten Hinausgeworfenen, es sei schändlich von den Offizieren, jetzt gegen uns wieder die Herren herauszukehren, während sie bisher froh waren, wenn man Brot und Feuer mit ihnen teilte. Natürlich fand sich ein Kriecher, der die Schuld uns beimaß: das Benehmen einiger von der Mannschaft wäre tatsächlich lausbübisch gewesen. Nun kam es zwischen mir und dem Verteidiger, der bemüht war, sich als mein Vorgesetzter aufzuspielen, da er Feuerwerker war, zu einer Rauferei, bei der ich gewürgt wurde und würgte, geschlagen wurde und schlug. Merkwürdigerweise traten einige Burschen auf die Seite meines Gegners, so daß der Zweikampf zur Massenprügelei anschwoll, in deren Verlauf man mit Riemen dreinhaute. Als einige Offiziere aus dem Bahnhof herausstürzten, fand die Schlacht ein Ende, wir verschwanden im Dunkel.

Montag, 21. Dezember 1914.

Marsch in eine neue Ubikation. Nach Ofutak an der Donau. Auf unserem Weg froren wir in unseren dünnen Mänteln und beneideten die sorgsam vermummten Agrarier, die uns in ihren Karossen überholten; selbst die Kutscher hatten so ungeheure Pelze, daß sie daraufhin bei uns eine Virilstimme im fideikommissarischen Großgrundbesitz erhalten würden; ein pelzverbrämter Latifundienbesitzer ließ sich von vier Knechten auf einer Draisine nach Ujvidek rudern. — In Ofutak sollen wir ein paar Wochen Rekreationsaufenthalt nehmen. Es ist ein langgestrecktes Nest, von Schwaben bewohnt, was angenehm ist, da sie reinlich sind und man sich mit ihnen verständigen kann. An einem Hause sah ich das Aushängeschild einer diplomierten Hebamme mit einem Bild: eine Frau, einen Säugling in Windeln hüllend. — Überall spricht man von dem gestrigen Raufhandel. Die Partisanen des Feuerwerkers sind, wie er, Etappenschweine; er ist beim zweiten Staffel des Divisionstrains eingeteilt, seine Kumpane waren ein Zugsführer des Divisionsgerichts, ein Stabsführer und dergleichen, also Leute, die noch kaum einen Gewehrschuß gehört haben und daher

rücksichtslose Behandlung durch Offiziere als etwas Selbstverständliches empfinden oder gerne hinnehmen, um nicht in den Schützengraben geschickt zu werden. Die Sympathie der Mannschaft ist auf meiner Seite, und als ich morgens zur Fahrküche kam, erhielt ich eine doppelte Portion Kaffee. Aber alle sind sich einig, daß es mir sehr übel ergehen muß, wenn der Zugsführer vom Divisionsgericht dort eine Strafanzeige erstattet, da ich mich der Meuterei, der Insubordination, der Tätlichkeit gegen Vorgesetzte und herabsetzender Äußerungen gegen Kommanden schuldig gemacht habe.

Dienstag, 22. Dezember 1914.

In der Zeitung steht unter dem Titel „Was die Serben lügen" Folgendes: Die „Agence Havas" meldet aus Nisch, daß während der Schlacht vom 3. bis 7. Dezember, in deren Verlauf die Serben Valjevo zurückeroberten, genau 121 österreichische Offiziere, 22 134 Soldaten gefangengenommen, 68 Geschütze, 42 Maschinengewehre, 8 Haubitzen, 10 000 Gewehre, 52 Caissons, 1315 Wagen, darunter 10 Sanitätswagen, 4 Ambulanzen, 2 Geldkisten und 327 Pferde erbeutet wurden. Zu dieser Meldung bemerkt Wolffs Telegraphenagentur: „Maßlos übertrieben." Wir aber: „Wenn nicht mehr." Auch vom feierlichen Einzug König Peters, der Prinzen Georg und Alexander in Belgrad und vom Tedeum im Dom ist jetzt zu lesen. Der öst.-ung. Bericht über die Räumung Belgrads kann allerdings keineswegs als maßlos übertrieben bezeichnet werden: „Die durch das notwendig gewordene Zurücknehmen des eigenen rechten Flügels geschaffene operative Lage ließ es als ratsam erscheinen, auch Belgrad zunächst aufzugeben. Die Stadt wurde kampflos geräumt. Die Truppen haben durch überstandene Strapazen im Kampf wohl gelitten, sind aber vom besten Geist beseelt."

Mittwoch, 23. Dezember 1914.

Die Anekdote von dem alten Feldwebel, der nach dem Kriege die Soldaten zu strammerem Exerzieren auffordert: „Schlappschwänze, ihr glaubt wohl, es sei noch Krieg, jetzt fängt der Ernst wieder an", wird ewig wahr bleiben. Schwerer ist die Befolgung

der für das Retablierungslager ausgegebenen Vorschriften, als vor dem Feind zu stehen, Visiten, Wachen, Sperrstunde, Ehrenbezeugungen, Exerzieren.

Donnerstag, 24. Dezember 1914.

Weihnachten! Mittags faßten wir Extramenage, Goulasch und Tee, und auch am Abend Suppe. Jeder Soldat bekam vom Präsidium des Prager Stadtrats ein Paket mit einer Lithographie der Karlsbrücke, einer hölzernen Tabakspfeife, Zwieback, Schokolade, warmer Wäsche, Wintermütze u. dgl. — Der Armeeoberkommandant hat einen Befehl erlassen, die Armee sei nicht geschlagen, es sei noch nicht Frieden, nur wegen erschwertem Munitions- und Verpflegungsnachschub habe man sich zum Aufgeben der Offensive entschließen müssen. Solches ist Potioreks Schwanengesang, mit Handschreiben vom 22. Dezember hat ihn der Kaiser „auf Grund seiner aus Gesundheitsrücksichten unterbreiteten Bitte in den Ruhestand zu versetzen geruht". In Widerspruch zu dieser Angabe, Potiorek sei von einem Gesundheitszustand befallen, steht ein Kommuniqué, in dem eingestanden wird, daß den zu überwindenden Schwierigkeiten nicht genügend Rechnung getragen und es dadurch unmöglich wurde, der Armee die notwendige Verpflegung und Munition zuzuführen. Also Fehler der Führung. Vor einer Woche ist für den jetzt Davongejagten eine eigene Ordensklasse geschaffen worden, vor einer Woche hat ein anderes Handschreiben den Helden Potiorek gefeiert. An seine Stelle kommt ein Feldherr aus dem Kaiserhaus. Es ist der Erzherzog Eugen, Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ritterordens. Vielleicht bloß deshalb, damit das Lied Aktualität gewinnt: „Prinz Eugen, Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ritterordens. kriegen, — Stadt und Festung Belgerad." — Vor drei Wochen ward Erzherzog Josef Armeekommandant in Galizien, vor vierzehn Tagen Erzherzog Friedrich Feldmarschall, so daß jetzt alles von Erzherzogen befehligt ist und jede Kritik an der Führung als Majestätsbeleidigung bestraft werden kann. Das Ei des Kolumbus. — Landeskommandant von Bosnien wird FMLt. von Sarkotic, Generalstabschef des neuen Prinzen Eugen FMLt. Alfred Krauß. — Anläßlich des Weihnachtsabends kaufte ich mit einem

Freunde ein Huhn, und wir ließen es von Frau Brássevics, der Gattin des Kustos im Othonklub kochen; sie machte es mit süßem eingelegtem Paprika an, was sehr gut schmeckte, aber nachher wurde uns übel. Der Magen verträgt nichts mehr. Er ist der Nahrungsaufnahme entwöhnt.

Freitag, 25. Dezember 1914.

Die Nacht verbrachte ich, mich übergebend, auf dem Hof. Gegen Morgen schlief ich ein, wurde aber gleich geweckt: die Hühner waren um die wiedergegebenen Reste meiner gestrigen Weihnachtsmahlzeit in lauten Streit geraten. — In den Straßen ist Kirchgang. Bäuerinnen in geblümten Kopftüchern, Mädchen mit unbedecktem Haupt und Gretchenfrisur, alle Frauen haben den bordeauxroten oder dunkelvioletten Seidenrock über gestärktem Unterrock, daß sie aussehen, als stolzierten sie in Krinolinen. Außerdem tragen sie Spitzenschürzen, um die Brust ein wollenes Tuch mit Borten und Fransen, am Hals ein Kreuz an goldenem Kettchen, und an einem Seidenband baumelt ein großes Medaillon mit Photographie von Vater, Mutter oder Gatten. Sie halten das Gebetbuch in beiden Händen vor dem Leib und plappern in deutscher Mundart. Sind wir in Thüringen? Nein, in Südungarn, in der Bácska. — Ich bin meine Läuse noch immer nicht los, trotzdem ich das Hemd schon oft gewechselt und beinahe meine ganze Löhnung, die ich endlich behoben, für Wäsche ausgegeben habe. Mit Petroleum, mit Reittersalbe, mit Jodoform, mit Perubalsam habe ich mich schon beschmiert, meine Haut ist noch immer entzündet, die alte, teure und tadellose Wäsche habe ich weggeworfen, ebenso Halstuch und Bauchbinde und Sweater, von liebevollen Stricknadeln verfertigt. Alles vergeblich, die Läuse leben, ihre Wohnung ist jedenfalls in meiner Montur, die ich nicht ablegen kann, weil ich keine andere habe, o du fröhliche, o du selige, o du gnadenbringende Weihnachtszeit!

Samstag, 26. Dezember 1914.

An Stelle des FMLt. Daniel ist General Schön zum Kommandanten der 9. Division ernannt worden, jener Herr, dessen Eintritt in das Bahnhofsrestaurant von Ujvidek zu unserem Hinaus-

wurf Anlaß gab. Man spricht davon, daß die Strafanzeige gegen mich erstattet worden ist, aber das ist unwahrscheinlich, denn sonst wäre ich längst verhaftet.

Sonntag, 27. Dezember 1914.

Die Liebesgabenpakete, deren Adressaten gefallen oder gefangen sind, wurden an uns verteilt. Jeder zweite Soldat ist magenkrank vom vielen Biskuit, von Schokolade, Konfekt, Backwerk; nach so langer Zeit des Hungerns verträgt man nichts, am allerwenigsten derartige Extravaganzen. — In Ofutak sind acht Fälle von Cholera festgestellt worden, und auch die Weihnachtsnummern der Wiener Blätter sind wieder da. Die Kriegsberichterstatter haben sich für diesen festlichen Anlaß die Schilderung der Paraschnica aufbewahrt, auf der wir drei Monate lebten; unter dem Titel „Die blutgetränkte Halbinsel“, „Die unterirdische Stadt“, „Die Stadt der Laufgräben“ verzapfen sie ihre feuilletonistischen Weisheiten.

Montag, 28. Dezember 1914.

Mannschaft hat vorschriftsmäßig adjustiert zu sein, Seitengewehr zu tragen, erst nach sechs Uhr abends darf man ins Gasthaus gehen, Inspizierungen, Salutiervorschriften und ähnliche Dinge, mit denen der Feldzug unbedingt gewonnen werden muß. Die Offiziere sind wieder arrogant und streng. Aber darf mich das wundern? In der „Kultur“ entpuppen sich viele als unmöglich, die im Schützengraben wertvoll waren. Einer hatte mir in der Front Hunderte von Gefälligkeiten erwiesen, Kaffee gekocht, eine Decke für mich gestohlen, wenn meine gestohlen war, meine Menage aufgehoben, wenn ich auf Patrouille ging, Knöpfe beschafft, wenn auf meinen Gamaschen der letzte abriß — Dienste, ohne die ich vielleicht Hungers gestorben, erkrankt oder trübsinnig geworden wäre, Dienste, die ich nie in meinem Leben abzuzahlen vermag. Und nun kommt er, der mit mir sein einziges Stück Brot geteilt hat, der mein Bruder war, und sagt: „Kisch, zahl' mir einen Schnaps, ich hab' ja so oft für dich Kaffee gekocht.“ Ich bezahle ihm einen Schnaps für vier Kreuzer und noch einen Schnaps für vier Kreuzer und noch einen dritten, und er zwinkert

den Gästen der Schnapsbudike zu, daß er eine „Wurzen" gefunden habe, einen Dummen, auf dessen Kosten er zecht. Beim Verlassen des Lokals schüttelt er mir die Hand, versichert mich seiner Dankbarkeit. Ich habe das bessere Geschäft gemacht, aber es kränkt mich, daß er seine Freundschaftsdienste so niedrig einschätzt. Mit den Offizieren kann man erst recht nicht sprechen, sie haben ihre Themen aus der Friedenszeit: Avancementverhältnisse, Protektionen usw. Nur ist jetzt der Knopflochschmerz dazugetreten.

Dienstag, 29. Dezember 1914.

Während wir im Felde oft wochenlang kaum einen Offizier bei der Kompagnie hatten, sind sie jetzt in Fülle da. Teils sind sie auf die im vorigen Monat veröffentlichten Nachrichten von der „Zertrümmerung der serbischen Armee" hierher aufgebrochen, teils haben sie bereits erfahren, daß die Armee auf Retablierung ist und sich gesund gemeldet, um während dieser Zeit einen „Felddienst" absolvieren zu können.

Mittwoch, 30. Dezember 1914.

Die Cholera hat in Ofutak sechs neue Todesopfer gefordert, obschon ihr ein Isolierspital gewidmet und ein neues Latrinensystem eingeführt wurde. Heute vormittag inspizierte General Schön. Auf die Frage, wer Läuse habe, trat etwa die halbe Mannschaft vor, ich aber nicht, da ich seit vorgestern keine gefangen habe; im Desinfektionsapparat werden die Kleider ja bloß zerrissen, und trotzdem hat man am Abend neues Ungeziefer, oft mehr als tags vorher.

Donnerstag, 31. Dezember 1914.

Bei Strafe des Anbindens wird der Mannschaft verboten, am heutigen Sylvesterabend nach neun Uhr die Straßen oder die Schankwirtschaften zu betreten, denn „fröhliches Feiern entspricht nicht unserer militärischen Lage"; außerdem seien für das Verbot hygienische und disziplinäre Gründe maßgebend. Das wäre wohl ein Malheur, wenn arme Soldaten, die monatelang froren, hungerten, dürsteten und in Todesgefahren schwebten, einmal ihr

Elend vergessen und sich betrinken würden! Obwohl „fröhliches Feiern unserer militärischen Lage nicht entspricht", wurden alle Klaviere der Privatwohnungen für die Offiziersmessen requiriert. — Bei Freunden, die ein Zimmer gemietet haben, tranken wir Kognak, und ich sprach mitternachts folgendes Gedicht:

Nun stirbst du selbst, du Jahr des Mordens
Und deine Schuld, mit Blut gebucht
Wird tausendfältig wild verflucht
Auf unserer Flur und der des Nordens.
De mortuis ...? Wer kann dich preisen?
Was hast du Großes denn gelehrt:
Daß nur der Frieden Glück beschert,
Das mußtest du mit Blut beweisen?!
Du lächelst auf der Todesfähre?
Nur Truggold ist dein Glorienschein,
Nur Trug ist das Unsterblichsein
Und Trug das Wort vom „Feld der Ehre".
Wohl. Was dein Namen, das wird bleiben,
Doch nur in Klios wirrem Buch,
Wir aber wollen deinen Fluch
Für ewig in den Himmel schreiben.
Fahr' hin, vermaledeites Wesen!
Wir aber wenden heiß bewegt
Zum Jahr den Blick, das sich erst regt
Um dich am Posten abzulösen.
Noch kommt es feldgrau aus den Sphären,
Noch ist es nicht mit Blut befleckt,
Noch ist's mit Grauen nicht bedeckt,
Jedoch: was wird es uns bescheren?
Bringt es uns Glück, den Millionen?
Bringt es im Rucksack Frieden mit?
Bringt es des Schlachtgetümmels Tritt?
Bringt es das Heim? Bringt es Patronen?
Es läßt uns alle Fragen offen ...
Doch seine Reinheit ist schon Pracht
Und gibt in der Sylvesternacht
Den Mut zu neuem, frohen Hoffen.
So wollen segnend wir begrüßen,
Des neuen Jahres neuen Keim.
Es führe glücklich uns ins Heim
Und möge endlich Frieden schließen.

Freitag, 1. Januar 1915.

Es gibt keinen Menschen, der daran zweifelt, daß uns das heute begonnene 1915 den Frieden bringen wird. Ich aber blicke dem Jahr mit Besorgnissen entgegen, was kann mir ein Jahr, das mit

einem Freitag beginnt, Gutes bescheren? Werde ich ein Krüppel werden, werde ich irgendwo hilflos krepieren, wer wird mir noch entrissen werden? Qui vivra? Der Kaiser hat einen Neujahrswunsch an die Truppen geschickt und das Kriegsministerium Abt. 5 als Akt Nr. 9072 eine Druckschrift „Kriegserfahrungen und Folgerungen für die Ausbildung". Sie umfassen nur vier Seiten, die Kriegserfahrungen des Ministeriums, aber man staunt, wieviel Phrasen auf vier Seiten gehen. Und selbst diese Phrasen sind in den unterschiedlichen Reglements längst enthalten, es strotzt von wohlvertrauten Begriffen wie „moralische Erziehung", „soldatische Pflichttreue", „opferwillige Hingabe an Monarchen und Vaterland", „disziplinäre Schulung", „äußerste Zähigkeit", „Hebung des kriegerischen Geistes". Konkret sind eigentlich nur zwei Sätze: „Gegenseitiges Beschießen eigener Truppen muß unter allen Umständen vermieden werden und darf seitens unserer Artillerie niemals vorkommen." Schau, schau! Bisher hat man jedenfalls geglaubt, daß gegenseitiges Beschießen eigener Truppen als harmlose Unterhaltung von Infanterie und Artillerie erlaubt sei. „Bei Vorrückung im Walde ist O r d n u n g (fettgedruckt), Einhaltung der D i r e k t i o n (fettgedruckt) und vor allem große S t i l l e (fettgedruckt) erforderlich." Wer hätte nicht gedacht, daß man im Walde nur so vor sich hingeht, in ausgelassener Schar, wohin einen gerade die Laune treibt, und Lieder von schönen Mädchen schmetternd. Jetzt werden wir in fettgedruckten Lettern von einem k. u. k. Kriegsministerium auf Grund seiner Kriegserfahrungen eines Besseren belehrt.

Samstag, 2. Januar 1915.

Unser Regiment war seit der Flucht aus Belgrad in zwei spärlichen Kompagnien formiert gewesen. Gegenwärtig ist es durch zwei Marschbataillone, durch geheilte Offiziere und angeblich geheilte Mannschaften und durch Ablösung von Kommandierten in drei Bataillone rangiert. Drei Maschinengewehrabteilungen werden aufgestellt, denen nichts weiter fehlt als die Maschinengewehre. Viele Frauen sind in Ofutak. Gattinnen von Offizieren und Rechnungsunteroffizieren, auch von einigen Reservisten. Bräute kommen zu Kriegsheiraten, gestern vormittag war ich Trauzeuge bei

einer solchen Hochzeit, das Kind, das der Ehe am Nachmittag entsprang, soll auf den Namen Egon getauft werden. Kokotten sind da, einige aus Budapest, die meisten aber waren bereits in Belgrad tätig und sind rechtzeitig zurückgenommen worden. Im Bordell ist eine Wache aufgeführt und eine Prophylaxestation eingerichtet. — In den Nachtquartieren wird man wegen jener Sexualbefriedigung, die im Felde die einzig mögliche war, verhöhnt, weil jetzt Huren da sind.

Sonntag, 3. Januar 1915.

Von sechs Uhr morgens bis zwölf Uhr mittags hatte ich einem Zuge abgelöster Kommandierter Gewehrgriffe beizubringen, Pferdewärtern, Viehtreibern, Fleischern, Blessiertenträgern, Tragtierführern, Kanzleihilfskräften, Offiziersdienern, Meldereitern und anderen Subspezies der Gattung „Infanterist". — In Neusatz werden morgen vier Soldaten vom 102. I.R. wegen Meuterei erschossen; ein Offizier und zwölf Mann unseres Regiments sollen die Justifikation vornehmen. Leutnant Ingenieur K. meldete sich freiwillig dazu, weil er in Neusatz ins Bordell gehen will, wo seine Sarika ist.

Montag, 4. Januar 1915.

Die Ortschaften südlich des Raumes Hrtkovci-Brestac-Subotište-Deč-Semlin sind auf Befehl des Armee-Etappenkommandos von der Zivilbevölkerung zu räumen. Diese Evakuierung des ganzen Savebuges bis zum Längengrad von Semlin bedeutet wohl, daß man den dritten Einbruch der Serben erwartet.

Dienstag, 5. Januar 1915.

Das Wetter ist schlecht, es gießt wie aus Kesseln, die Beschäftigung noch scheußlicher. Ich habe ein Verzeichnis aller Legitimationskapseln von Erschossenen, Ertrunkenen und Gestorbenen unseres Regiments anzulegen und von Toten anderer Regimenter, die von den Unserigen beerdigt wurden. Es ist eine traurige und auch nicht sehr appetitliche Arbeit, denn die meisten der Schnüre und Kapseln verbreiten Modergeruch, in vielen sind außer Amuletten,

Verzeichnisse der Angehörigen, die man verständigen soll, Heiligenbilder, Haarlocken u. dgl., die Schriftzüge sind verschwommen und das Papier oft zerknüllt.

Mittwoch, 6. Januar 1915.

Ofutaks Garnison wurde heute gegen Cholera geimpft. Die Injektion ist schmerzhaft. Das Choleraspital wollte Syphiliskranke nicht aufnehmen, bekam aber vom Etappenkommandanten den Befehl: es müsse. — Den Wirtsleuten meines Hauptmanns ist der Sohn gestorben, der Hauptmann schickte mich zum Gärtner des Chotekschen Schlosses, einen Kranz zu kaufen. Im winterlichen Park traf ich Ehepaare, die die Gestrüppe aufsuchen, da sie sonst nie allein sein können. — Nachmittags, beim Begräbnis in der serbischen Kirche, hielt ich, wie jeder Trauergast, eine Kerze. Alle waren in besonderer Gewandung, denn die Serben feiern heute Weihnachten, die Katholiken Dreikönigstag. Der Unterschied zwischen Deutschen und Serben wird in der Festtagskleidung noch auffälliger, die Deutschen haben blaugrüne Bratenröcke und uralte Zylinder, auch ihre Frauen sind heute meist in dunklen Stoffen mit Tendenz, städtisch zu sein. Die Slawen tragen schreiend helle Farben mit metallenen Knöpfen. — Abends um sieben Uhr ertönte Alarmsignal, Formierung zum Abmarsch. Wir sollen eine cholerafreie Gegend beziehen. Der Befehl wurde aber, nachdem wir schon gepackt hatten und in Doppelreihen vergattert waren, zurückgenommen.

Donnerstag, 7. Januar 1915.

Voll von serbischer Bevölkerung, die weihnachtlich auf und ab spaziert, sind die Straßen. Die Frauen haben Kleider mit kurzer Schleppe und Samtjacken mit Pelzverbrämung, die verheirateten Männer breite Hosen, die unten umgeschlagen sind, Männer und Burschen weiße Stehkragen über weißen Hemden (die Existenz von Krawatten kennt man noch nicht) und die Mädchen bunte Tücher. Daß es auch heute nicht schneit, freut die Deutschen, denn wenn es zur Weihnachtszeit der Orthodoxen Schnee gibt und zu jener der Katholiken nicht, dann verhöhnen die Slawonier

die Schwabas: „Seht ihr, zu uns kommt Gott auf weißem Roß!" In diesem Jahre ist Gott zu allen auf blutbeflecktem Rappen gekommen.

Freitag, 8. Januar 1915.

Der Oberst sucht jemanden, der ausgezeichnet stenographieren kann. In der Kanzlei macht man ihm weiß, ich sei der beste Stenograph, und so wurde ich von der Kompagnie geholt. „Können Sie wirklich gut stenographieren?" — „Hundertvierzig Worte in der Minute", erwiderte ich, obwohl ich noch nie gezählt hatte. — „Das wird genügen. Nehmen Sie sich einen Bogen Konzeptpapier und eine gute Unterlage und schreiben Sie: ‚Erfahrungen' — haben Sie ‚Erfahrungen?' — ‚über die Mängel in der' — haben Sie ‚Mängel in der?' — ‚Ausbildung der jetzt eingerückten Rekruten.' Haben Sie das? Weiter: ‚In Erledigung des Dions. Kdo. Bef. Z. 188765 wird berichtet: die im letzten Monat', — nein, ‚in der Zeit der Retablierung' — nein, ..." Dieses Diktat hatte ungefähr zwanzig Minuten gedauert, der Oberst ließ den ersten Satz fünfmal durchstreichen und sagte dann: „Schreiben Sie's lieber allein auf, Sie wissen doch eh, was den Rekruten fehlt, die Kerle haben keine Ahnung. Sie werden's schon zusammenbringen, ein Federfuchser sind Sie ja auch, also bringen Sie mir's abend in die Kanzlei. Ich werd's dann korrigieren."

Samstag, 9. Januar 1915.

Madame de Thèbes prophezeit das Ende des Krieges für das erste Drittel dieses Astraljahres, also für den Zeitraum zwischen 21. März und 21. Juli 1915. Zwar fügt sie hinzu, der Krieg in Serbien werde länger währen als an den anderen Fronten, aber da sie vorher von den Türken und Bulgaren spricht, ist anzunehmen, daß sie die üblichen Balkanwirren im geistigen Auge hat, und ich hoffe, an dem ferneren Krieg in Serbien nicht mehr beteiligt zu sein.

Sonntag, 10. Januar 1915.

Übermorgen wird der neue Armeeoberkommandant, Erzherzog Eugen, die Truppen inspizieren. Potemkinsche Vorbereitungen. —

Der Oberst ließ mich wieder rufen, diesmal nicht durch eine Ordonnanz, sondern durch seinen Diener, nicht in die Kanzlei, sondern in die Wohnung, und sagte mir, er werde mich zur Stilisierung von Dienststücken verwenden, doch müsse ich den Mund halten, heute sei „vorläufig“ nur eine Dekorierungseingabe zu verfassen. Er machte mir Angaben über Heldentaten, die Oberleutnant J. in Ljeschanski Kljuc im August vollbracht habe. Oberleutnant J. war überhaupt nur die ersten acht Kriegstage beim Feldregiment, als die Schießerei in Ljeschanski Kljuc losging, hatte er sich krank gemeldet und war seither nicht mehr an der Front zu sehen gewesen. Vor einer Woche ist er hierher eingerückt, und seine junge Frau kommt täglich um sechs Uhr nachmittags zum Herrn Oberst zu Besuch. Nachdem ich das Konzept verfaßt, mußte ich den Belobungsantrag ins Reine schreiben, der Oberst hatte einen Bogen Papier vorbereitet und sogar den Stempel aus der Regimentskanzlei mitgenommen, damit die Offiziere nicht Glossen darüber machen, das Signum laudis werde als Strumpfgeld verliehen. Ich kenne die Frau Oberleutnant J. Sie ist eine Fabrikantenstochter aus Prag, blond und kaum zwanzig Jahre alt, und sie läßt sich wegen eines Stückes Blech für ihren Mann vom Obersten mißbrauchen, von diesem alten Kracher, der stundenlang von seinen Hämorrhoiden erzählt. Übrigens ist dergleichen schon üblich. Die Frau eines als Infanterist eingerückten Beamten hat mit dem Regimentsarzt ein Verhältnis, und der hat den Gatten nach formeller Beobachtung im Spital als lungenkrank zur Abgabe ins Hinterland vorgeschlagen. Der Spitalshauptmann, der den Grund wußte (wie ihn hier jeder weiß), verweigerte die Durchführung des Antrages, bis die Frau ihm gleichfalls zu Willen war. Dann stellte er dem Mann eine Marschroute aus, die erst nach drei Tagen Gültigkeit bekam, damit er sich so lange mit der Dame vergnügen könne. Ein Oberleutnant der achten Kompagnie ist dem Rechnungsunteroffizier vormittags darauf gekommen, daß er Menagegeld für Leute anrechne, die gar nicht im Stand der Kompagnie sind, und verfaßte eine Strafanzeige. Bereits mittags war die Gattin des Beschuldigten in der Wohnung des Oberleutnants, um Nachsicht zu bitten und blieb bis abends — die Anzeige wurde zurückgezogen. Das spielt sich ziemlich öffentlich ab, da in jedem

Hause mehrere Leute gemeinsam wohnen, die Offiziersdiener und die Ordonnanzen alles wissen.

Montag, 11. Januar 1915.

Die Potemkinschen Vorbereitungen werden fortgesetzt, Monturen, Waffen, Mützen gefaßt, um dem hohen Herrn das Bild einer Armee zu bieten, die tulli aussieht und nur des Augenblicks harrt, wieder loszuschlagen. Er hätte uns vor drei Wochen sehen sollen, als auf unseren Gesichtern und auf unseren zerfetzten Stiefeln der Schmutz von fünf Monaten serbischer Front starrte, er müßte sich die Hunderte anschauen, die in den Spitälern liegen und vielleicht morgen von neuem einrücken werden, ohne neue Uniformen und ohne neue Waffen, er müßte im Innern der Leute lesen, die schon drei Rückzüge mitgemacht haben. Dann würde er erkennen, welche Siegeszuversicht uns innewohnt. Seit ein paar Tagen sind zaghafte Reden unter besonders schweren Androhungen untersagt. Wahrscheinlich geschah das, weil Kaiser Wilhelm erklärt hat: „Schwarzseher dulde ich nicht!" Das ist der ganze Unterschied zwischen Deutschland und Österreich, dort verbietet der Kaiser das Schwarzsehen, hier wird die Zaghaftigkeit im Verordnungswege untersagt. Ich kann mir nicht helfen, ich sehe schwarz für Deutschland und blicke der Zukunft Österreichs zaghaft entgegen.

Dienstag, 12. Januar 1915.

Der Erzherzog inspizierte, heftete Tapferkeitsmedaillen auf vorher festgesetzte Brüste, unterhielt sich mit dem Oberst, schritt die Front ab, die Musik spielte das Kaiserlied, und aus war's. — In den heute eingetroffenen Wiener Blättern ist die Prophezeiung von Madame de Thèbes, die ich in einem Berliner Blatt gelesen hatte, konfisziert.

Mittwoch, 13. Januar 1915.

Meine totgeglaubten Läuse waren nur scheintot. Zweite Impfung gegen Cholera. Seit der ersten sind dreißig Menschen gestorben. Darunter ein gewisser A. B. von meinem Zuge, der Ruhr simuliert hat und sich jeden zweiten Tag eine ganze Flasche Bitterwasser ins Spital schmuggeln ließ, um Durchfall vorweisen zu

können; man brachte ihn ins Isolierspital, und dort starb er nach zwei Tagen. Es ist übrigens bekannt, daß im Isolierspital alle sterben, und deshalb ging Frau H., Gattin eines Reservisten, eine sehr brave Frau und Mutter von drei Kindern, zum Regimentsarzt Dr. Sl. und blieb drei Stunden bei ihm. Am Abend traf ich sie, sie war ganz aufgeregt und verwirrt, bat mich um Stillschweigen und erzählte mir, ihr Mann werde morgen aus dem Spital entlassen.

Donnerstag, 14. Januar 1915.

Wieder ist Bummel festlich geputzter Bauern, griechisch-katholisches Neujahrsfest. Schon gestern hatten die Schwabas unwillig davon gesprochen, daß auf dem Platz serbokroatische Bauern, Bäuerinnen und Händler Waren feilhielten, trotzdem in Ofutak erst am Donnerstag Wochenmarkt ist; aber wegen des heutigen Feiertages haben die Serben den Markt einen Tag vorher etabliert. „Das tun sie immer so," schimpfen die Deutschen, „während die Magyaren und wir den Termin respektieren, wenn ein Feiertag auf den Donnerstag fällt; wir kommen nicht am nächsten Tag und nicht am Tage vorher. Aber die ..."

Freitag, 15. Januar 1915.

Es wird uns verkündet, daß wir Montag von hier fortgehen, die ganze Division nach Josefsdorf (Zsablya) an der Theiß. Was das zu bedeuten hat, ob den Weg nach Rußland oder den nach Serbien oder die Flucht vor der Cholera, wissen wir nicht. Die Nachricht fällt schwer aufs Herz, die vier Wochen Ofutak waren schön. Manche hatten einen Porzellanteller, von dem es sich besser ißt als aus der verrosteten Menageschale — und man kann ihn nicht mitnehmen. Auch an die Scheune, die unser Schlafzimmer ist, haben wir uns gewöhnt und sie liebgewonnen. Das Stroh reicht freilich nicht mehr bis unters Dach, durch die Schwere unserer Körper ist es tief eingesunken, und wir können jetzt auf dieser natürlichen Matratze spazierengehen, ohne mit dem Kopf an Sparren zu stoßen; auf dem Balken ist eine Kerze befestigt, bei deren Licht wir uns abends auskleiden und unsere Zeltblätter, Decken, Mäntel oder Schlafsäcke aus dem Heu graben, in das wir sie aus Angst vor Dieben jeden Morgen verscharrten.

Samstag, 16. Januar 1915.

Serbische Originalbefehle, die unseren Soldaten in die Hände gefallen sind, werden vom k. u. k. Armeekommando ausgegeben — erster Blick hinter die serbische Front. Marschall Putnik, Chef des serbischen Generalstabes, Oberst Vuko Aračič, Befehlshaber der Timok-Division, II. Aufgebot, General Miha Zivkovič, Stabschef des Abwehrkommandos von Belgrad, und Oberst J. Milisavljevič erlassene Maßnahmen: gegen fliehende serbische Bataillone sei eigenes Geschützfeuer zu eröffnen, gegen fliehende Unterabteilungen Maschinengewehrfeuer, gegen Schwärme Gewehrfeuer, und einzelne Flüchtlinge seien von den hinter der Front patrouillierenden Komitas niederzumachen; wegen Desertion und wegen Wegwerfens von Gewehren wird man gehängt, wegen Wegwerfens von Patronen erschossen, wegen Plünderung standrechtlich behandelt, wegen Trunkenheit gefesselt und mit fünfundzwanzig Stockschlägen bestraft, desgleichen Troßknechte, die ihre Pferde nicht füttern oder Munition von ihrem Trainwagen werfen. „Gegen jeden, der sich nicht nur zu seiner persönlichen Schande, sondern auch zur Schmach unserer gesamten Armee aus dem Gefecht oder vom Kampfplatz entfernt, sich selbst verstümmelt oder dem Feinde übergeben hat, werden außer dem Vollzug der Todesstrafe noch Schritte zur Konfiskation, d. h. Wegnahme des gesamten Vermögens, sowohl des beweglichen als auch des unbeweglichen, zugunsten der Staatskassa unternommen, ferner werden auch gegen die Hausgenossen eines solchen Soldaten die allerdrakonischsten Mittel angewendet, wie Trennung und Zwangsübersiedlung seiner Familienangehörigen in verschiedene Orte, Verbot zusammenzukommen und miteinander zu verkehren, Verwendung zu schweren Arbeiten und so weiter, denn eine Familie, deren Mitglied in diesem heiligen Kriege nicht seine Pflicht tut, verdient keinerlei Rücksicht, nicht einmal den gesetzlichen Schutz.“ Unter Androhung ähnlicher Strafen wird in einem Erlaß des Kommandanten der III. Armee vom 3. November (16. November n. St.) Aktenzeichen OZ 2627 der serbische Rückzug geschildert, Massendesertionen, Massenplünderungen und Massenübergabe von Soldaten. Schon einige Tage vorher trat Oberst Milisavljevič mit nachfolgendem Befehl an die Chargen (man

macht nicht so viele Unterschiede zwischen Offizieren und Unteroffizieren wie bei uns) der allgemeinen Verzweiflung entgegen: „Sagt unseren Soldaten, daß der Feind nicht stärker ist als wir, und daß die Gerüchte von seiner Überzahl falsch sind. Sagt ihnen, daß die feindlichen Soldaten sehr schlechte Kämpfer sind und ein rasches Infanteriefeuer nicht aushalten, macht ihnen klar, daß unsere Komitas, wenn ihrer nur drei oder vier beisammen sind, ganze Züge von Schwabas vor sich hertrieben. Sagt ihnen, es ist nicht wahr, daß unsere Artillerie keine Geschosse habe, sie sollen sich davon überzeugen, daß unsere Munitionskolonnen und Protzen voll sind und fortwährend Munition aus Rußland kommt, unsere Artillerie aber nur dann schießt, wenn sie trifft, während die Schwabas auf jeden Berg feuern. Sagt ihnen, daß Rußland die Österreicher und Deutschen geschlagen hat und die Russen uns über Ungarn zu Hilfe kommen werden. Allen Kommandanten und Offizieren befehle ich, die ganze freie Zeit im Gespräche mit ihren Soldaten zu verbringen.“ Sehr wichtig ist der Absatz eines serbischen Novemberbefehls: „Es ist unseren Burschen begreiflich zu machen, daß gar kein Grund vorhanden ist, in Kleinmut und Apathie zu verfallen, denn ihre Meinung, der Krieg sei verloren, ist irrig, in Wirklichkeit führt das Oberkommando nur ein einfaches Manöver durch. Wir sind nicht auf der Flucht, da wir doch nirgends geschlagen wurden, und dieser Rückzug hat nur das Ziel, eine günstigere Position einzunehmen!“ Ja, es war tatsächlich ein einfaches Manöver, ein Positionswechsel und keine Flucht. Aber die serbische Mannschaft glaubte es nicht (vor allem, weil die Anordnung der Rücknahme mit unserem Sturm auf den Dammweg von Crnabara zusammenfiel), entledigte sich der Patronen, desertierte, und diese von den serbischen Befehlshabern gerügten Übelstände waren ihr Segen: die österreichischen Heerführer erblickten in der Zahl der Gefangenen, der weggeworfenen Munition, der weggeworfenen Gewehre und Patronen den Beweis dafür, der Gegner sei vernichtet, sie verlachten den gesunden Menschenverstand, jagten die unterernährten, jämmerlich ausgerüsteten und dezimierten k. u. k. Truppen in die Falle, und die Kampagne gegen Serbien war verloren.

Sonntag, 17. Januar 1915.

Trude schreibt mir: „... also ich war nicht zu Zauberflöte, siehst Du, man soll sich nie auf etwas freuen. Ich hab' Dich wohl sonst nie mit kleinen Erlebnissen gelangweilt, aber da ich Dir schon schrieb, daß ich mit einem Bekannten ins Theater gehe, so kann ich Dir ja auch sagen, warum ich nicht da war. Donnerstag traf ich Herrn L., mit dem ich Sonnabend ins Theater gehen sollte, auf dem Potsdamer Platz, und er lud mich ein, mit ihm bei Josty Kaffee zu trinken. Ich hatte ihn sonst nie allein gesprochen, immer nur im Café des Westens mit unseren Bekannten. Nachdem wir uns nun eine halbe Stunde unterhalten hatten, machte er mir eine regelrechte Liebeserklärung, obwohl er weiß, daß ich Dich habe und wo Du bist. Was ich ihm geantwortet habe, kannst Du Dir denken, ich kann Dir nicht sagen, wie frivol ich das fand, was für einen Abscheu ich empfand, neben einem solchen Menschen im Theater sitzen zu müssen. Ich sagte also ab.“ Na ja, deshalb leiden wir hier Hunger, Schüsse, Schmutz und Disziplin, damit wir den Daheimgebliebenen Spielraum zu erotischen Abenteuern geben.

Montag, 18. Januar 1915.

Von sechs Uhr morgens an gingen wir über Neuhof, den Kaiser-Franz-Josephs-Kanal und die Römerschanzen, Neusatz rechts und südlich lassend, gegen Katy (Kácz), wo wir gegen drei Uhr nachmittags ankamen. Mit zwölf Mann wurde ich in die Küche eines Bauernhauses einquartiert; es gibt kein Stroh, und wir liegen auf Steinfliesen.

Dienstag, 19. Januar 1915.

Von Kácz brachen wir um 7,30 morgens auf via Tisza-Kalmanfalva nach Szajkas-Szent Iwan. Obwohl kaum vierzehn Kilometer lang, schien der Weg doch unendlich, es war zu warm zur Kälte und zu kalt zur Wärme, und durch flüssige Schokolade marschiert es sich jämmerlich; wenn wir querfeldein gingen, sanken wir tief in die Furchen, aber es war noch besser als auf der Chaussee, die eine Kette von Pfützen bildete. Um dreiviertel zwölf kamen wir in Kovil- (Szajkas-) Szent Iwan an, wo sich unsere

Kompagnie in einem Meierhof einquartierte. Mir wurde mit fünf anderen ein emeritierter Schweinekotter zugewiesen, und da der Rest des Tages dienstfrei war, wollte ich einmal den Versuch machen, selbständig ein Bett zu mieten. Ich fand ein Zimmer mit zwei Betten, bezahlte zwei Kronen, und den ganzen Nachmittag lebte ich in der Besorgnis, von Offizieren ausgemietet zu werden. Es kam nichts dazwischen, und als ich abends nach der Menage (Kaffee) nach Hause ging, war mein Bett bereit. Ich schnürte die Stiefel auf und befreite mich von den Kleidern — oh, über das Ausziehen von Stiefeln und Kleidern! Und dann ... ein Bett. Sechs Monate lang war es meine Sehnsucht gewesen, wieder in einem Bett liegen zu dürfen, ausgekleidet und ausgestreckt, an niemand gequetscht und von niemand gequetscht, durch keine Bewegung eines unruhigen Schlafgenossen geweckt, nicht mit dem Haftel meiner Bluse oder den Knöpfen meiner Hose an irgend etwas hängen bleibend, nicht gepeinigt vom Stroh, das nie eine Unterlage war, sich aber immer in die Augen bohrte, keinen getennten Boden unter den Knochen, sondern Matratzen, keinen Brotsack mit der zinnernen Eßschale und der nickelnen Feldflasche als weichste Unterlage unter dem Kopf, sondern breite Polster. Bett, Bett! Ich strecke mich in die Unendlichkeit und bebe vor Angst, einzuschlafen, mich durch Schlaf um das Bewußtsein meines Besitzes zu bringen. Dieses Tagebuchblatt schreibe ich in einem Bett.

Mittwoch, 20. Januar 1915.

Nie ist mir das Aufstehen schwerer gefallen als heute morgen. — Das 6. Marschbataillon unseres Regiments rückte ein, Knirpse von Gestalt, flaumbärtige Gesichter und die Muffe, deren Schnur um ihren Hals gelegt war, erhöhten den Eindruck, man habe Kinder vor sich; zehn Mann Musik, zehn Skiläufer und neue Kadettaspiranten, achtzehnjährige Jungen, kamen mit. — Mein Zimmer hat der quartierregulierende Offizier für zwei Oberleutnants requiriert, aber meine Wirtsleute luden mich zum Mittagessen ein, ihre Nichte las „Die Judenbuche", wie sie mir erzählte, zum ungefähr zwanzigstenmal, ich sprach mit ihr über die Novelle, sie sah mich ganz groß an, wollte immer Neues wissen und war sehr

traurig, daß ich mich auch dem Bácsi und der Néni widmen mußte; wir verabredeten uns für den Abend, und es war schön, trotzdem ich nachher im Schweinestall schlafen mußte.

Donnerstag, 21. Januar 1915.

Zum drittenmal in den drei Tagen hat der Herr Stationskommandant auf tadellose Adjustierung und strammes Salutieren aufmerksam gemacht, in den Kompagnien werden Gewehrgriffe geklopft und Gelenksübungen vorgenommen. Die Offiziere sind eben mit dergleichen Schnickschnack erzogen worden, und wenn sie jetzt, nach den Erfahrungen des Feldzugs, alle geschlossenen Übungen, Griffe, Ehrenbezeugungen und Ähnliches als Unsinn erkennen würden, so müßten sie ihr ganzes bisheriges Leben damit als Unsinn bezeichnen und hätten vor dem Unteroffizier nichts mehr voraus, dem sie ja nur durch Kenntnis dieser Friedenstätigkeit überlegen sind.

Freitag, 22. Januar 1915.

Für den weiteren Verlauf des Serbischen Krieges scheint eine Erklärung Bülows wichtig, die ein Schwächegefühl Österreichs bekundet und eine Patzigmacherei Deutschlands: „Der neue deutsche Botschafter in Rom bestätigt amtlich, daß auch das Deutsche Reich Truppen gegen Serbien entsendet habe. Fortab wird jede gegen Serbien operierende Armee aus österreich-ungarischen und deutschen Truppen zusammengesetzt.“ Einer neuen Armee muß es jetzt leicht fallen, das Land, das bereits von uns überflutet war und dessen Gefechtsverhältnisse man kennt, dessen Zivilbevölkerung in furchtbarer Weise durch Hinrichtungen und Verschleppungen dezimiert und dessen Heer durch ungeheure Verluste geschwächt und kampfesmüde gemacht wurde, zu besetzen. Das wird nun auf Konto Deutschlands gehen und irgendeinem General Feldherrnruhm eintragen, die Truppen aber werden auf den entscheidenderen Kriegsschauplätzen fehlen.

Samstag, 23. Januar 1915.

Ankömmlinge erzählen uns, daß das Prager Hausregiment, die Achtundzwanziger, von Prag nach Szegedin verlegt wird. Der Grund dieser Dislokationsänderung soll in antiösterreichischen

Tendenzen der Prager Bevölkerung liegen. Die Achter Landwehr ist (nach Salzburg) transferiert worden, weil eines ihrer Marschbataillone das Lied „Hej slovane“ sang, mit dem unterlegten Text: „Der Russe ist mit uns, wer wider uns ist, den wird der Franzose hinwegfegen.“

Sonntag, 24. Januar 1915.

Nachmittags war ich bei der Platzmusik, die von der einigermaßen komplettierten Kapelle der Elfer gestellt worden war. Man spielte unter anderem „Bobby, wo hast du deine Haare“, den vorjährigen Saisonschlager von Berlin. Wie oft hab' ich in der Taverne und im Lunaballhaus dazu getanzt! — Ein deutsches Armeekorps ist angeblich bereits in Temesvar eingetroffen. — Die Ehefrauen von Offizieren, Längerdienenden und Reservisten sind angekommen, manche aus Ofutak, manche aus der Heimat; es gibt wieder Weibergeschichten, Kabalen, Verhältnisse, Protektionen. Neben unserer Ubikation wohnt ein Generalstabsmajor K. und sieht jeden Abend in seiner Wohnung den Oberleutnant d. R. Baron H., Ordonnanzoffizier der Division, und dessen Frau zu Gaste. Nach dem Nachtmahl begibt sich der Herr Oberleutnant in den Hof, im Zimmer verlöscht das Licht. Eine Viertelstunde später wird's oben hell, und die Baronin ruft harmlos aus dem Fenster: „Willy, komm doch schon herauf.“ Gestern mußte der pflichttreue Ordonnanzoffizier zweimal verschwinden, auf die Straße geht er nicht, damit kein Offizier ihn nach der Frau Gemahlin frage und deren Aufenthaltsort errate. Die Soldaten, Sexualnot leidend und daher klatschlüstern-neidisch, beobachten solche Szenen genau, das meiste vollzieht sich auch öffentlich, sogar offiziell. Zum Exempel hat dem Oberleutnant J. und seiner blonden Frau der Oberst liebenswürdigerweise ein Zimmer seiner Wohnung abgetreten. Der Diener des Hauptmanns S., der während der Schlacht auf dem Avalaberg zu uns eingerückt ist, hat erzählt, wie verliebt die Frau Hauptmann in ihn (den Diener), und daß sie von ihm schwanger sei; tatsächlich ist die Hauptmannsfrau jetzt in Szajkas-Szent-Iwan bei ihrem Gatten und dem Diener eingetroffen, und es läßt sich erkennen, daß die Renommagen des Burschen keine Lügen waren.

Montag, 25. Januar 1915.

Unbegründet wäre es, wollte man den deutschen Bewohnern von Bács-Bodrogh den Vorwurf machen, sie seien von monistischen oder freidenkerischen Ideen angekränkelt. Oh, im Gegenteil. Sie sind sehr fromm, und in jedem Haus ist eine Bibliothek, bestehend aus vier Büchern, zwei Lutherbibeln und zwei evangelischen Gesangsbüchern, von denen je eines der Hausfrau und eines dem Vater des Hausherrn gehört. An der Wand hängen zwei oder mehrere Exemplare des gleichen Lutherporträts in Farbendruck und die Versicherung, daß wo Glaube, auch Segen, wo Segen, dort Gott, wo Gott, keine Not sei, und mehrere aus verschiedenen Jahren stammende Kalender einer Ujvideker Samenhandlung, immer mit demselben Bild. Die Leute sprechen korrektes Deutsch, aber statt „bitte“ sagen sie „tessék“, was ungarisch ist, statt „Kartoffel“ sagen sie „krumpirn“, was serbisch ist, und statt „Trikot“ sagen sie „Duxer“, was auch aus irgendeiner Sprache ist. Szajkas-Szent-Iwan im besonderen betreffend, würde man fehlgehen, wenn man sich von den beiden an der Ecke der Deutschen Gasse und der Hauptgasse einander gegenüberliegenden Festungen, nämlich der serbischen und der evangelischen Kirche, zu der Ansicht verleiten ließe, das Dorf sei ein stattliches. Ebenso grundlos wie diese Annahme ist die Fahrbahn. Sümpfe, die sie vom Gehsteig trennen, täuschen den Fuhrmann: wer aus Furcht vor der Tiefe des Wassers lieber in den Kot lenkt — nimmermehr kommt er heraus. Es soll hier eine Dampfsäge und eine Ziegelei geben, sicher dagegen ist, daß der Ort südlich von Josefsdorf und westlich von Tisza-Kalmanfalva liegt und auf der Spezialkarte Kovil-Szent-Iwan heißt. Sonst wäre nichts Rühmendes über unseren jetzigen Aufenthalt zu sagen; denn daß die Leute habgierig und mürrisch sind, ist nichts Besonderes. Wir sehnen uns nach Ofutak.

Dienstag, 26. Januar 1915.

Heute verstreicht ein Halbjahr seit der Mobilisierung. Wieder traf ein Marschbataillon ein, und die Neuen erzählen viel über Stimmung und Vorfälle im Hinterland. Ursache der Verlegung von Achtundzwanzig: beim Abmarsch des VII./28. Marschbatail-

lons aus Prag wollte einer der zur Absperrung des Perrons kommandierten Dreiundsiebziger die Frau eines Reservisten nicht auf den Bahnsteig lassen, sie widersetzte sich, er stieß, sie stürzte, der Gatte wurde tätlich gegen den Dreiundsiebziger, ein Offizier von Achtundzwanzig gab dem Soldaten seines Bataillons einen Säbelhieb, großer Exzeß und angeblich ein Schuß aus dem Waggon. — Unveröffentlichbare Kriegswitze kursieren: „Als General Liborius Franck dem Kaiser die Schlüssel von Belgrad übergeben wollte, erfuhr er im Audienzsaal, er müsse sie auf einem Polster darreichen. Franck ergriff nun das erstbeste Sofakissen, der Kaiser nahm es entgegen und las die darauf gestickten Worte: ‚Nur ein Viertelstündchen'." — Auf König Peter und General Franck bezieht sich die Scherzfrage: Welches ist der Name von Belgrad? Antwort: Im vorigen Monat „Peterwardein", jetzt „Franckfort". — Eine andere Frage: Wie lautet das Regimentslied von Achtundzwanzig? — „Ich hab' mich ergeben..." — Die Frau eines Reservisten hat Zwillinge bekommen, und Erzherzogin Zita ist Patin; die beiden Buben werden auf die Namen „Franz Joseph" und „Willi" getauft. Die Patin fragt die Mutter, wie sie die beiden Kinder unterscheide. „Ganz leicht. Der, der immerzu schläft, ist der Franzl, und der, der fortwährend plappert, ist der Willi." — Viele Witze sind tschechisch: „Wenn Przemyschl fällt, bleibt nur Ischl, wenn Praha fällt, bleibt nur aha." — Jemand ruft in den Wald: „Jak je ti, Rakousko?" Das Echo: „Ouzko." „Přec jseš mocné?" — Echo: „Moc né." — Auf die Tatsache, daß bei österreichischen Siegen die Beflaggung von Prag durch die Militärbehörden angeordnet wird, ist der Witz gemünzt: Ein eben in den Himmel Gekommener fragt nach dem Klosett, und Petrus weist ihm einen Platz an. „Aber da unten liegt doch Prag?" wendet der Neue ein. „Eben deshalb," antwortet Petrus, „dort wird jeder Scheißdreck gefeiert." — Ein hebräisch-militärisches Wörterbuch zirkuliert mündlich, das unter anderem folgende mehr oder minder witzigen Übersetzungen enthält: Schames = Adjutant, Baldower = Reserveleutnant, Nekome = Erdbeben in Italien, Petite = Kriegslieferung, Tineff = Liebesgabe, Lempl = aktiver Leutnant, Gesere = Einberufung, Mischeberach = Dekorierungseingabe, Chammer = Kriegsfreiwilliger,

Masel = kriegsgefangen, Moire = ungedienter Landsturm, Schifles = Audienz, Barmizwe = letztes Aufgebot, Chochem = Italien, Ganeff = Rechnungsunteroffizier, Jomkippur = Fahrküche, Chewra Kadischa = Rotes Kreuz, Masel und Broche = untauglich, Balmechonte = Krankenschwester, Makes = Umgruppierung, Kowed = Fähnrich, Ka Soff = Krieg, Osser = Friede, Gojim Naches = Sturmangriff, Rebach = die Neutralen, Twillim = Pulswärmer, Kinnim = russische Invasion, Schmonzes = Telegramm unseres Kriegsberichterstatters, Tommer doch = Feldpost, Sukke = die Deckung, Scheker = Heeresbericht, Minjen = Vergatterung, Mieser Bocher = Regimentsarzt, Seder = Kriegsrat, Twillimbeutel = Brotsack, Rosche = Intendant, Pleite = Verpflegstrain, Gesroche = Feuertaufe, Scherberl = Granatsplitter, Lulef = Säbel, Trefe = Dumdumgeschoß.

Andere Witze: Ein Druckfehler. „Erzherzog Friedrich hat sich auf den Kriegszuschauplatz begeben.“ — Die Bevölkerung des Hinterlandes wohnt an den Mawattochdaseen und besteht aus Mawatsachiten und Mawatochscholesen. (Man wird doch da sehn, man wird sich hüten, man wird doch schon lesen.) — Als Kaiser Franz Josef mitgeteilt wurde, daß Czernowitz genommen sei, fragte er: „Hat er sich's denn nicht richten können?“ — „Sind Sie patriotisch gesinnt?“ „Wenn ich gesünd wär', wär' ich nix patriotisch.“ — Eine Dame bewirbt sich um einen Reisepaß ins Etappengebiet und füllt im Fragebogen das Rubrum „Militärverhältnisse“ mit dem Worte „Ja“ aus. — Pollak und Spitzer rücken gemeinsam ins Feld ein. Pollak kommt nach vierzehn Tagen zurück und erzählt, wie er jeden Tag zur Marodenvisite gegangen sei, einmal mit Kopfschmerz, einmal mit Herzschwäche, einmal mit Bauchweh. „So lange, bis dem Regimentsarzt mies vor mir geworden ist und er mich zurückgeschickt hat.“ Und Spitzer? „Spitzer? Der traut sich doch nicht zum Regimentsarzt, der Feigling liegt im Schützengraben.“ — General Brudermann fährt nach der verlorenen Schlacht von Rawaruska erster Klasse nach Hause. Unwillig darüber, daß ein Jude ins Abteil kommt, brummt er verächtlich: „Kriegsgewinner!“ „Sie nicht!“ gibt der Jude zur Antwort. — Auf die deutschen und österreichischen Truppen bezieht sich die Bemerkung: „Die Aufgabe der Österreicher ist es,

den Feind so lange aufzuhalten, bis Militär kommt." — Ein Wiener fragt einen Berliner: „Na, wie ist denn bei euch in Deutschland die Stimmung?" Der Berliner: „Ernst, aber zuversichtlich. Und bei Ihnen?" „Bei uns? Hoffnungslos, aber optimistisch."

Mittwoch, 27. Januar 1915.

Der Winter ist gekommen mit viel Kälte und Schnee. Trainoffiziere und andere uneingestandene Tachenierer bringen täglich Soldaten zur Anzeige, weil diese angeblich nicht vorschriftsmäßig gegrüßt haben. Der Rittmeister unseres Regimentstrains hat Leute gezwungen, Exkremente, die am Rande des Lagerplatzes lagen, in bloßer Hand wegzutragen; er gibt an, daß sie den Unrat selbst verursacht hätten, aber das ändert wenig. — Das Altersasyl des Ortes wurde geräumt, um als Arrest eingerichtet zu werden.

Donnerstag, 28. Januar 1915.

Gemeinsam mit einem Freunde habe ich ein Zimmer gemietet. Da ich jedoch wieder Jucken verspüre, ging ich nicht hin, um den Leuten die Betten nicht zu verlausen. Mein Freund wollte um dreiviertel neun nach Hause, als er die Tür des Hofes öffnete, machten die beiden Hunde Miene, ihn anzufallen, so daß er retirieren mußte. Trotz des Gekläffes kam keiner der Hausbewohner, und wir trafen einander im Schweinekober.

Freitag, 29. Januar 1915.

Abends kam ich mit slawonischen Bauern ins Gespräch, die vor ihrem Hause saßen. Ihre Klagen gleichen denen der Deutschen: daß in diesem serbisch-deutschen Bezirk die Kinder weder Gelegenheit haben, Deutsch zu lernen, noch Serbisch, sondern bloß Magyarisch. Zwar unterrichtet der Pope in Cyrillika und serbischer Sprache, doch ist das fakultativ und nicht viel wert. Sie fühlen sich unterdrückt, und ihre Zuneigung für Serbien ist mehr als verständlich, wenn sie sich auch wegen der Massenhinrichtungen nicht mehr hervorwagt. Die deutschen Bewohner aber haben nicht einmal für die deutschen Truppen Sympathie, weil diese ja die Bundesgenossen ihrer magyarischen Unterdrücker sind. Welch Labyrinth! Es wird kaum viel helfen, daß der Divisionär

heute verfügt hat, jeder Soldat, gleichgültig welcher Nationalität, habe den Text des Kaiserliedes in deutscher Sprache auswendig zu kennen.

Montag, 1. Februar 1915.

Anzeichen bevorstehender Übersiedlung verdichteten sich am Abend zur Gewißheit. Zuerst ein Befehl wegen zurückgelassener, alter Montursorten in Ofutak und scharfe Verwarnung an die Kommanden, ähnliches im Wiederholungsfalle zu verhüten; die vorbeugenden Maßnahmen seien eiligst zu treffen. Zweitens: die Pionierabteilung, die für einen Monat zu Übungsarbeiten nach Titel kommandiert war, mußte zum Regiment zurückkehren. Drittens (und nun war es gewiß): der Diener eines Generalstäblers hat von seinem Herrn den Auftrag zum Packen bekommen. Um sieben Uhr abends tutete das Feldtelephon, ein Telegramm von „Lenzstaze" — dies ist das Stichwort der Division — an die Kommanden: „Abmarsch der Truppen zwischen sechs und acht Uhr morgens." Fünf Minuten später tönte auf der Hauptwache das Signal „Tagchargen Laufschritt", und im Augenblick war die Ruhe von Szajkas-Szent-Iwan von tausend Rufen und Befehlen, von Rennenden, Schleppenden, Reitenden und Fahrenden gestört.

Dienstag, 2. Februar 1915.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, Nebel dampfte zwischen den Häuserreihen, und dennoch war es hell: vom Widerschein des Schnees, der auf Giebeln und Gassen lag. Wir gingen zwanzig Kilometer durch Tünderes, Szajkaslak und Titel, dahinter auf einer großen Kriegsbrücke über die reißende und mindestens sechshundert Meter breite Theiß, dann längs des Flusses Bega bis nach Perlesz. Hier erfuhren wir von unserem Feldkuraten, der es seinerseits vom Divisionspfarrer weiß, daß wir nach der Bukowina gehen. In diesem Frost nach Rußland! In Serbien kennen wir bereits jeden Berg und seine Tücken, jede Straße, jedes Gewässer.

Mittwoch, 3. Februar 1915.

Ein achtzehn Kilometer weiter Marsch bei minus sieben Grad Celsius nach Németh-Eszka, einem rumänisch-deutschen Dorf

mit katholischer und serbischer Kirche und einer Synagoge. Wir sind jetzt im Banat, Komitat Torontal. Vor dem roten Schloß des Markgrafen Pallavaccini ließ der Oberst die Musikkapelle aufstellen, um just dort die Defilierung abzunehmen, und hatte denn auch den Erfolg, daß der junge Herr Markgraf mit zwei perlenüberladenen Damen herauskam, um ihn zum Abendessen ins Schloß einzuladen. Unsere Kompagnie wurde in einer Scheuer untergebracht.

Donnerstag, 4. Februar 1915.

Aber ich machte keinen Gebrauch von diesem Quartier, sondern saß mit sechs anderen Unteroffizieren in einer Schenke, wo wir 130 Flaschen und ein Viertel Hektoliterfaß Biers so weit austranken, bis wir unter dem Tisch liegen blieben. Erst morgens leerten wir den Rest und kamen noch zum Abmarsch zurecht. Über Szigmondfalva gingen wir elf Kilometer und langten mittags in Lazarföld ein. Das ist eine deutsche Gemeinde von zweitausend Seelen im Beczkereker Stuhlbezirk des Komitats Torontal, aus der Zeit nach dem Frieden von Passarowitz (1718) stammend, als das verwüstete und unbevölkerte Gebiet an Kolonisten verschenkt wurde. Franzosen waren unter den Einwanderern, hauptsächlich wohl Lothringer, und in der Nähe unseres Kantonierungsortes heißen die Dörfer „Solteur", „Saint-Hubert" und „Charleville". Auch Familiennamen sind vielfach französisch. Unser Wirt zum Beispiel heißt Lafleur, er ist der Notär der Gemeinde, und wir sind im Sitzungssaal des Rathauses einquartiert. — Der aus Beczkerek ankommende Postunteroffizier brachte uns die Nachricht, daß die große Kriegsbrücke über die Theiß, auf der wir vorgestern gekommen waren, vom Eisgang zertrümmert worden ist.

Freitag, 5. Februar 1915.

Vorbereitungen zur Abreise auf den nördlichen Kriegsschauplatz. Trüb die Stimmung, man zieht, auch wenn's hier noch so arg war, nicht gerne in ein unbekanntes Land, um Krieg zu führen. Um neun Uhr sechzehn wurden wir einwaggoniert, nordostwärts, quer über die Landkarte Europas, geht die Fahrt, und bedeutet für uns das Ende des serbischen Feldzugs.

Samstag, 6. Februar 1915.

Je vierzig Mann sind wir in einem Lastwaggon eingepfercht, die Offiziersdiener haben einen Personenwagen, es ist uns verboten, in den Stationen den Bahnsteig zu betreten, damit man nicht an den Aufschlägen erkenne, welches Regiment da zur Verstärkung nach Norden fährt. Die Offiziere aber setzen sich feucht-fröhlich in die Bahnhofsrestauration und trinken und essen, obschon die Offiziersmenage reichlich für ihren Reiseimbiß gesorgt hat, während wir unsere Konserven nicht öffnen dürfen und auf das ungenießbare Gullasch angewiesen sind, das uns die ungarischen Landstürmer in den Verköstigungsstationen aus Badewannen kredenzen. Um halb elf Uhr vormittags kamen wir in Szegedin an, nachmittags um vier in Békes-Szaba, um viertel zwölf Uhr nachts in Großwardein, wo der Zug lange hielt.

Sonntag, 7. Februar 1915.

Die Vormittagsstationen heißen Kismaria, Poszaj-Eszter, auch auf offener Strecke stehen wir oft, und Schneeballschlachten entbrennen mit Flankenfeuer und Sturm. An einem total zertrümmerten Eisenbahnzug fuhren wir vorbei — es muß einen großen Zusammenstoß gegeben haben, doch jetzt erfährt man nichts von derlei Katastrophen. Die Dreiundsiebziger kommen uns in einem Personenzug entgegen, die Soldaten unseres Regiments sind darüber erbittert: „Natürlich, uns steckt man in Hüttelwagen und Viehwaggons, die Deutschen reisen wie die Herren.“ Auf dem Perron in Debreczin sahen wir zum erstenmal reichsdeutsches Militär.

Montag, 8. Februar 1915.

Gegen acht Uhr abends hatten wir Debreczin verlassen, und zwar nicht gegen Osten, sondern nach Norden, also geht es in die Karpathen. In Nyiregyháza bekamen wir zuckerlosen Kaffee, doch wäre er wohl auch mit Zucker nicht genießbar gewesen, in den Stationen Kisvarda, Fényeslitka, Zahony und Czáp faßten wir Schneebrillen, weiße Mäntel und weiße Kapuzen. In Ungvar traf ich einen alten Bekannten, den Photographen Alt-Prags, Siegmund Reach, der als Oberleutnant des Landsturms eingerückt ist und

mir unerfreuliche Dinge von der Gegend erzählte, in die wir fahren, die Verpflegungsverhältnisse sind die denkbar schlechtesten, die Möglichkeiten, etwas zu kaufen oder zu requirieren, längst erschöpft, die Gefechtslage schwankend, unsere Verluste sehr groß. — Durch Schluchten und Pässe gegen Pereseny und andere Orte, deren Namen auf den Stationsgebäuden übertüncht sind.

Dienstag, 9. Februar 1915.

In Reföly wurden wir um fünf Uhr auswaggoniert, erhielten Kaffee oder Tee — der Koch wußte selbst nicht genau, was es war — und brachen nach Sikosfalva auf, durch Hohlwege voll Buchen, Schnee und Fuchsspuren. Die Sonne brannte, als wären wir nicht im hohen Norden, nicht mitten im Winter. Ein Auto des Divisionskommandos überholte uns, nachdem wir fünf Kilometer zurückgelegt hatten: Kehrt euch und Marsch nach Ungvar! Eine Stunde später waren wir in Pereseny, einem Ort östlich der Kultur, mit Figuren, wie von Karl Emil Franzos gezeichnet, kleine Judenkinder mit gekräuselten Schmachtlocken, Judenfrauen, Perücken über ihrem eigenen (bei der Hochzeit abgeschnittenen) Haar, Männer in Kaftanen und Schaftstiefeln, Huzulen und Slowaken in Schafpelzen. Und unter diesen exotischen Volkstypen bewegten sich blonde Germanen des Potsdamer Garde-Artillerie-Regiments in Uniformen, die unseren Neid weckten. Um vier Uhr Ankunft in Ungvar. Die Not der Gegend ist unbeschreiblich, die Bewohner betteln bei den Soldaten um ein Stückchen Brot oder ein paar Teeblätter. Wir sind in der auf einer Anhöhe liegenden Schule untergebracht, die Mutter des Lehrers zerhackt den Rest der Bänke und der Schultafeln, um einheizen zu können. Die Gattin des Lehrers, der an der Front steht, ist vor einer Woche irrsinnig geworden. In einer Familie des Nachbarhauses sind zwei Kinder an Hungerödem gestorben, ein drittes liegt in Agonie, die vier anderen und die Mutter umgeben schreiend und weinend das Bettchen und danken kaum, als wir ihnen einen halben Laib Kommißbrot und ein Stück Salami geben.

Mittwoch, 10. Februar 1915.

Schnee und Sonne leuchten auf dem zwölf Kilometer langen Weg von Ungvar über Ladoměr nach Kiskolon. Der Divisionär

hat zwei Aufrufe erlassen, einen warnenden, der in dem Satz gipfelt: „Die Kälte ist unser größter Feind“, und einen anfeuernden: „In fünfmonatigem Feldzug, der überreich an Strapazen und Opfern war, haben wir unvergleichliche Heldentaten geleistet und dem haßerfüllten Feind im Süden unseres Reiches solche tiefe Wunden geschlagen, daß er es vergessen wird, uns je wieder leichtfertig zu höhnen und herauszufordern.“ Anschließend daran wird mitgeteilt, uns falle die Aufgabe zu, „die Russen aus Galizien zu vertreiben. Nicht jeder Soldat“, heißt der Hauptsatz, „wird die Auszeichnung haben, im Süden und Norden fürs Vaterland gekämpft zu haben, und deshalb soll euch die Berufung des Allerhöchsten Kriegsherrn und unsere neue Aufgabe mit besonderem Stolz erfüllen.“ — Am Abend sprach ich mit jüdischen Auswanderern, die das Pferd ihrer Karre fütterten. Was sie erzählten, war fürchterlich, oft las man von Kosakengreueln, ebensooft von Schrecknissen der Pogroms, aber man hielt das im Frieden für Übertreibungen aus Sensationsgier, im Kriege für Stimmungsmache. Widerstrebend, in abgebrochenen Sätzen, einer dem anderen aushelfend, berichteten diese armen Leute von ihren Leiden. Das konnte nicht erlogen sein. Sie waren in ihrem galizischen Ort geblieben, als zum erstenmal die Russen kamen; „es sind doch auch Menschen, haben wir uns gesagt“, doch sie brachen in die jüdischen Wohnungen ein, raubten mit vorgehaltenem Revolver, verprügelten die Männer, und alle ihre Fragen gingen nach Frauen und Mädchen, ja sogar Halbwüchsige zerrten sie in die Nebenzimmer, sie zu notzüchtigen. Einmal näherten sich die Kosaken dem Haus, die Mädchen verbargen sich, als jedoch die Russen den Vater zu erschlagen drohten und mit den Bajonettgriffen auf seinen Kopf schlugen, stürzten die Töchter mit Zetergeschrei herbei und erzielten, daß der Vater zwar losgelassen, zwei von ihnen aber vergewaltigt wurden. Die dritte sprang aus dem Fenster und floh auf den halbgefrorenen San, wo sie die ganze Nacht stehenblieb und hörte, wie die Kosaken sie suchten. Ein andermal drohten sie einer Mutter, ihrem Säugling den Kopf zu spalten, wenn sie das Versteck ihrer dreizehnjährigen Tochter nicht verrate; das dreizehnjährige Mädchen sitzt weinend im Wagen, es ist an Gonorrhoe erkrankt. Eine Frau hat den Kopf verbunden,

sie ist von zwei Säbelhieben verwundet worden, damit sie angebe, wo ihre Töchter seien. Auf die Bitte um Schutz erwiderte der Kommandant, ein russischer Graf (wie denn überhaupt die meisten Offiziere dieser Kosakenabteilung Aristokraten waren), man möge eine Deputation von jungen Mädchen schicken, dann werde er sehen, was er tun könne. Bis zum Herannahen der Österreicher hatte sich ein Teil der Juden in dem Kessel einer Fabrik versteckt gehalten und dort gehungert. Nachdem die Österreicher jetzt den Ort wieder räumen mußten, flüchteten die Familien, gänzlich vernichtet und verarmt.

Donnerstag, 11. Februar 1915.

Längs des zugefrorenen Flüßchens Ternovec bis nach Takscaný, und dann entlang der Cziroka südwestlich bis Szinna, wo wir nach vierstündigem Marsch um halb eins anlangten. Der Kanonendonner kommt aus größter Nähe, die Russen befinden sich im Raume Lupkow-Mezölaborz. Szinna ist zerstört und geplündert, die Bewohner umlagern die Fahrküchen, um Abfälle oder gar etwas Suppe zu erbetteln, auch ist der Ort voll von Maroden, die abgefrorene Gliedmaßen haben. Sie erzählen uns, wie sich hier der Krieg abspielt, die Schwarmlinien liegen etwa zweitausend Meter voneinander entfernt, es gibt keine eigentlichen Nahkämpfe, aber ärger als die Schußwunden schmerzen die erfrorenen Zehen und Finger.

Freitag, 12. Februar 1915.

Die Lerchen zwitscherten ganz deplaciert, die Sonnenstrahlen zermanschten den Schnee zu jener braunen Materie, deren Bekanntschaft wir schon im anderen Winkel Europas gemacht hatten, und beschwerlich war der Weg, den wir von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends gingen, keuchend, fluchend, wankend entlang der kristallklar zwischen vereisten Teilen dahinströmenden Cziroka, entgegen ihrer Strömung, genau in nördlicher Richtung. In Mehesfalva nahmen wir mittags Menage, am Nordausgang von Telepocz, wo wir erschöpft ankamen (ein echter Freitag!), wurde das Regiment einquartiert, ich mit einigen Kameraden in der Kammer einer Hütte, in der eine Familie von Mann und Frau mit sechs Kindern wohnen; die Gatten schlafen oberhalb des Her-

des, über ihnen schaukelt eine am Dachsparren aufgehängte Wiege, von der liegenden Frau mit dem Fuß in Bewegung gesetzt, wenn der Säugling zu brüllen anfängt.

Samstag, 13. Februar 1915.

Dementsprechend war auch die Nacht vom Freitag auf den dreizehnten. Früh fünf Uhr Tagwache. Ich hatte gestern während des Marsches meinen Tornister auf einen Trainwagen geworfen, mit dessen Kutscher ich befreundet bin, aber der Train war abends überhaupt nicht zu uns gestoßen, und es heißt, daß er jetzt von uns abgetrennt bleibt, da wir ins Gefecht kommen. Ich mußte den Tornister haben! Während sich also die Truppe rangierte, eilte ich im Dunkel zurück, fiel, suchte und wußte vor allem von der Gefahr, als Deserteur behandelt zu werden, wenn man mich erwischte. „Immer war er mit der Truppe marschiert," konnte man mir vorwerfen, „und gerade, wenn es ins Gefecht geht, findet er das Regiment nicht." Ich rannte daher, als ich endlich meinen Tornister hatte, mit der schweren Last doppelt so rasch vorwärts. Meine Eile war unnötig gewesen. Das Regiment ging im Gänsemarsch, jeder kletterte einzeln die unwegsame Höhe des Waldgebirges empor. Die Steigung 1:4, der Boden aufgeweicht, das Maultier der Gebirgsbrigade Valek sucht im Nebel seinen Weg, den gleichen wie wir, die Kochkisten und Packsäcke stießen auf dem engen Pfad jeden Moment mit unseren Tornistern zusammen, wobei sich die Tragtiere als die Standfesteren erwiesen, das Hinfallen war schmerzlich, die Last des Tornisters noch schmerzlicher, Wind und Hitze in ihrem ewigen Wechsel am schmerzlichsten. Zwischen eins und zwei Uhr nachmittags erreichten wir die Kammhöhe Wierch Rydoszowa, 828 Meter hoch, und vor uns lag Galizien. Man sah Berge voller Buchen und Schnee, wir Halbkrepierten aber hatten durchaus keinen Sinn für landschaftliche Reize. In Balnica sammelte sich das Regiment, Gefechtsinstruktion wurde ausgegeben, wir unterhielten uns mit den Kanonieren der hier aufgefahrenen Batterie; gestern haben die Russen einen Teil des 92. Infanterieregimentes umzingelt und zwei Kompagnien gefangen. — Marode schleppten sich vorbei, nur wenige hatten Schußwunden, die meisten Erfrierungen; diese unblutigen Bles-

sierten wirkten noch schrecklicher als die blutenden Verwundeten, die uns in Serbien vor jedem Gefecht entgegengekommen waren. Drei Selbstverstümmler wurden zum Divisionsgericht eskortiert, sie klapperten vor Frost und Schmerz, der eine hatte den linken Unterarm zerschmettert, der zweite zwei Finger durchschossen, der dritte die linke Schulter — alle drei bloß mit selbst angelegten, primitiven Bandagen, blutüberströmt. Sie können vor dem Feldgericht nichts in Abrede stellen, denn die Schüsse sind auf der linken (dem eigenen Gewehr erreichbaren) Körperhälfte, die Wundränder zeigen Merkmale der Verbrennung von der Stichflamme und Pulverschleim — typischer Nahschuß. In Serbien war es leichter — man brauchte nur absichtlich den Arm aus der Deckung zu strecken und hatte schon einen Schuß von drüben, „eine ehrenvolle Verwundung". (Wenn man sich hier anschießen will, muß man zuerst ein [mit Urin] genäßtes Taschentuch auf die Stelle legen, die man treffen will, dann sind die Vergasungs- und Pulverspuren nicht zu sehen.) — Gegen drei Uhr marschierten wir vorwärts, das unaufgelöste Südbataillon von Achtundzwanzig in unserem Verbande. Wir waren noch nicht in Wola Michowa, rechts und links von uns flogen Granaten und Schrapnelle in die verstreuten Hütten oder platzten hart neben der Straße, längst entwöhnte Töne. Wola Michowa ist das letzte Dorf in unserem Besitz, im nächsten vor uns sind die Russen, und auf den Höhen zwischen Wola Michowa und Smolnik liegen die österreichische und die russische Schwarmlinie einander gegenüber. Das Regimentskommando (der Oberst klagt wieder über seine Hämorrhoiden) wurde im Pfarrhof etabliert, darin auch das 57. Brigadekommando untergebracht ist. Die Truppe bewegt sich in Kolonne weiter, um die Hügel zu besetzen, auf denen die abzulösenden Zweiundneunziger und Vierundsiebziger sind. Kaum eine halbe Stunde marschieren wir, da pfeifen, bschenng, Gewehrkugeln über unseren Köpfen, bschennng. Im selben Augenblick wird Entwicklung zur Schwarmlinie befohlen, und in Plänklerreihe geht es auf den Kamm und an die Schießscharten der Dekkungen, unser russischer Feldzug beginnt.

IL EQUILIBRISTA

Sonntag vormittags sitzen wir an einem der leeren Tische, hinten an der Galeriebrüstung des Zuschauerraumes, Rastelli trägt einen braunen Anzug, wie ein Bürger, nicht das rohseidene Knabenkleid mit den Pumphosen, das am Abend zur spielerischen Art seiner Kunststücke paßt. Auf der Bühne proben Parterreakrobaten, Sachsen. Ich frage ihn aus, er lacht italienisch, kauderwelscht deutsch, spricht englisch, wie es sich für einen in Rußland geborenen Artisten schickt, der eben aus Spanien kommt, nach Rumänien fährt und dessen Frau eine Dänin ist. Auf welche Weise er seine Kunst entdeckt hat, möchte ich vor allem wissen, und erwarte vielleicht zu hören, daß er einmal als Kind unbedachtsamerweise ein Tischtuch herabgezerrt hatte, und nun aus Angst, alles, was fiel, mit seinen Händchen und Ärmchen auffing, Teller und Tassen, Vase und Lampe, Torte und Zuckerdose, zum Staunen der knapp vorher so erschrockenen Familie. Doch Enrico Rastelli:

„Oh, ick aben müssen lernen schon als bambino, als ein ganz kleiner Kind, you understand? Wir sein die alte Familie von Artisti in Italia, beaucoup des générations de jongleurs. Sangue di artisti — Sie verstehen? Hunderttwenty Jahre wir schon arbeiten in die ganze Welt, grande tradizione! Meine bisnonno, meine Vorgroßvater ist geheißen Francesco Rastelli und gehabt große Successen, er aben gewesen in Saxonia, in die quartiere di guerra von Napoleone, bei Leipzig in Saxonia, aben er vor ihm gearbeiten, ma Napoleone è stato vinto, ist gewerdet besiegt und in the same week my Vorgroßvater aben gearbeiten vor drei andere Imperatore, Frederico Guillelmo di Prussia, Francesco di Austria e Alessandro di Russia — eine große Successen, n'est-ce pas? Grande tradizione, nevvero?“

Die Akrobaten auf dem Podium proben fluchend und schwitzend eine Pyramide, immerfort fällt oder springt einer ab, so daß Rastelli und sein Ausfrager sich nur schwer verständigen.

Können Sie mir noch etwas aus Ihrer Familiengeschichte erzählen?

„Oh no, I don't know nothing more — si, meine Großvater aben gehabt die Namen Raimondo Rastelli, aben gewesen 1848 — la revoluzione, Sie wissen? — — in Budapest, Hungaria und aben mussen jonglieren die Tricolore nazionale di Hungaria auf die Nase, ohlala, und dann aben gekommen die Austriaci und aben portato in prigione, einsperren meine Großvater Raimondo. Meine Vater, Alberto Rastelli, sein auch eine Jongleur — man sagen richtig: eine Jongleur?"

Ein Jongleur, Signore Rastelli.

„Si, si. Und meine Mutter sein auch ein Jongleur, Julia Bedini, aber Mama arbeiten nicht mehr. Meine Vater aben gewesen fünfundvierzig Jahre bei Zirkus Pirantoni, und gespielen for a fortnight jeden Abend Soloprodüczion in Costantinopoli für Sultano Abdul Amid. Meine Vater gemachen alleine die Invenzionen von meine Trücs, tutto neue Systemen, alles original, differenti Systemen wie die andere Jongleuren, par exemple la famille Schäffer où Kara où Cinquevalli — aben Sie gekennen Cinquevalli? — oh, eine große equilibrista!" — Haben Sie Geschwister, Herr Rastelli? — „Non, ick bin der einen Sohn." Sind Sie verheiratet? — „Ja, ja. Die Signora, was assistieren zu mir auf die Bühne, that's my wife, sie sein aus Denmark." — Sie haben Kinder? — „Yes, I've two children — girls. Die sein bei ihre Großpapa in Bergamo." — Also sind Sie der letzte Rastelli? — „Oh no, zwei Cousins, Adolfo und Oreste Rastelli, was arbeiten in eine Quartetto ‚Rastelli e compagnia', ick hören, eine sehr gute troupe." — Sie haben es bloß gehört? Haben Sie sie denn nie gesehen? — „Mai — mai, niemals. Wir sein ja immer in Engagement, sie sein jetzt in Südamerika. Einmal aben wir gearbeiten ganz nahe von sich: meine Cousins aben sein engagé in London und ick in Wien — aber ick nicht Zeit gehaben, zu machen die kleine Excürsion zu sie."

Oben auf der Bühne haben eben die Parterregymnasten eine

Pyramide gemacht, die zusammenstürzt. Zwei der Athleten fallen aufs Kreuz, die beiden Untermänner drehen sich nicht nach ihnen um, sondern richten die Armgelenksriemen.

Wann sind Sie geboren, Herr Rastelli, und wie lange sind Sie schon beim Geschäft?

„In Samara, in Rußland, bin ick gebort, in 1896. Wie ick waren vier Jahr alt, ick aben mussen cominciare a lavorare, zu arbeite, mit zwei piccolo, piccolo Kugel, wie die Children spielen auf die strada, und dann mit drei Kirschen, und mit elf Jahre aben ick schon gearbeiten solo für Gage."

Aber es hat Ihnen Freude gemacht?

„Pas du tout! In contrario! Ick nicht gerne gelernen. Erst wie ick sein größer gewerdet, aben ick bekommen Freude, zu machen neue Invenzionen, zu lernen neue Trücs, ick können jetzt zweihundert Trücen, und trainieren ein ganz neuer Sache ..."

Er will nicht verraten, was es ist — damit es ihm niemand vorwegnehme. — Ein anderer kann Ihnen doch nicht zuvorkommen, wende ich ein, es doch nicht schneller erlernen als Sie, der Meister. Aber Enrico belehrt mich, daß eine Idee durch schlechte Ausführung noch eher kompromittiert wird, und er hat recht. Wir sprechen von seiner Kunst, auf die ich drei Abende vom bezahlten Sitz fassungslos gestarrt hatte, von seiner Kunst, die die Überwindung der Schwerkraft durch Leichtigkeit, das dynamische Dementi der Statik und die Aufhebung der Physik durch die Physis, der mechanischen Gesetze durch menschliche Geschicklichkeit darstellt, und ich frage ihn, welches das schwierigste seiner Stückchen ist. Das Balancieren der sechs Teller, während der Gummiball auf seinem Nacken schaukelt, hat ihn ein Jahr Arbeit gekostet, acht Stunden täglich, das Emporwirbeln der acht Teller (von denen er vorher zwei in einem Bauchladen, einen im Mund und fünf in den Händen hält) beinahe anderthalb Jahre. Lange hat es auch gedauert, bevor er gelernt hat, Kopf stehend, mit dem linken Fuß einen schweren Stern rotieren zu lassen, auf dem rechten Fuß einen leichten Reifen zu wirbeln, mit den Händen dabei drei Billardkugeln zu jonglieren und sich im Kreis zu drehen. Aber er vermag heute nicht mehr anzugeben, welches sein Clou ist. Was er kann, macht ihm keine Mühe mehr. Das Geheimnis der Gummi-

bälle? Welcherart sind sie mit Klebstoff bestrichen, daß sie springen wie gewöhnliche Spielbälle, und auf dem Rist des Fußes, nein, sogar auf der Fußspitze abgestoppt werden können, um in scharfem Wurf auf seinem Kopf oder Nacken anzukommen, und doch nicht abprallen, sondern liegenbleiben, allen Gesetzen vom Stoß elastischer Kugeln und allen meinen Erfahrungen als Fußballer, der fast fünfzehnmal zweiundfünfzig Sonntage zwischen den Toren verbracht hat, strikte zuwider?

Enrico ist beleidigt, weil ich seine Instrumente für präpariert halte. „Andrea," schreit er über die Bühne (auf der wieder eine Pyramide krachend zusammenstürzt und einer der Akrobaten sich schmerzverzerrt sein blutendes Knie reibt), in die Kulisse, „Andrea, portami tre palle, la verde, la gialla e quella a fiori, e due bastoni, ma presto!" Schon kommt Andrea herbeigerannt, mit einem grünen, einem gelben und einem geblümten Ballon und zwei weißlackierten Rundhölzern, so wie es der Maestro bestellt hat, und Rastelli reicht sie mir; ich sehe, daß sie wirklich nicht gummiert oder sonstwie präpariert sind — natürlich, er hat doch ausdrücklich bestimmt, welche der Assistent bringen sollte. Aber siehe da, sitzen bleibend wirft der Jongleur einen Ball schräg auf seinen Kopf, selbiger normale Ball tänzelt ein wenig und legt sich reglos hin, Enrico neigt das Haupt, und der Ball rollt über den Hinterkopf auf den Hals, dessen Peripherie entlang und setzt sich gehorsam auf den Nacken, wo er weiterer Befehle harrt. „Big practice, sentiment and feeling," sagt Rastelli, „ick machen niemals keine Camouflage, Leute das merken, in Amerika kommen die Publikum sulla scena, toccare i miei Instrumenten und stehen bei mir, quando ick machen mein Experimenten."

So erklärt er seine Kunst: „Big practice, sentiment and feeling" — große Erfahrung, Gefühl und ... ja, wie übertrage ich „feeling" ins Deutsche, wenn ich schon „sentiment" mit „Gefühl" übersetzt habe? „Einfühlung?" Kann man sich in etwas Seelenloses, in Gegenstände einfühlen? Vielleicht liegt darin die Zauberei des großen Gauklers, daß seine Instrumente ihm keine leblosen Dinge sind, sondern Geschöpfe mit Gefühlswelt, die man erforschen muß, gleich der Welt der Kinder oder der Tiere, ehe man es vermag, mit ihnen richtig zu s p i e l e n , sie zu erziehen

oder sie zu dressieren. Macht es nicht wirklich den Eindruck, als fielen die Kugeln und die Teller und die Reifen nicht nach den nüchternen Gesetzen der Physik, sondern nach dem Wink des Dresseurs, als kröchen, kletterten, hüpften, hockten sie dorthin, wohin der Lehrer wünscht? Als prallten sie von ihm nicht ab, weil sie ihn nicht fürchten, als blieben sie bei ihm, weil sie ihn lieben? Hat für ihn nicht jeder Ball ein Eigenleben, hat er nicht jeden der gleichartigen Gummiballons besonders bezeichnet, die der Famulus bringen sollte? Vollzieht sich hier das Wunderbare?

Rastelli weiß das gewiß selbst nicht, er nimmt eines der weißen Hölzer zwischen die Zähne, stellt auf dessen Ende den zweiten Stab im rechten Winkel auf, und ohne daß er den Kopf oder auch nur das Gebiß zu bewegen scheint, beginnt das vertikale Stöckchen sich zu drehen, zu wirbeln, eine Minute, zwei Minuten, drei Minuten kreist es um seine Achse, springt in die Höhe und bildet plötzlich die Verlängerung des ersten Stabes, der noch immer zwischen den Zähnen des Meisters liegt, nur etwas aufwärts gerichtet.

SALZBURG IST DIE HAUPTSTADT . . .

Ein Knabe führt seine blinde Großmutter über die Straße. Von Zeit zu Zeit macht er sich den Spaß, auszurufen: „Hier ist ein Graben, Großmutter.“ Oder: „Eine Pfütze, Großmutter, hüpf' drüber.“ Ein Fremder beobachtet das: „Schämst du dich nicht, die alte blinde Frau so zum Narren zu halten!“ — Aber der Knabe gibt zur Antwort: „Meine Großmutter ist meine. Ich kann sie hupfen lassen wie ich will.“ Anekdote.

Meine Großmutter — nein, ich sollte sie doch nicht beschimpfen. Sie war gewiß eine seelensgute Frau, sie hat für ihr Geld alle meine Brüder studieren lassen und hätte auch mein Studium bezahlt, wenn nicht . . .

Es war so: ich saß zu Hause, ein Tertianer, und lernte Geographie. Die im Österreichischen Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder.

Ich hatte die „Heimatkunde“ vor mir auf dem Tisch, die Arme aufgestützt, mein Kinn in den flachen Händen (so etwas vergißt man nicht) und studierte das Herzogtum Salzburg. Es begann auf der rechten Seite des Buches. Der Professor hatte gestern bei Kinzl zu prüfen aufgehört, morgen konnte ich als Erster aufgerufen werden.

Neben dem Tisch saß Großmama und strickte. Ich lernte:

„Das Herzogtum Salzburg hat einen Flächeninhalt von 7153 Quadratkilometern und 192 760 Einwohner. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Deutschen, sie ernährt sich zumeist von Ackerbau und Viehzucht, in manchen Gebieten auch von

Salzgewinnung. In den Städten ist die Industrie bedeutend. Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg ..."

Ein leichtes Brummen ließ sich hören. Eine Fliege? Ich sah keine Fliege. Vielleicht war es mir nur so vorgekommen, daß etwas gebrummt habe, — eine akustische Täuschung. Die Großmutter saß da, ganz Güte und Freundlichkeit und Strickstrumpf. Sicher hatte ich mich getäuscht! Ich schaute wieder in mein Buch, um weiterzulernen. Wo war ich stehengeblieben?

„Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg ..."

„Mach' keine Witze und lern'!" sagte meine Großmutter in ihrem Ton, der ganz Güte und Fürsorge war.

Ich sah verständnislos auf. Sie aber bemerkte den interrogativen Blick nicht. Sie strickte.

„Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg", wiederholte ich.

„Du sollst keine Witze machen und lernen!" Es war noch immer kein Groll in ihrer Stimme. Es war nur ein freundlicher Rat, den sie mir gab, eben der Rat: keine Witze zu machen und zu lernen.

„Ich lerne doch!"

„Gut, gut, mein Kind."

Trotzig über diesen Gleichmut, ganz im Bewußtsein meines Rechtes wiederholte ich, möglicherweise etwas lauter als es die Weisheit, daß Salzburg die Hauptstadt von Salzburg sei, erfordert hätte, den Satz. Vielleicht hätte ich ihn überhaupt nicht wiederholen müssen, es war doch wohl meine Schuld, ... jedoch ich habe schon gesagt, ich will mich weder mit Selbstvorwürfen noch mit Verteidigungsreden plagen, der Leser soll unbeeinflußt entscheiden.

Großmama sagte: „Du wirst ein paar Ohrfeigen bekommen, wenn du nicht aufhörst Dummheiten zu reden!"

Ich knautschte: „Ich rede doch keine Dummheiten, ich lerne doch, was im Buche steht!"

Bestimmt, Gerechtigkeit in jedem Akzent, sprach sie darauf: „Wenn du lernst, was im Buch steht, so werde ich nichts reden."

Aha! Jetzt hatte ich sie. Wir werden sehen, ob sie ihr Wort halten wird, nichts zu reden, wenn ich das lernen werde, was im Buche steht! „Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzb ..."

Und schon hatte ich eine Ohrfeige. Der Leser erinnert sich, daß ich Tertianer war. Ein Tertianer läßt sich nicht ohne weiteres ohrfeigen. Am allerwenigsten wegen einer wissenschaftlich erwiesenen Wahrheit, die er schwarz auf weiß vor sich hat. Ich stampfte auf und brüllte. Aber die Großmutter schrie jetzt auch. Das Garn war gerissen. Ebenso ihre Geduld.

Meine Mutter kam herein und gab mir — einem Tertianer, bitte! — eine Ohrfeige. Urteilsbegründung: „Warum ärgerst du die Großmama?!"

„Huh, ich ärgere sie nicht, huh, ..." (Das „Huh" soll das Weinen nachahmen, das ich nachahmte.) „... huh, ich lerne nur was im Buche steht, huh, und die Großmama sagt, ich mache Witze."

„Blödheiten redet er, statt zu lernen", zwischenrief die Großmutter in mein Plaidoyer.

„... huh, nur was im Buche steht, huh ..."

„Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg, und solchen Unsinn sagt er."

„Huh, huh", machte ich jetzt, denn ich hatte eben die zweite Ohrfeige von meiner Mutter bekommen. „Huh, huh, da steht doch, daß Salzbu ..."

„Wo steht das?" sagte Mama, hob die rechte Hand in die Höhe und lenkte ihre Augen in das Buch. Was stand dort? Dort stand wirklich, daß Salzbu ... Pause. „Mutterl," sagte meine Mutter zu der ihren, „dort steht wirklich ..."

„Was steht dort?"

„... daß Salzburg die Hauptstadt von Salzburg ist."

„Sehr gut", kreischte die Großmutter. „Sehr gut!" Sie war ganz außer sich. „Sehr gut!" So wütend hatte ich sie noch nie gesehen. „So! Steht das dort? Salzburg ist die Hauptstadt von Salzburg? Was steht noch darin? Prag ist die Hauptstadt von Prag, Böhmen ist die Hauptstadt von Böhmen, Wien ist die Hauptstadt von Wien — —".

„Aber, Mutterl, wenn wirklich ..."

„Dann braucht er das nicht zu lernen. Das kann er sowieso. Jungbunzlau ist die Hauptstadt von Jungbunzlau, Afrika ist die Hauptstadt von Afrika, Deutschland ist die Hauptstadt von

Deutschland! Steht das auch darin? Dann braucht er nicht zu studieren!" Sie packte, die sparsame, wirtschaftliche Großmama! die Heimatkunde und warf sie aus dem Fenster. „Nicht einen Neukreuzer geb' ich für sein Studium her, so wahr ich leb'! Pilsen ist die Hauptstadt von Pilsen, sehr gut!"

Beruhigungsversuche blieben vergeblich. Großmama hatte ein Paroxismus erfaßt. Sie war aufgesprungen und tanzte vor einer imaginären Landkarte umher. Mit ausgestreckten Armen, in der linken Hand den Strumpf, in der rechten die Stricknadel, behauptete sie, Brünn sei die Hauptstadt von Brünn, Salzburg sei die Hauptstadt von Salzburg, Österreich die Hauptstadt von Österreich, Frau Porges die Hauptstadt von Frau Porges, Amerika die Hauptstadt von Amerika, Berlin die Hauptstadt von Berlin, und schrie, bis Babitz von ihr zur Hauptstadt von Babitz erklärt worden war.

* *
*

Am Tage nach jener Disputation zwischen meiner Großmutter und mir ging der Professor, wie immer zu Beginn des Unterrichts die Bankreihen durch, um zu kontrollieren, ob jeder sein Geographieheft und die Heimatkunde ordentlich vor sich liegen habe. Auch ich hatte mein Heft und mein Lehrbuch auf dem Pult, das letztere sogar in schönes blaues Papier eingeschlagen. Leider kam dem Professor das Buch etwas zu dick vor und er nahm es in die Hand. Da erkannte er, daß es die Französische Chrestomathie war.

„Wo haben Sie die Heimatkunde?"

„Ich habe sie vergessen." Ich konnte ihm doch nicht sagen, daß meine Großmutter sie aus dem Fenster geschmissen habe.

„Na, das macht nichts," bemerkte er mit seiner heimtückischen Freundlichkeit, „vielleicht haben Sie die Heimatkunde im Kopf, dann brauchen Sie ja kein Buch. Kommen Sie heraus."

Wahrscheinlich wäre ich auch gerufen worden, wenn ich mein Lehrbuch besessen hätte. Denn die Prüfung hatte ja in der vorigen Stunde bei Kinzl aufgehört. Jedenfalls aber hat der Fenstersturz der Heimatkunde mein Schicksal beschleunigt.

„Was wissen Sie über Salzburg?"

„Das Herzogtum Salzburg“, begann ich, „hat einen Flächeninhalt von 7 153 Quadratkilometern und 192 760 Einwohner. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Deutschen, sie ernährt sich zumeist von Ackerbau und Viehzucht, in manchen Gebieten auch von Salzgewinnung. In den Städten ist die Industrie bedeutend. Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg ...“

„Weiter!“ sagte der Professor.

Ich wiederholte den letzten Satz nachdenklich, als ob ich mich an die Fortsetzung erinnern wolle. „Salzburg ist die Hauptstadt von Salzburg ...“

„Das haben wir schon zweimal gehört, daß Salzburg die Hauptstadt von Salzburg ist. Das ist doch selbstverständlich!“

Da riß mir die Geduld. Meiner Großmutter war gestern diese Tatsache so absonderlich erschienen, daß sie darüber einen Tobsuchtsanfall bekommen hatte, — und jetzt sollte es auf einmal selbstverständlich sein. „Das ist gar nicht selbstverständlich!“ schrie ich mit krebsrotem Kopf.

„Wieso ist das nicht selbstverständlich?“ fragte der Professor ganz starr über meine Frechheit.

„Fragen Sie die Großmutter!“

Er schleifte mich zum Direktor. Ich wurde aus der Schule ausgeschlossen. Und nie mehr habe ich etwas gelernt. Ich weiß nicht viel, aber was ich weiß, weiß ich bestimmt. So zum Beispiel die Tatsache, daß Salzburg die Hauptstadt von Salzburg ist.

WERFTEN UND DOCKS

Die christliche Neuzeit hat den Tempel aufgerichtet und nach dem heidnischen Kriegsgott Ares benannt. Kein Theologe und kein Archäologe wäre imstande, den Ritus dieses seltsamen Gotteshauses zu beschreiben. Schiffe werden hier gebaut und das, wessen ein Schiff bedarf: Maschinen und Masten, Seile und Segel, Anker und Antennen, Kessel und Ketten, Schaufeln und Schlote: wenn es Schlachtschiffe sind, und es sind Schlachtschiffe, auch Panzer, Geschütze und Mitrailleusen.

Fabriken zur Rechten, Fabriken zur Linken. Essen verbreiten unheimliche Glut, Schlote verwandeln den Horizont in eine geometrische Zeichnung, Werkstättenschiffe schwimmen auf das Land, und Lokomobile rollen ins Wasser — Dampfhämmer sausen — Treibriemen drehen sich nach allen Richtungen — eine Felsenlandschaft steht düster am Rande des Geländes: Kohle — Batterien fahren auf — Dynamos fauchen und zittern — Preßluft von 150 Atmosphären wird aus einem Torpedo gelassen, und sperrt, eine unsichtbare Schlange, zischend den Weg — Ketten klirren und quietschen — flüssiger Stahl blendet die Pupillen — auf dem für die Schlitten geseiften Boden der Werften gleitet man aus — Eisenbahnzüge queren signallos die Wege — oberhalb deines Schädels baumelt ein Geschützrohr (und wenn auch ein Kranhaken haltbarer ist als ein Pferdehaar, so hat doch dafür das Damoklesschwert sicherlich nicht 46,448 Kilogramm gewogen!) — das Surren des pneumatischen Bohrers läßt an einen kosmischen Zahnarzt denken mit gigantischen Apparaten — über Luftleitungsröhren stolpert man — Stickgeruch der Lacke kriecht in die Lungen — Gendarmen fahnden nach Spionen und überprüfen jedermanns Legitimation ...

Ja, ja, du siehst höchst verdächtig aus, dieweil du ängstlich überall Gefahren witterst und Feindschaft des Objekts, dieweil dein Blick die Genrebilder und Riesengemälde, die Seestücke und Interieurs aufzunehmen strebt, dieweil du herumirrst im Artilleriebezirk, im Maschinenbauviertel, im Elektroquartier, in der Takel- und Torpedovorstadt und auf der Ile de cité, der Schiffbaustadt, in diesen Komplexen, deren jeder eine Direktion hat, und die allesamt dem Bürgermeisteramte unterstehen, als welches den Titel „Seearsenals-Kommando“ führt. Etwa sechstausend Bewohner, Werftarbeiter, Nieter, Verstemmer, Kalfatterer, Bohristen, Feinmechaniker, Handwerker, Schiffsleute, Elektriker, Metalldreher, Maschinisten, Schmiede, Tischler, Stahlarbeiter, Offiziere, Ingenieure, Beamte, Bauzeichner, Bootsbauer, Installateure, Soldaten, Matrosen, Seiler, Kupferschmiede, Werkschüler, Eisengießer, Lackierer, Drechsler, Böttcher — beiläufig fünfzig Berufe.

Alles wird hier gemacht, Konstruktion, Reparatur, Ausrüstung, Instandhaltung, Überprüfung, Taucherkähne, Torpedoboote, Kreuzer, Minensucher, Torpedobootzerstörer, Tender, Barkassen und Plätten, die feinsten Apparate der Starkstromtechnik, Radioanlagen, Ferndrucker, Telephonverbindungen, sogar Textilindustrie, Glasfabrikation und andere Spezialgewerbe werden betrieben, ein chemisches Laboratorium analysiert Spezialstahl, macht Pulverproben, Rauchgas- und Sprengstoff-Experimente, stellt Kaloriengehalt von Brennstoffen und die Wertigkeit von Ölen, Fetten und Seifen fest, fabriziert Wanzenvertilgungsmittel.

In einer der Hallen spielen Männer im Sand und graben Ornamente wie Kinder am Strande. Aber ein tiefer Sinn liegt in dem kind'schen Spiel. Nach einem Modell, das in der Tischlerei geschnitten worden ist, werden in den Formkasten auf der Erde die Negative der kompliziertesten Teile geknetet, gepreßt und mit Graphit bestrichen; dann wird flüssiges Gußeisen aus den Kupolöfen eingelassen.

Die Giftküche: Landschaft der Grottenbahn im Vergnügungspark. Grellgrün gefärbte Fabelwesen, gespenstisch, mit vermummten Gesichtern, kochen Grünspan, mischen ihn mit Kolophonium und Leim. Gesegnete Mahlzeit! Die Austern, die Algen und Muscheln und anderes Meeresungeziefer, das sich am lebenden Werk

der Schiffe ansetzt, deren Fahrtgeschwindigkeit vermindernd, sollen es fressen und daran krepieren. Nun, sie fressen's — und dennoch ist es aller Toxikologie, allen Hexenkesseln und allen Giftmischern mit Gasmasken und grünen Dämpfen noch nicht gelungen, den Unterwasseranstrich zu mixen, der Fauna und Flora und Rost davon abhielte, als blinde Passagiere auf dem Ozean zu fahren.

Ein Berg verrosteter Ketten. Jahrzehntelang haben sie Meeresgrund mit Meeresoberfläche treu verbunden. Jetzt liegen sie da, ein Häufchen Unglück. Alte, einarmige Anker lehnen an einer niedrigen Mauer gleich Straußen, die sich über eine Hürde recken: wie Augen sehen die Bujen aus, der Ankerarm wie der Kopf und der Schaft wie der Straußenhals.

Der Mallboden ist ein hölzernes Zeichenblatt von mehr als achtzig Meter Länge und fünfzehn Meter Breite; direkt auf das Parkett wird gezeichnet, ein ganzer Dampfer mit allen Konstruktionsteilen in natürlicher Größe. Die Arbeiter, bäuchlings auf der Erde, haben die Detailpläne vor sich, den Zirkel in der Hand und vergrößern nun mit Kreide und Ölfarben die Zeichnung fünfzigfach auf Millimeter genau, den „Stracks“, einen langen, biegsamen Holzstreifen als Lineal für Gerade und Kurve benutzend. Nach den Konturen auf dem Mallboden schnitzt man die Holzschablonen, und auf der Spantenbiegeplattform gießt man sie in Eisen.

In der Großen Schiffsschmiede fallen Hämmer von sieben Tonnen Schwere auf weißglühenden Stahl, der sich dehnt und drückt wie Nougat. Dahinter der Abraum: so lange wurden Asche, Schlacke, Abfälle und Unrat in die See geschüttet, bis Festland entstand, ein neuer Bauplatz gewonnen war. Dafür hat man anderswo dem Meere zwei Absteigequartiere in den Felsenboden gesprengt, die Trockendocks. Diente das Amphitheater des Augustus, dessen Ruinen nahe sind, als Vorbild? Auch hier die Ellipsenform, auch hier die Riesenmaße, auch hier die Verkleidung mit Quadern und Ränge wie für das Publikum!

In dieses submarine Kolosseum schwimmt das erkrankte oder verwundete oder krankheitsverdächtige Fahrzeug, um auf Kielaufklotzungen zwischen Kimmböcke und Seitenstützen gebettet zu werden. Das Dock-Tor, ein Schiff von der Form einer abge-

platteten Kugel, verschließt hermetisch das Dock, aus dem das Wasser ausgepumpt wird. Die Behandlung kann beginnen. Wenn schließlich der Befund auf „geheilt entlassen“ lautet, wird durch Röhren wieder Wasser eingelassen, empor steigt der Dampfer, fährt von dannen.

Auch hölzerne Trockendocks gibt es, und weit draußen haben Schwimmdocks ihren Platz, die eigentlich selbst riesenhafte Schiffe sind und Dreadnoughts mit einem Deplacement von 22 500 Tonnen aufnehmen können. Jedes Dock ein Krankenbett oder ein Operationstisch, die Gesamtheit der Dockanlagen ein Sanatorium. Gebäranstalt sind die Stapeln. Hier kommen Schiffe zur Welt. Schräg ist der Boden, die Helling, gegen das Meer geneigt und reicht unter dessen Oberfläche, das Werftdach, aus Eisen und Glas konstruiert, wölbt sich in einer Höhe von dreißig Metern, und dort oben, entlang der Galerie, fahren die Hebezüge. Unten stellt man die eisernen Skelette der Dampfer zusammen, setzt die Extremitäten an, fügt Herz und Eingeweide ein und umgibt das Geschöpf mit Haut und Kleidung und Rüstung; dann rutscht es auf geseiften Schlitten ins Meer hinab, läuft vom Stapel. Odysseus hat schneller gebaut:

Bohlen sodann zum Bord, an häufigen Rippen befestigt,
Stellt er umher und schloß des Verdeckes weitreichende Bretter.
Drinnen erhob er den Mast, mit der kreuzenden Raae gefüget,
Auch ein Steuer daran bereitet er wohl zu lenken.

Hoch über alle Dächer des Konstruktionsarsenals und über alle Masten reckt sich der Hellingkran. Seiner schlanken Geliebten auf der anderen Seite der Bucht, der Kranschere, streckt er den Arm entgegen. Tausend Hämmer schlagen auf Eisen.

ES SPUKT IM MOZART-HAUS

Ganz Smichow weiß davon. Im Bio Knížeci, wo sich alte Frauen an der Kassa für die Sonntagsvorstellung drängen, im „Lavoarek", dem kleinen Park bei der Bezirkshauptmannschaft, wo die Kindermädchen zusammenkommen, im Kinskypark, wohin die Soldaten in gemischten Doppelpatrouillen gehen, und im „Hotel Hafen", jenem abendlich viel frequentierten Labyrinth von Brettern und Balken, von dem man, ohne die Moral zu verletzen, nicht erforschen kann, warum man es „Hotel" nennt, im versteckten Beisel „Belgie" und in jedem Vyčep spricht man davon: in der Bertramka gehen Gespenster um.

Die verruchtesten Details sind zu hören: der Sohn der Hausmeisterin von der Bertramka, der junge Ket, sei in der Nacht einer weißen Frau vor dem Hause begegnet, habe sie grob angefahren, worauf sie eine Drohung gegen ihn ausstieß. Die Schafferin der Bertramka, Frau Hořejší, habe für eine in der Bertramka vor einigen Jahren verstorbene Dame in der Kapelle des Kleinseitner Friedhofes eine Messe lesen lassen müssen, um der Toten, die sich allnächtlich in ihrem Sterbezimmer zu schaffen machte, einige Ruhe zu gewähren. Ein Jüngling, der im oberen Gartensalon wohnte, sei in seinen Träumen von Vampyren und ähnlichen ungebetenen Gästen heimgesucht worden, bis er sich dem Spiritismus ergab und mit Hilfe der dabei erworbenen Lehren die quälenden Geister für geraume Zeit zu bannen vermochte.

Allen Respekt vor den Gespenstern: kein besseres Plätzchen könnte ein Sterblicher für so okkulte Zwecke ausfindig machen. Unmöglich ließe sich fünf Minuten von der Straßenbahn, den Ringhofferschen Dampfhämmern und den Fabriken der Mewa ein so entzückendes Rokokoituskulum vermuten. Der Graf Clam wollte es mitnichten, daß die neugierige Bürgerwelt Smi-

chows auch nur einen Blick in jenes zärtliche Heim und dessen amouröse Räume werfe, das er für seine erklärte Freundin, die Sängerin Josefine Duschek in dem Weinberg Bertramka aufgebaut und mit einem verschwiegenen zweiten Eingang versehen hatte, in Koschiř — dem Portal seiner Clamovka ganz nahe. Wenn es hier Gartenfeste Fragonardschen Stiles gab, drang kein Flüstern und kein Knistern in eine argwöhnische Welt hinaus.

Als es galt, 1787 für den nach Prag gekommenen Compositeur Wolfgang Amadé Mozart ein recht stilles, recht ungestörtes und recht idyllisches Studio ausfindig zu machen, wo man ihn sanft zur Abfassung einer Ouvertüre für seine neue Oper namens „Don Giovanni" zwingen könnte, so war wahrhaftig die Bertramka wie geschaffen dazu. Da hat denn selbiger Kammermusikus in dem kleinen, rotgold tapezierten Eckzimmerchen mit dem eingelegten Fußboden und an dem Brunnen im Garten geträumt, in sein klingendes Innere hineingehorcht und das Erlauschte mit kleinen, schwarzen Punkten notiert. Hernach hat die vielgeliebte Frau Josefine Duschek-Hambacher den hübschen Melodienschöpfer dankbarlich auf das rotgoldene Sofa im Salon gezogen, auf das ihr gräflicher Mäzen oft sie gezogen hatte — aber, zum Teufel, wissen wir denn überhaupt, ob Graf Clam die wunderschöne Pepi hier im Don Juan-Salon karessiert hat, und ob Wolfgang Amadäus solches getan, und ob in diesem Salon jetzt Gespenster ihren Spuk treiben? Wie sollen wir das wissen? Die Bertramka ist als Liebesvilla so pßt gebaut, daß selbst in diesen doch vierfenstrigen Ecksalon kein indiskreter Blick zu dringen vermag. Von hier oben sieht man nichts als ein grünes Brettertor, den Hofweg, auf dem ein ausrangierter Schubkarren steht und eben eine lahme Katze humpelt, und einen unbewohnbaren Schuppen. Überdies ist noch ein Paravent vor die Fenster geschoben: der großmächtige Kastanienbaum, dessen Laub zwar, wir sind im Spätherbst, „Fiesco" geschoren, dessen Geäst aber derart dicht und breit ist, daß man selbst mit einem Feldstecher von außen nichts erlugen könnte. Längs der ganzen Innenfront ist überdies ein geschlossener Korridor gelegt, wie das Schloß auf Papagenos Mund.

Und die Bewohner des Hauses? Die Besitzerin, Frau Sliwenski,

die trotz Wohnungsknappheit die Mozartzimmer als ein für irdische Dinge unverwendbares Heiligtum behütet, ihre Freundin, die Pastorswitwe Molnar, deren Gatte einst aus Pilsen nach Prag berufen worden war, um die Leiche von Franz Palacký einzusegnen, und deren Sohn, mit dem ich 1915 im Užoker Paß wirklich gespenstisch-grauenhafte Nächte verbracht hatte — sie zeigen die kostbaren Andenken an den großen Tondichter, sie geben sogar (wenn auch anscheinend nicht gerne) alle Auskünfte über die Gerüchte von Gespenstererscheinungen in ihrer Wohnung, sie weinen, wenn man von dem oder jenem spricht, der hier in der Bertramka starb, und vorher oder nachher mit dem Spuk in Zusammenhang gebracht wurde, sie lächeln gar nicht über die Geistererzählungen, aber ... Aber: sie fügen hinzu, das Gebäude sei leider so vertrackt gebaut, daß dem Munkeln freie Bahn gelassen ist, und man nichts recht überprüfen kann, und daß eine merkwürdige Akustik jedes Knacken des alten Mobilars klingen läßt, als ob zumindest ein Steinerner Gast im Hause wäre. Auch auf die silbernen Birken und die Reste der Rokokostatuen im Garten weisen sie hin, die im bewegten Abendnebel leicht Leben zu gewinnen und Menuette zu tanzen scheinen. Und indem sie dem Geistersucher in alten Tassen heißen Tee servieren, bitten sie ihn „nur" um eines: „Um Gottes willen, nur keinen Namen nennen! Man kann doch nicht tote Menschen in die Zeitung geben und von ihnen schreiben, daß sie bei Nacht herumlaufen." Der Besucher führt den Goldrand der bauchigen Teetasse zum Mund, und obwohl er in seinem Leben schon lockenden und raffinierten Bestechungsversuchen widerstanden hat, sagt er unbedacht zu, die Namen der angeblich ruhelosen Toten zu verschweigen, trotzdem sie alle mit der Mozarttradition in irgendeinem Konnex stehen.

Die Schafferin wird herbeigeholt, die Großsiegelbewahrerin der Gespenstererzählungen. Gleich wird sie da sein, sie muß bloß erst ihre neue Schürze umbinden; also warten wir ein paar Minuten auf die kokette junge Dame! Dann erscheint sie: Frau Anna Hořejší, vierundachtzig Jahre alt, ein verrunzeltes Frauchen, seit einunddreißig Jahren in der Bertramka bedienstet. Allnächtlich hört sie, wie im Mozartsalon Karten gespielt werden,

Schritte gehen zum runden Spieltisch, in den Goldschüsselchen klirren Münzen, wieder werden Spielkarten auf den Tisch geschleudert, und dann macht sich jemand mit Schürhaken und Kohlenschaufel am Ofen zu schaffen. Die alte Hořejší hat dafür eine fromme Erklärung: jemand, der im Hause gewohnt und eben in jenem Salon gestorben ist, und den sie gut kannte, hat Abend für Abend gespielt, auch am Sonntag, ja, und einmal sogar, um Gotteswillen, am Karfreitag. Frau Hořejší holte sich beim Kleinseitner Friedhofspfarrer Rat, und der hat ihre Ansicht bestätigt: die arme Seele habe im Grabe keine Ruhe, man müsse für sie eine Messe lesen. Die greise Schafferin bezahlte die Totenmesse, und seit der Zeit ist das gespenstische Kartenspiel seltener geworden. Auch das Stochern im Ofen, das gleichfalls bei Lebzeiten der verstorbenen Person zu deren Gewohnheiten gehört hat, ließ etwas nach.

Frau Hořejší berichtet ferner von der nächtlichen Begegnung, die der Franz, der Hausmeisterssohn, gehabt hat. Der kommt eines Abends spät nach Haus, und sieht im Mondlicht eine verschleierte weiße Dame um das Haus gehen: „Was machen Sie da?“ fragt er. Die Fremde hebt einen Finger und spricht: „Ich gehöre her. Aber du gehörst nicht her. Und du wirst in einem Jahre nicht mehr da sein.“ Am nächsten Tag hat's der Franz genau erzählt, mit dieser Prophezeiung, nur der Mutter, damit sie sich nicht ängstige, verriet er nicht, was das Gespenst gesagt, und grün wie eine Wiese hat er sich zu Bett gelegt und war lange krank. Einmal schreit er mit einer Gestalt, die ihn erwürgen will, als der Pepi, sein Bruder, der neben ihm liegt und auch Schritte vernommen, jedoch nichts gesehen hat, aufspringt, ist der Geist verschwunden. Am nächsten Tage war der Franz tot...

„Das stimmt alles aufs Wort,“ nickte die Besitzerin der Bertramka, „aber der Franz hat schwer gefiebert und Halluzinationen gehabt. Und der Pepi war eben auch aufgeregt.“

„Haben Sie einmal einen Geist gesehen, Frau Hořejší?“

Die Schafferin schlägt ein Kreuz. „Niemals. Ich habe sie oft gehört, die Seelen, aber nie gesehen. Der Herr Jesus Christus müßte mich ja strafen, wenn ich etwas lügen wollte. Mit solchen Sachen treibt man keine Scherze.“

GÄSSCHEN DER UNTERRÖCKE

„Petticoat", die Verschmelzung eines (verstümmelten) französischen und eines englischen Wortes bedeutet so viel wie „Unterrock", und der im Londoner Whitechapel von Aldgate East gegen Bishopgate abfallende Straßenzug hieß von altersher „Petticoat Lane", d. h. „Gäßchen der Unterröcke". Was eine ironische Anspielung darauf war, daß Frauen des armen Ostlondon bei der Besorgung von Fisch, Fleisch, Brot und Gemüse hier auch zum Kauf von allerhand Toilettenartikeln billigster Sorte verlockt wurden. Seither sind Zeiten vergangen, die bissige Benennung hat im offiziellen Straßenregister dem Namen „Middlesex Street" weichen müssen, und die Pogroms in Russisch-Polen, die sozialen Mißstände in anderen Ländern, besonders der Pauperismus in Irland, die Judenverfolgungen in Rumänien, das Wachstum des Themsehafens und die freie Ansiedlungspolitik Englands haben den Sprengel der einstigen White Chapel zu einer Riesenkolonie aller Stände gemacht. Der Markt ist zwar am alten Platz geblieben, doch beschränkt er sich längst nicht mehr auf Nahrungsmittel und Schnittware, sondern es sind jetzt Tausende von armseligen Luxus- und Bedarfsartikeln, die dieses Freiluftmagazin feilhält; der Westlondoner kennt die Geusenbezirke nur vom Hörensagen. Er bezeichnet es entweder als Selbstmord, sich in den Bannkreis des Pöbels zu wagen, oder er bestreitet pharisäisch die Echtheit solcher Manifestationen des Volkslebens, sie seien für neugierige Ausländer künstlich gestellt, und der ganze Markt von Petticoat Lane von Verkehrsbureaux erhalten, die den Touristen für die Besichtigung dieser Sehenswürdigkeiten ihre Detektivs vermieten. (Übrigens findet man in der ganzen Welt die Spießeransicht ver-

treten, daß Massenquartiere und Verbrecherkaschemmen nur Inszenierungen der Fremdenindustrie, Spelunken vom Schlage des „Grünen Kakadu“ seien.) Eine Exkursion zur Elendenkirchweih von London genügt um darzutun, daß selbst Hunderte von Fremden in dem Gewühl erregter Massen verschwinden müssen, genügt, um allzuklar zu erweisen, wie schmerzhaft echt das Fieber des Gelderwerbs, des Feilschens, der Not, der Überredung, des Alters und des Schmutzes ist, das hier die Menschenmenge schüttelt. Am Sonntagvormittag, wenn jedermann Zeit zum Einkauf hat, schwillt das Marktgetriebe ins Ungeheuerliche.

In Liverpool-Station verläßt man den Waggon der Untergrundbahn und betritt die Stiege, die aus dem Stollen an die Oberfläche führt, man kann auf der untersten Stufe stehenbleiben, die Treppe rollt empor, aber wer Eile hat, nimmt die Stufen und ist doppelt so schnell oben. Das ist der Vorteil des Trottoir roulant gegenüber dem gewöhnlichen Lift, der nivelliert, auf die Unterschiede der Dringlichkeit keine Rücksicht nimmt und alle in das gleiche Abteil preßt, Gemächliche und Hastige.

Vor dem Ausgang bieten schreiende Knaben Ansichten des Marktes von Petticoat Lane an — sie allerdings spekulieren auf die Fremden, denn die Untergrundbahn kommt vom Westen und bringt nur Outsider. Die wahren Interessenten pilgern zu Fuß aus den Arbeiterhäusern von Shadwell, aus den Docks von Bromley, aus den Seemannsheimen von Blackwall, aus den chinesischen Heizerquartieren von Limehouse, aus den schmierigen Zigeunerhöhlen von Millwall, aus den Werkstätten der „Sweated-work“ = Schneider in den Minories, aus den Kellerlöchern der Schuster von Shoreditch, von den Kais in Poplar, Irländer aus ihrer geschlossenen Kolonie in der Riche-Street, Packer, Auslader oder Gelegenheitsarbeiter. Und armselige Strolche und noch armseligere Huren.

Der Anfang der Middlesexstraße ist frei von Verkaufsständen, massig spreizt sich der Block von Ostindien-Speichern, gegenüber ein Hospiz, dahinter biegt die Straße nach rechts. Dort ist der Ursprung des Krawalls, der schon hörbar war, als man die Tubestation verließ, dort schaukelt eine unabsehbar lange Kette von Passanten. Kaum elf Meter breit ist die Gasse, durch zwei

Budenreihen, die an den Rändern der Fahrbahn stehen, in drei Teile geschieden,

vor den Häusern: auf den Bürgersteig geschobene Tische mit Trödel;

vor jedem Zelt, vor jedem Laden: Besitzer, Aufseher und Ausrufer;

fast vor jedem Stand: ein Meeting von Gaffern, Kauflustigen und Unentschlossenen;

alle drei Schritte: irgendein fliegender Händler;

und durch diese beängstigende Häufung von Ansammlungen, durch die sich berührenden oder sich überschneidenden Menschenkreise, wälzt sich ein Riesenstrom rücksichtsloser Passanten.

Den Verkauf von Anzügen, Frauenkleidung, Stoffen und Tüchern betreiben russische Juden mit Schmachtlocken, über denen samtene Jarmilkes sichtbar werden, wenn sie wegen der Hitze ihre steifen, fettglänzend-schwarzen Schildmützen abnehmen. Manche tragen noch Kaftan und Stulpenstiefel. Frauen helfen im Geschäft, Töchter und Söhne, oft kaum zehnjährige Kinder, geben Auskünfte, preisen an, messen und handeln, besser als die Alten, die nicht englisch können, und, arme Kinder, ebenso tüchtig.

Sicheren Absatz haben die Dinge, deren der Engländer am dringendsten bedarf: die kurze Tabakspfeife, der Rasierapparat und die Pepitakappe, mit der sich der Gentleman aus Whitechapel unendlich nobel vorkommt. Aber auch diese stark gefragten Artikel können der Reklame nicht entraten, denn groß ist die Konkurrenz. So staut ein Mützenhändler vor seinem Stand die Menge, indem er durch seinen schauspielerisch begabten Ausrufer die ganze Brautwerbung Richards III. und die Antwort der Königin Anna pathetisch vortragen läßt. Nur gelegentlich werden zweckentsprechende Varianten geschaffen. Bei den Schlußworten

Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit!
Ward je in dieser Laun' ein Weib gewonnen!
Das glückte mir, weil ich die Mütze trag',
Die um zwei Schilling ich mir hier gekauft!

bricht das Auditorium in Beifall aus, und einer oder der andere der begeisterten Boys ergreift die Gelegenheit, eine Mütze von

der gleichen Bezugsquelle zu erstehen, die einem buckligen Schuft zu so stolzem Erfolg bei einer Königin verholfen hatte.

Ein anderer Händler singt zweideutige Lieder und schaltet vor der zweiten Strophe, deren pikanten Inhalt er bereits angekündigt hat, eine Pause ein, unaufgefordert die Kleider und Taschentücher seiner Zuhörer mit Parfüm zu besprengen. Wer möchte da nicht Käufer sein?

Der Stromrichtung entgegen zwängt sich ein Fünfziger mit Seehundsgesicht. „Ich bin ein fröhlicher Gesell'", flüstert er den Leuten ins Ohr, zwinkert und verzieht den Mund zu einem Lächeln, daß die Stoßzähne erschreckend sichtbar werden. In Kniehöhe steckt er — ostentativ verstohlen — einen Umschlag mit „französischen Photos" denen zu, die ihm den verlangten Penny reichen; wer auf den alten Boulevardschwindel hineinfällt, findet in der Enveloppe eine Postkarte mit dem Bild einer keifenden Schwiegermutter oder eines Betrunkenen oder ähnliche Sujets, wie sie die Schaufenster vorstädtischer Papiergeschäfte füllen.

Fast nackt, am Blumenkohlohr als echter Boxer kenntlich, führt ein Jüngling gegen einen wehrlos taumelnden Punchingball Haken, Schwinger und Uppercuts, um die Kraft der Boxhandschuhe zu beweisen, die er anzupreisen hat; statt männlichen Sportnachwuchses umringt ihn ein Rudel von Mädchen, das sich an seinem Muskelspiel ergötzt. Auf regelrechter Jockeiwage lassen sich kleine Burschen des East-End wiegen und träumen im Sattelraum von Epsom zu sein. Optische Instrumente, Goldbronze, Amulette, Spielwaren und Speise-Eis haben es nicht leicht, Abnehmer zu finden, diese Branchen sind unergiebig für Anreißertricks, doch ohne Reklame floriert der Stand, der Portionen grüner Erbsen mit Pfefferminzsoße verschleißt. Bedrohlicher Andrang herrscht vor dem Ginger-Schanktisch, die Biergläser sind durch Drähte mit der Theke verbunden, die von einem Kordon ausdauernder Säufer und Säuferinnen zerniert ist; die hinten angestellten Durstigen stoßen mit Schultern, Fäusten und Drohungen vorwärts, aber da eine Frau — die karierte Männermütze vermittels einer Hutnadel an der Ponnyfrisur festgesteckt, einen Säugling auf dem Arm — sich durch die kompakte Masse zum Ausschank quetscht, machen

alle ihr bereitwilligst Platz. In den Auktionshallen wird entfesselter Kitsch in Goldrahmen abgesetzt, wie warme Semmeln.

Der Defekt als Anziehungspunkt: ein Stotterer, auf einem Podium stehend, empfiehlt Seifen, seine Zunge wölbt sich gefährlich aus dem Mund, Worte bleiben im Hals stecken, sein Kopf blaurötet sich, halb belustigt, halb aus Mitleid nehmen ihm viele etwas von seinen Blumenseifen ab.

In den Nebengassen sind Gewühl, Getöse und Schweißgeruch nicht mehr so beklemmend, um so stärker tritt die autochthone Not in Erscheinung. Die einstöckigen, schmutzigbraunen oder einst grünen Häuser sehen wie alte Laubhütten aus, die vor Jahrhunderten zu Wohnstätten umgemodelt worden sind. Darin Trödlerladen mit Aufschriften in jiddischer Sprache und hebräischen Lettern, Fleisch- und Gemüsegeschäfte, Buden voll wurmstichiger Möbel, zerlesener Romane und schwarz gewordener Goldwaren, Straßenzüge mit Fischständen, andere mit Verkaufstischen der Schuster gefüllt. Alle Häuser sind Passagen, Labyrinthe, die vielverschlungen durch schmutzige Höfe und finstere Korridore in andere, nein, in gleiche Bezirke führen.

In einem Winkel zählt ein Mann mit Seehundsgesicht und Stoßzähnen seine Kupfermünzen; der „fröhliche Gesell", der die Schundkarten als Serie pikanter Bilder verkauft hat. Er blickt scheu, geduckt, ist es wohl gewöhnt, als Betrüger beschimpft, vielleicht sogar mißhandelt zu werden. — Ein Bettler steigt aus seinem Rollwagen. — Auf einer Tonne spielen zwei Männer Karten und laden Passanten ein, mitzumachen. — Notdurft wird überall ungeniert verrichtet. — Bobby, der blaue Hüne, pfeift sich ein Lied bei seinem Patrouillengang. — An der Schwelle einer Haustür sitzt die Frau, der die Durstigen vom Gingerausschank so hilfsbereit Platz gemacht haben, ihre karierte Mütze ist trotz Hutnadel ganz schief ins Gesicht gerutscht, bloß ihr linkes Auge ist sichtbar und von dem nur das Weiße, sie ist offenkundig besoffen, ihr Kleid geöffnet, Baby trinkt an ihrer Brust Gingerbier.

DIE BEFREIUNG ORSOVAS

Schwer hatten die Bewohner Orsovas am Kriege zu leiden. Zwar schützte die Donau, eingedenk des Umstandes, daß sich ihr Lebenslauf fast ganz im österreichisch-ungarischen Staate abspielte, das äußerste Städtchen der Monarchie vor dem Herüberkommen der Serben, deren Gewehrprojektile fanden über das sechshundert Meter breite Strombett kein sicheres Ziel, nur Fensterscheiben fielen den Übungen serbischer Schützen zum Opfer, und die vielen Löcher in den Holzwänden der Hafenmagazine sind kein Unglück. Um so heftiger waren die Kanonen, in den hohen Waldungen von Tekija aufgefahren; sie tasteten das Nordviertel der Stadt ab, wo sie die Staatsbahnstation, die Petroleumfabrik und das Elektrizitätswerk wußten, und am 12. September 1914 steckte auch richtig ein Volltreffer das Bahnhofsgebäude in Brand. Französische Flieger warfen Bomben.

Die Züge mußten schon vor der Stadt, beim Wächterhäuschen 100, Endstation machen, Passagiere und Gepäckträger hatten einen weiten Weg zu Fuß. Tot war der Hafen. Von den Bewohnern Orsovas, die bei Schiffahrtsgesellschaften angestellt oder sonst vom Transportwesen abhängig sind, war die Mehrheit beschäftigungslos geworden. Fünfzehn Monate lang brannte in den Straßen keine Laterne, fünfzehn Monate lang durfte man in keinem Hause Licht anzünden, fünfzehn Monate lang mußte die Bevölkerung mancher Stadtteile in Kellern nächtigen, um nicht schlafend von einem Geschoß zerfetzt zu werden. Zur Zeit der Kukuruzernte trat die Czerna, die hier in die Donau mündet, aus den Ufern, Hochwasser, und die Orsovaner hatten die Wahl, in ihren unterirdischen Quartieren zu ertrinken oder in ihren Wohnungen durch

Schrapnelle zu sterben — zwei Grenzmöglichkeiten, innerhalb derer es Zwischenstufen gab, wie Rheumatismus und Verwundung.

Mitte Oktober 1915 traf man Anstalten, das Städtchen zu befreien, geräuschvolle Anstalten: österreichische Kanonen feuerten in beängstigend kurzen Intervallen gegen Süden, Granaten eines Zweiundvierzig-Zentimeter-Mörsers flogen über den Strom, daß die Luft und die Donau bebten. Drüben barsten die Gipfel der Hügel, in die Bergwälder wurden Lichtungen gerissen, das Feuer vom anderen Ufer verstummte. Deutsche Truppen kamen. Am 23. Oktober, morgens um neun Uhr (zwei Stunden vorher war, durch drei Mörserschüsse eingeleitet, ein mörderisches Bombardement losgegangen), übersetzten Mackensens Soldaten die Donau. Ganz Orsova sah von den Anhöhen den Pionieren zu, die Pontons in der reißenden Strömung serbenwärts bewegten. Das erste stieß ans gegnerische Ufer, ein schwarzer Fleck, der sich im Nu in Punkte auflöste — die Passagiere schwärmten aus und rückten vor. Auf Zillen, landesüblichen Kähnen und auf dem bislang hinter Ada Kaleh versteckt gelegenen Dampferchen „Sellö" folgten weitere Soldaten und verschwanden in den Forsten des Longtomberges und des Hügels mit dem serbischen Fort „Elisabeth", das die Donau über das Eiserne Tor hinaus und stromaufwärts zur Felsenenge von Kasan beherrscht. Je zwei Pontons, durch Bretter miteinander verbunden, auf denen Pferde standen, brachten die Maschinengewehrabteilungen. Die Orsovaner lauschten dem Schießen, bis sich dort oben am Kamm, dessen Konturen von aufgeworfenen Schützengräben nachdunkelten, ganze Figuren zeigten: die Höhen waren erklommen, die Pontons kehrten mit verwundeten Serben, Österreichern, Deutschen und Ungarn zurück, und mittags führte schon ein Telephonkabel aus Serbien in die Monarchie.

Am Abend brennen in den Straßen Orsovas zum erstenmal seit nahezu anderthalb Jahren die Glühlampen, in den Gasthäusern spielen Zigeunerkapellen, Bürger holen ihre Betten aus den Kellern und brechen die Holzverschalung der Fenster ab, Eisenbahnzüge fahren wieder in die Bahnhofshalle ein und von dort weiter bis zur alten Endstation Verciorova in Rumänien.

Ein Telegramm meldet, die erste bulgarische Armee habe den Anschluß an die österreichischen und die deutschen Truppen bei Kladova vollzogen, gerade an der Stelle, von der aus die Stadt bombardiert worden war. Durch die Besetzung des Ostzipfels von Serbien ist die Stromverbindung mit Bulgarien und der Türkei frei, der Hafen von Orsova Umschlagplatz zwischen Okzident und Orient. Nie hat das letzte Donaustädtchen des Reiches einen solchen Verkehr erlebt, und nie mehr wird es ihn wieder erleben! Stromaufwärts kommen Lastdampfer und Remorköre mit Warenkähnen, Schafwolle und anderen Rohmaterialien, die in Orsova ausgeladen und in Waggons verfrachtet werden. Vom Norden langen per Achse Tausende von Fässern und Ballen ein, Stoffe, Wäsche, Steinsalz, Zigaretten- und Pflanzenfaserpapier, Weine, Liköre, Sprit, vor allem und jedem aber die Hauptprodukte mitteleuropäischer Kultur, Munition und Waffen, und eine geheimnisvolle Neuheit: lange Eisenbehälter, die giftige Gase für den Frontkampf enthalten sollen. Das alles bringen wir nach dem Balkan. Unaufhörlich, unaufhörlich drehen sich Krane, rollen Ankerketten, pfeifen Lokomotiven, schreien Schiffssirenen, im Tageslicht und im grellen Strahl des Scheinwerfers bilden Hände walachischer Hafenarbeiter, hierher kommandierter Soldaten, mohrenschwarzer rumänischer Zigeuner und russischer Kriegsgefangener von den Verladeräumen der Schiffe bis zu den Waggons der Lastzüge ein Paternoster, auf dem sich Pakete bewegen. Die Landungsbrücken hinab torkeln Handwagen und Karren, über und über beladen, gelöscht wird und gebunkert, verstaut und geschippt, geladen und sortiert, geheizt und gewogen, wie im größten Meereshafen zuzeiten friedlichsten Güterverkehrs, Automobile werden von der Rampe auf die Schiffe geschoben, Schienen, Schwellen, Traversen aufwärts- und abwärtsgetragen, Säcke und Kisten aufgeschichtet, Pferde von Fuhrkolonnen mittels Aufzügen an Bord befördert: jeder Gaul tritt in eine schmale hohe Kiste, deren freie Wand nun durch eine Planke verschlossen wird, der Kran hebt die Bretterbude mitsamt dem wiehernden Inhalt vom Kai und senkt sie in den Laderaum, das Roß zittert und schnaubt wie „Trompette", der Kohlengaul in „Germinal", der in den Schacht muß.

Die Schleppkähne des Bayerischen Lloyd sind blauweiß lackiert, und auf Deck stehen ein Holzhäuschen mit bunten Fensterläden und Vorhängen, einer Maringotte gleich, eine Speisekammer, eine Hundehütte, ein kleiner Hühnerhof, ein Schweinekober, ein Gänsestall und ein Taubenschlag. Während die Hafenarbeiter Säcke mit Blaustein, Mais und Fellen aus dem Schiffsbauch in die Waggons umschlagen, plättet eine deutsche Steuermannsgattin, der Schifferstadt Dolna entstammend, die Familienwäsche und schilt ihre auf der Ankerkette schaukelnden Buben. Der Kontrollor der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, der eben in harbstem Wienerisch einem türkischen Kurier Auskunft über die Kabinen gibt, stammt aus Turn-Severin, das sich aus einer Werft der D.D.S.G. zur rumänischen Hafenstadt entwickelte — die Fremdlinge der „Mahala niemcaska", des deutschen Viertels, sind die Ureinwohner der Stadt. Die ganze Kriegszeit hindurch mußte die Donauflotille in der Matschin, einem Seitenarm der Donau in der Dobrudscha, nahe der russischen Grenze, vor Anker liegen. Jetzt bewegen sich die Dampfer wieder fahrplanmäßig, nur sind die Passagiere größtenteils Offiziere und Soldaten mit Marschroute oder „Offenem Befehl", die keinen Fahrpreis zahlen.

Für Fußgänger ist im Hafen bloß ein Pfad zwischen Kairand und Schienenstrang. Geht man diesen Weg bei Nacht, rennt hart nebenher ein belfernder und jappender Wächterhund, aber er verläßt den Schleppkahn nicht, den er zu schützen hat, springt nicht auf den Kai, und nachdem er den Passanten von Heck zu Bug begleitet hat, übergibt er ihn der Aufsicht des nächsten Hundepostens.

Aus den Schenken und aus dem „k. u. k. Etappenstationsbordell" gröhlt nächtlicher Lärm. Im Monat nach der Befreiung Orsovas wurden zwölf geschlechtskranke Soldaten an das Garnisonsspital Temesvar eingeliefert, im Dezember bereits dreihundertzwanzig, darunter einundachtzig Frauenspersonen und Zivilisten. Dabei ist die Zahl der Prophylaxestationen auf vier erhöht, Tag und Nacht amtieren sie, und ihre „Nichtbenutzung nach vollzogenem Beischlaf wird als Selbstverstümmelung unnachsichtlich bestraft". Nächste Woche hört der Export nach Temesvar auf — die Volksschule, die als Unterkunft für Flüchtlinge diente, wird

zu einem Spezialspital für venerisch Erkrankte eingerichtet, drei Ärzte (ein Psychiater und zwei Zahnärzte) sind schon da.

Ja, Orsova ist zum Welthafen geworden, nicht allein im Waren-, sondern auch im Personenverkehr. Reisende aus aller Herren Balkanländer kommen und gehen. Offiziere aus Bulgarien und aus der Türkei. Gefangene Serben und befreite österreichische Kriegsgefangene aus Serbien. Diplomaten. Etappenkommanden. Stäbe. Kuriere. Händler. Hochstapler. Spionierer und Spione. Ein Schwarm Kokotten, woher kamen sie so schnell? wie glänzend klappt die Organisation, die sie dirigiert! Eine Budapester Orpheumsgesellschaft, die nur aus Frauen besteht, aber das Repertoire ihrer wahrscheinlich eingerückten Männer mit den ödesten Eindeutigkeiten zum Vortrag bringt, will ein Mädchen des Ensembles als garantierte Jungfrau an den Meistbietenden losschlagen. Viele Häuser sind für Kanzleien requiriert, der Rest der Wohnungen wird im Schleichhandel vermietet, in den Kellern wohnen Offiziersdiener und Ordonnanzen. Die aus dem Schulgebäude vertriebenen Flüchtlinge bauen eine Baracke, die befreiten Bürger der befreiten Stadt Orsova desgleichen. Tag und Nacht arbeitet die Desinfektionsanstalt, es wimmelt von Läusen und Schleichhändlern, von Schiebern, die Nahrungsmittel aufkaufen, von Schiebern, die Wohnungen besetzen, von Schiebern, die Champagner trinken, von Schiebern, die sich die Waren von schönen Gattinnen der Kaufleute nach Hause bringen lassen, von Schiebern, die in den Proviantmagazinen und auf den Schiffen tuscheln. Alles freut sich, daß Orsova befreit ist, Handel und Wandel blüht, und am 21. Januar, zwei Uhr nachmittags, erschien auch Kaiser Wilhelm II., um den Überschiffungsstellen der Truppen die historische Sanktion zu geben und um die dazische Heerfahrt zu kopieren. Allerdings war Kaiser Trajan zu Pferd dieses Weges gekommen, während sein Nachfahr den Salondampfer „Zsofia Hercegnö“ der Ungarischen Fluß- und Seeschiffahrts A.G. benützte, gesichert und umgeben von kreuzenden Minensuchern und Motorbooten und dem Passagierschiff „Ferencz Josef Föherczeg“, die hin und her fuhren in der lachenden Hoffnung, auf eine Mine zu stoßen und solcherart ihr Leben für das des Auftraggebers alleruntertänigst zu opfern. Sechs Detektive stiegen

aus dem Kaiserschiff, acht ihrer Budapester Kollegen hatten in Gemeinschaft mit der Gendarmerie und den Spitzeln der Kundschaftsstelle die Kaschemmen durchsucht und auf der Straße jedermann zur Ausweisleistung angehalten; nun standen die vereinigten Sherlok Holmese am Fallreep und lugten mit ostentativen Argusaugen nach Attentätern aus, trotzdem alle Straßen gesperrt und nur den Spitzen der Behörden und den Offizieren Zulaß zum Landungsplatz gewährt war. Se. Majestät geruhten beim Speisen zu sein und die Empfangshungrigen ein Stündchen warten zu lassen, erschienen dann, die Schneejacke über den Ohren, winkten mit einem goldgekrönten Reitstöckchen die vorbereiteten Ansprachen ab, stiegen mit bekannt elastischem Schritte ins Auto und fuhren nach Bazias. Dafür zeigten die Stewards strahlend ihr Eisernes Kreuz, das sie heute verdient. (Passend wäre die Umschrift: Ich servier'.) Ausländische Kettenhändler, die keineswegs Interesse daran gehabt hätten, durch ein Attentat den langsamen Prozeß des Krieges zu stören, aber dennoch gestern in Verwahrungshaft genommen worden waren, wurden nun freigelassen und hielten sich nachts in der gastlichen Wohnung von Madame Kutzner aus Arad schadlos, auch der Großherzog von Mecklenburg, Königliche Hoheit, war da, ein junger Mensch und, fern von seinen Untertanen, durchaus kein Spielverderber.

WAS DIE WÖCHNERINNEN SINGEN

Rot ist die Farbe unvertünchter Ziegel und der Liebe. Demnach stimmt es symbolistisch wie realistisch, wenn der Volksmund den schloßartigen Gebäudekomplex, der im Tudorstil mit steilen Treppengiebeln auf dem Windberg den Folgen der Liebe errichtet ward, nicht anders als das Rote Haus nennt. Die Backsteine an der Außenfassade sind glasiert und schamottiert, aber in der spitzgewölbten Vorhalle (wo der Pförtner jeden Besucher, einer veralteten Vorschrift gemäß, streng nach dem Impfzeugnis fragt und sich vielleicht mit der Vorweisung einer Impfpustel in Kronenwährung zufriedenstellen muß), und in dem Stiegenhaus sind alle Wände ziegelrot. Prager Mädchen singen dehnend und tränend die kumulative Selbstbiographie, „Já jsem sirotek“:

Bin ein Waisenkind,
In Prag gebar man mich,
Kannte meinen Vater niemals,
Kenn die Mutter nicht.
Dort im Roten Haus
Bei Apollinar
Wissen tausend Kinder nicht,
Wer ihr Vater war...

Auch die Ärzte wissen es nicht. Zwar: la recherche de paternité est ordonnée, aber wie soll die Recherche ein Ergebnis haben, wenn selbst die Mütter den Herrn nicht persönlich kennen, von dem sie ein Kind haben. „Ich hab' mit ihm in Weleslawin getanzt; so ein Blonder war's!“ Was könnt ihr mit solcher Personalbeschreibung anfangen? Oder man bekommt nur die Auskunft: „Ein Jäger im Wald!“ Oft wissen die Mütter mehr, aber sie verraten nichts. Und neulich war eine Gouvernante, die sich sehr fein und geheimnisvoll gebärdete, über die Kunst der ärztlichen Diagnostik sehr erstaunt, als bei der gynäkologischen Untersuchung der Assistent zu seinen Hörern bemerkte: „Das ist die

Frau mit dem kleinen Becken.“ „Ja“, gestand sie daraufhin, „es ist wirklich ein Kleines vom Bäcken in der Petersgasse . . .“ Manche Mütter machen wieder zu weitgehende Angaben : „Entweder war's der oder der!“ Sie haben Wahl und Qual. Daß sich ein Vater oft nicht bloß aus wirtschaftlichen Gründen zu nennen unterläßt, sondern aus jenem Schamgefühl, das eine Tat nicht verhindert, aber vom Bekenntnis zur Tat abhält — es wird beinahe verständlich, wenn man in die Zimmer jener Frauen kommt, denen ihre schwere Stunde erst bevorsteht („Na forrotě“ heißt, vom Worte „Vorrat“ abgeleitet, dieser Teil der Klinik). Da trifft man auf dem Korridor und an den Fenstern mehr als eine Frau von solcher Häßlichkeit und mit solchen Defekten, daß man den Mann nicht begreift, welcher die Ursache ihrer Hierherkunft war. Natürlich gibt es auch Mädchen, deren gegenwärtige Figur nicht imstande ist, den Gesichtsausdruck äußerster Keuschheit Lügen zu strafen. Und tritt man dann in die Wöchnerinnenzimmer, so findet man alle schön — denn dort liegen sie, Mutter geworden, ihr Kind an der Brust haltend, selig mit dem Säugling tändelnd, verzückt in dessen Augen schauend, oder ängstlich nachblickend, wenn die Wärterin es in die Wiege am Fußende des Bettes legt. Anders als anderswo klingen die Kinderlieder. Die Mütter hier singen von ihrem Weg, der immer der gleiche ist: „A ta pražská porodnice — Ta jest pěkně stavená — Toho jsem se nenadála — Že tam budu vězněná.“ Die Strophen erzählen den Passionsweg von der schwachen Stunde zu der schweren: „Sto doktoru jich tam stálo — Tam u mojí postele — Toho jsem se nenadála — Že mě sáhnou . . .“, es folgt nun ein Reim auf „postele“. — Die dritte Zeile jeder Strophe ist gleich: „Nein, geahnt hätt' ich das niemals“, die vierte Zeile bringt die Überraschung, die keine sein müßte, da die Mehrheit der Mädchenschicksale in gleicher Zeile verläuft.

Übrigens ist es Übertreibung, wenn das Lied behauptet, hundert Doktoren hätten am Bett gestanden. Es waren etwa fünfzehn, darunter höchstens vier richtige Doktoren und der Rest Studenten, die immer auf Lager sind; die Hörer der Medizin werden in Gruppen von zehn bis sechzehn zum Praktikum und Internat, zur Lehre und zum Dienst für eine Woche hierher beordert.

Sie lernen und betätigen sich auf dem Gebiete der Geburtshilfe, derjenigen der Wissenschaften, die selbst die meisten Wehen zu bestehen hatte, auf dem langen Wege vom instinktiven Helfen bei den Urvölkern und in der Tierwelt mußte sie über unendlich große Hindernisse: Moralauffassung verbannte die männlichen Ärzte vom Frauenbett, Vorurteil ließ die Doktoren die Anwendung ihrer Kunst für einen so vulgären Naturvorgang verachten, ein Aberglauben gab, noch in der Neuzeit, den schwangeren Frauen geschriebene Psalmen zu essen, Konkurrenzkampf zwischen Hebammen und Ärzten erstreckte sich bis zum Lager der Wöchnerinnen, und mörderischer Eigennutz ließ den Erfinder der Geburtszange deren Konstruktion jahrzehntelang geheimhalten. Doch auch heute, da die Gynäkologie schon eine Disziplin von scholastischer Exaktheit geworden ist, kann dem jungen Schüler der Heilkunde nicht ganz der Sinn dafür verloren gehen, daß es ein ungeheures Mysterium ist — der erste Akt des Mysteriums „Liebe und Leben" — zu dem sich der Vorhang hebt. Und der Kontrast zwischen der Nüchternheit der Kunde, die sich ihm eröffnet, und der Romantik ihrer Ursachen entlädt sich in Liedern, Witzen und Gedichten, von denen wir hier mehr als in anderen Kliniken finden.

„Das Prager Lied", das man auf Deutschlands hohen Schulen eifrig sang, und das sich noch in den neunziger Jahren im „Allgemeinen Reichskommersbuch für deutsche Studenten" (Breitkopf & Härtel), und in der Lahrer Studentenbibel vorfand, ist zweifelsohne ein Produkt solcher Laune und erzählt in biderben Biedermeierstrophen und barocken Wortformen die Medizinerfreuden im Prag der Fünfzigerjahre, der Breiski-Zeit:

115. Das Prager Lied





Zum Spital, dem allgemeinigen,
Will ich meinen Fuß beschleunigen,
Wo der Jüngling arzten lernt.
Wo auch ohne venae sectio
Die entzündliche affectio
Aus der pleura sich entfernt. —

Auf den Windberg, auf den steiligen,
Möcht' ich zu den Jungfrauen eiligen
Mit geräumigem Utero,
Drin am Nabelstrang, dem keuschen,
Nach den Placentargeräuschen
Lächelnd hüpft der Embryo. —

Zu Apolligen, zu Apolligen,
Will ich auch im Geist mich trolligen,
Wo der Tischgast atrophiert,
Wo zum Tanz die heska holka
Nach dem Klang der muntern Polka
Den Primär am Bandel führt. —

Zur Bastei möcht' ich hinanigen,
Wo der Herbstwind mit Kastanigen
Nach dem Haupt des Wandrers zielt,
Dort, wo unter Samtmantillen
Für den Lustwandlör im Stillen
Menschlich die Chlorose fühlt. —

Endlich auch zum edlen Bindinger
Möcht' ich sein ein Pfadefindiger,
Wo der Hase golden hüpft,
Wo des fröhlichen Tokayer
Kühlend heißes Freudenfeuer
Durch den Pharynx willig schlüpft. —

Hierher wird mit Wehmutstränigen
Stets das Herz retour sich sehnigen
Klopft es wiederum daheim.
Hier, wo jetzt bei Weinesblitzen
Abortiert in schlechten Witzen
Doctor medicinae Keim, —

Arzt, Chirurgus und für Kinder
Auch vereidigter Entbinder
Aus der preuß'schen Monarchei,
Prag, im Mai am letzten Datum,
In dem Jahr post Christum natum
Achtzehnhundert, fünfzig, drei.

Das Lied hat das Glück gehabt, gedruckt zu werden. Das wäre nur bei dem kleinsten Teil jener Literatur möglich, die in diesem Rayon verfaßt worden ist. Was sich sonst in dem kahlen, fünfzehnbettigen Studentensaal außer Monogrammen und Zirkeln auf den schweren Eichentisch eingeschnitten, in das Innere des Schrankes gekritzelt und auf die Wände gemalt vorfindet, ist allzu derb, wenn auch oftmals künstlerisch. Palimpseste könnten uns weitere Werke bringen, denn schon von altersher bediente man sich der Prager Gebärhauswände zur artistischen Emanation. Der Professor der Geographie und Ethnologie an der Züricher Universität, Dr. Otto Stoll, schreibt in seinem Werke „Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie" (p. 790): „Auf weit höherer Stufe der zeichnerischen Kunst standen die detaillierten Zeichnungen, die zu der Zeit, als ich in Prag Geburtshilfe studierte, also lange vor der Erbauung des neuen Gebärhauses, in dem damaligen, als „Kaserne" bekannten Studentenmassenquartier auf dem Windberg zu sehen waren ... Die ganze Gruppe bildete ein gutes Beispiel der graphischen Medizinerzote und verdiente als solche in bezug auf die künstlerische Ausführung alle Anerkennung, um so mehr, als dadurch nicht, wie durch die obszönen Verunzierungen der Hauswände, öffentlich das Schamgefühl weiblicher Personen beleidigt wurde ... Unter den mannigfaltigen Wandzeichnungen der alten Kaserne in Prag befand sich auch eine, die in kleinem Maßstab, aber sehr zierlicher Art einen mit gewaltigem medizinischen Apparat in Szene gesetzten Geburtsakt darstellte." Dergleichen ist noch im neuen Hause zu sehen. Literatur und Malerei schildern,

geradezu in Kindbettfieberphantasie, all das, was hier der Tag und besonders die Nacht an Abwechslungen bringen. Wenn man dem Spruch glauben darf, den die — durch Freskenmalerei zur Zunge eines riesigen Teufelskopfes gewordene — elektrische Klingel trägt, so ist die Nacht keines Geburtshelfers Freund: „Bei Tage schweige ich fein still — Doch nachts erheb' ich mein Gebrüll — Und wecke dich, als wie zur Strafe, — Aus deinem allertiefsten Schlafe!" — Den Fresken nach zu schließen, sind die Träume der Gynäkologiebeflissenen beinahe mit solchen Wehen verbunden, wie sie eigentlich in das höhere Stockwerk gehören: Embryonen erscheinen, sich zu rächen, sie zerquetschen dem Schlafenden mit dem Kranioklast den Schädel, sie hacken und klemmen und schneiden und zwicken ihn, und stechen ihn mit Perforatorium, Pinzette, Zange und Cuvette, und reißen ihm mit Achsenzug die Zunge aus. Nicht minder angenehm muß der Traum sein, der den Schlafenden mit dem „Phantom" vermählt, jener Lederattrappe eines Bauches, an der man diagnostizieren lernt.

Die meisten Bilder und Sprüche sind Lehren, — beinahe die ganzen Wagnerschen Vorlesungen sind schon in Knittelverse gebracht und dementsprechend illustriert worden. Ein großes Tableau, ähnlich dem der Bänkelsänger, warnt davor, die Instrumente falsch zu verwenden, zum Beispiel mit der Othartspritze Feuer zu löschen, mit der Chamberlenschen Zange Zähne zu ziehen, den Ansatz des Irrigators als Zigarrenspitze verwenden zu wollen. Eine Kollektion von Hegar-Stiften verschiedener Breite ist an die Wand gemalt, und die Legende gibt eine Charakterbeschreibung der zugehörigen Frauentypen. Ein Kolossalgemälde feiert das zehntausendste Baby, dem Mama Vesely, die Schulhebamme, die Einreise auf diese Welt beschaffte, ein anderes den alten Mediziner, bei dessen gynäkologischem Rigorosum sich herausstellt, daß er noch an den Klapperstorch glaubt.

Eine Modernisierung der Rembrandtschen Anatomie schildert in karikaturistischer Übertreibung die Schrecken des Kaiserschnitts, und dem bewegten Zeichner entringt sich ein gereimter Trost: „Zum Kind gibt der Mann den Samen, Gebären dürfen nur die Damen, Gelobt sei Jesus Christus, Amen!" Das Bild einer Selcherei mit eigenartigen Waren trägt die Aufschrift „Uteri ovar".

was auf tschechisch „Am Dienstag Krenfleisch“ bedeutet. Es ist die Reminiszenz an eine Episode des Prager Gynäkologenkongresses, nach welchem Professor Neißer, der gerade über „infektöse Erkrankungen von Ovarium und Uterus“ vorgetragen hat, mit Professor Pitha durch die Straßen Prags ging und plötzlich vor einem Fleischerladen, auf dessen Schild „Úterý ovar“ („Dienstag Krenfleisch“) stand, entsetzt ausrief: „Um Gottes willen, Herr Kollege, das essen hier die Leute?!“ — Ein Porträt zeigt Frauen, die entbinden, und den Text: „Partiriunt chontes“.

Das Grüne Buch des Roten Hauses, das Gedenkbuch, ist neueren Datums. Die Gruppen der zum Internat kommandierten Hörerinnen raufen sich mit ihren männlichen Vorgängern und Nachfolgern in Witzen und Versen und vice versa, eine Muster-Geburtsgeschichte ist eingeklebt, schwergeborene Gedichte registrieren die Ereignisse der betreffenden Schicht, manchmal ist's eine medizinische Sensation, zu der die Klingel dreimal läutete, und deren Schilderung dann humorvoll wiedergegeben wird, ein Uterus bicornis oder sonst eine Abnormität oder Drillinge, (unter achtzig Geburten ist durchschnittlich eine Zwillings-, unter 6400 eine Drillingsgeburt) oder die „Geburt“ eines zehn Jahre alten Kindes, eines Litopädion. Es gibt auch allgemeine Weltsensationen hier oben auf dem dörfisch stillen Platz zwischen Karlshof und Apollinar, zum Beispiel, als die zusammengewachsenen Zwillinge Blažek einen Sohn bekamen, und alle amerikanischen Zeitungen Interviews mit der Kindesmutter und ihrer Schwester verlangten; die Schwester verweigerte mir damals energisch jede Aussage, sie erklärte, sie wisse von nichts, sie liege ganz unschuldigerweise im Wochenbette, und die Božena müsse sich hinter ihrem Rücken mit dem betreffenden Ausrufer eingelassen haben.

WILDE MUSIKANTENBÖRSE

Ein Bursch mit kastanienbraunem Teint, starkbuschigen Brauen und dörfischem Anzug hat in der Ansammlung plötzlich seinen Vater erspäht und ist ihm mit einem Aufschrei in die Arme gestürzt, die beiden küssen sich, rumänisch-zigeunerische Worte tauschend, und achten nicht auf die ironischen Zurufe der Anderen, „moderato", „ritardando", „man nich zu zärtlich". Diese Anderen haben eine andere Gesichtsfarbe, die der ewig durchwachten Nächte, der abgewischten Schminke und des Puders. Mager fast alle, harte Linie der Kinnbacken, hochaufgekämmt halblanges Haar, einige (aus der romantischen Generation stammend) schüttere, melierte, bis zum Hals reichende Locken. Unter dem Paletot sieht man die kühne Lavallière oder die genähte schwarze Masche und eine ansehnliche Fläche der Hemdbrust: sie tragen ihr Dienstgewand, Smoking oder zumindest Frackweste. Sie warten vor dem Haus der Elsässer Straße, bis es elf Uhr wird, Beginn der Börsenzeit, dann gehen sie, von schwachen Hoffnungen schwach belebt und starke Enttäuschungen stark befürchtend, über den Hof in das Hintergebäude, opfern der Frau, die vor zwei aufeinandergelegten Tellern den Eingang hütet, einen Groschen und dürfen, den Vorhang zurückschlagend, in den großen Wirtshaussaal eintreten. Den füllen sie als ein anarchisches Orchester von unentwirrbarer Kakophonie.

Das ist der „Alte Dessauer", die „Wilde Musikantenbörse", (nicht zu verwechseln mit der Stellenvermittlung des Vereins Berliner Musiker in der Kaiser Wilhelm-Straße, wo nur die Organisierten Zutritt haben und wo größtenteils Orchesterpersonal engagiert wird). Hier entspringt der kastalische Quell für die Musiken

der kleinen Kinos und Cafés, hier werden Ensemblemusiker geheuert, manchmal auch Solopianisten für Restaurants, für Privatgesellschaften, für Tanzschulen.

Ein weiter Saal, in dem sich — besonders Sonnabend — von elf bis eins diese poweren Börsianer stehend drängen. An der Wand hängt ein Bild Theodor Körners, beziehungslos oder um der Leier willen, die er neben das Schwert placierte. Ein gemalter Pfeil deutet energisch auf das Brett an der Säule: Leset die Warnungen! Es müssen wahrlich schon kriminell schlechte Stellungen sein, von denen diesen arbeitshungrig-hungernden Menschen abgeraten wird. Selten jedoch ruft ein „Cavete" von den angehefteten Zetteln, heute sind es nur Verkaufsangebote, Offerten. Ein Schreiner verfertigt Notenschränke gegen Ratenzahlung. Ein Klavierbauer und ein -stimmer werden gesucht. Ein Kaufmann aus der Berliner Antarktis, aus Pankow, zeigt an, er übernehme abgespielte Musikinstrumente, Pistons, Tenorhörner, Geigen, Flöten, Mandolinen, Trommeln, Glockenspiele und dergleichen; vielleicht lockt die Anzeige doch einen Stellungslosen, sein Instrument zu veräußern, sein Einziges und seine Hoffnung. Zwischen solchem Entschluß und dessen Vollzug läßt sich eine Pause einschalten, ein Sospiro sozusagen, indem man sein Instrument am schwarzen Brett feilbietet und wartet, ob ein Kollege es benötigt, einen günstigeren Preis zahlt; „Geige, sehr alt, wegen Notlage zu verkaufen", „Verkaufe Beckenmaschine, wie neu, sog. Fleming". Auf liniertem Blatt eines Schulheftes sind ungelenke Buchstaben staccato hingekritzelt: „Kranker Invalide verkauft wegen unheilbarer Krankheit chromatische Harmonika". Offene Stellen: Sitzgeigerposten mit siebzig Mark Monatsgage und Abendbrot (Frack Bedingung!), Cellistenstelle für Trio, humoristische und stimmbegabte Herren bevorzugt, Engagement für ersten Posaunisten bei Marschkapelle. Niemand beachtet das, jeder weiß, daß unten an diesen Zetteln mit kleiner Schrift die Buchstaben „a. B." stehen, und außerhalb Berlins will keiner leben, der innerhalb Berlins stirbt, und der letzte Trommler will lieber als Tonkünstler der Metropole infolge Unverstandes der Massen und infolge Hungerödems sein Finale spielen, bevor er in der Provinz eine Ouvertüre versucht.

Beim Fenster hat eine Frau Kolophonium, Bogenbezüge, Notenhalter, Violin- und Zithersaiten, Kinnstützen, Vogelstimmen und Dämpfer ausgelegt, links auf einem Tisch der Längswand ein Musikalienhändler sein vergilbtes Notenlager von „neuesten" Schlagern, Walzer, Märsche, Lieder aus dem „Vogelhändler" und dem „Obersteiger"; auch „Moderne Tänze" hat er, aber in der Maxixeära blieb er stecken.

Sonst ist kein Möbelstück vorhanden, wer ein Glas Bier, einen Steinhäger oder eine Stulle verzehren will, postiert sich an den Schanktisch, hinter dem der Wirt an einem mit braunrotem Majolika umkleideten Bierhahn seines Amtes waltet. Günstig der Platz an der Theke, denn wenn ein telephonisches Stellenangebot kommt, ist man a tempo primo beim Apparat, braucht nicht erst prestissimo die Reihen zu durchdrängen, um dann doch den Einsatz zu verpassen. Durch eindringliche Fragen nach dem Begehr hält der Wirt die fern, die am Schranken nassauern wollen. Der Wirt bedient den Fernsprecher selbst, nimmt den Auftrag entgegen und schwingt dann maestoso eine Glocke, im Rezitativ verkündend: „Harmoniumspieler fürs Café. Zehn Mark." Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, das heißt er darf mit dem Besteller durchs Telephon verhandeln und abschließen. Neben dem Hörrohr aber hängt die Einschränkung: „Für die Richtigkeit der telephonischen Musikerbestellungen übernehme ich keine Verantwortung. Der Wirt."

Wer eintritt und fremd ist, wird mit der Frage nach seinem Bedarf umringt, und man schickt ihm Interessenten zu. Ein Artist findet auf diese Weise einen jungen Mann, der willens und geeignet wäre, ihn auf der Gitarre und auf der südamerikanischen Tournee zu begleiten; er streichelt seinen präsumtiven Sozius während der Unterhandlung, um rechtzeitig zu erfahren, ob dieser gegen liebevolle Behandlung nichts einzuwenden hat. (Drum prüfe, wer sich ewig bindet.) Der Gitarrist läßt sich's gefallen.

Bloß der kleinste Teil der Börsengeschäfte wird an der Bar mittels Ferngesprächs abgewickelt, die meisten Engagementsabschlüsse werden persönlich, zwischen Unternehmern, Kapellmeistern und Musikanten getätigt, und die mit Energie verfochtenen Ansprüche zweier Partner verklingen mit den Unterhaltungen und Unter-

handlungen der übrigen Gruppen zu einer ohrenbetäubenden Diskordanz, die um so heftiger ist, als alle Idiome der Welt in dieser Kapelle vertreten sind. Zwei kaum dem Knabenalter entwachsene Slowakenburschen, ihre Blasinstrumente unverhüllt unter dem Arm, radebrechen mit dem Chef einer Nechanitzer Damenkapelle, der für zwei schwanger und kontraktbrüchig gewordene Harfenistinnen irgendeinen Ersatz sucht; auf einen beleibten Zillertaler, Gemsbart am Lodenhut, Wildzähne und Münzen am grünen Bauch, dringt vivace ein braunblasser, schnauzbärtiger Magyare ein, ihm begreiflich zu machen, daß es sinnlos ist, für eine Schrammelkapelle einen Zitherspieler zu suchen, noch dazu einen, der die Kunst des Jodelns und der Schnadahüpfel beherrscht, während doch in Berlin ein Zimbalschläger für ein Tiroler Ensemble das einzig Mögliche sei. Der Pusztasohn, nicht bloß in der Aussprache, sondern auch in der deutschen Grammatik einen total falschen Anschlag beweisend, wird immer aufgeregter, der Dicke aus dem Zillertal immer gemütlicher, ohne daß Alpen und Alföld zusammenkommen.

Ein Flötenspieler unterhandelt mit einem Fachgenossen, der möge ihn vertreten, da er selbst eine neue Stellung provisorisch annehmen will; sie sprechen leise, das Blasrohr hat ihre Stimme aufgesaugt, man nennt das in Bläserkreisen „Tuba-Kulose", und nur durch ein Kopfnicken oder ein Aufstoßen mit dem Fuß geben sie hie und da einem Worte Nachdruck, damit es in dem lauten Gezänke furioso der angrenzend gruppierten Stagione von Italienern nicht verlorengehe.

„Ausjeschlossen," beteuert ein Berliner vom Kietz unaufhörlich seinem Nachbarn, „ausjeschlossen, een' Bratscher, was Baßschlüssel spielen kann, den findste nich."

Umschwärmt ist ein Herr im Gehrock, Henriquatre auf rundem Kinn. Er stellt für ein neues Lichtspieltheater auf dem Kurfürstendamm ein Ensemble zusammen. Fremd in Berlin, hat er einen Führer mitgenommen, den Hörer der Staatl. Musik-Hochschule, der sich — trotz des strengen Verbotes der Schulleitung — seinen Lebensunterhalt durch Spielen in Cafés verdient. Der Konservatorist präsentiert dem Dirigenten einige seiner Nachtkollegen, die übrigen suchen, sich kontrapunktlich anpreisend, in die Duette

der Vereinbarungen einzufallen. Ein alter, herabgekommen aussehender Paukenschläger zieht den Mittelsmann beiseite: „Wenn du mir verschaffst, daß ich bei dem da Pauker werde, kriegst du ein Bier und eine Zigarre. Es soll mir nicht darauf ankommen.“ Gleichzeitig denunziert ein lächelnder Anderer in Moll: „Der will den Pivonka für Oboe engagieren, der hat doch den miserabelsten Ansatz, keine Lippenkraft und Gedächtnis schon gar nicht.“ Der Kapellmeister kann sich des Andranges nicht erwehren, er ist kein energischer Herr, unentschlossen streicht er den Bart, der sicherlich ein Grübchen im Kinn verbirgt und wie ein aufgeklebter Pinsel herabhängt. Mit denen, die ihn am hartnäckigsten bestürmen, schließt er ab. Sie zwingen ihn zum Handschlag. Etliche waren jedoch bereits, sie gestehen es auf Befragen, bei dem Konzern beschäftigt, für dessen neues Kino die Musiker bestimmt sind, und dürfen laut strenger Weisung nicht wieder aufgenommen werden, der Handschlag ist nichtig, fortissime schwillt der Protest an, ängstlich duckt sich der Dirigent. In Geigern, Bratschisten und Klavierspielern ist Hausse, und Henri IV. im Gehrock muß Adressen notieren, schriftlichen Bescheid versprechen. Resigniert verläßt die Mehrheit die Börse, manche haben einen Musiker, manche eine Stellung, ein Sohn den Vater gefunden, ein Artist hält den Freund untergefaßt, der ihn in warme Länder begleiten wird, viele, viele haben gesehen, daß ihnen auch heute keine Hoffnung blüht, ein Zimbalspieler paßt nicht in eine Älplertruppe, die Musikalien und Utensilien werden eingepackt, der Wirt wischt die Theke blank, een' Bratscher, was Baßschlüssel spielen kann, den findste nich, verstohlen heftet ein Gelbsüchtiger einen Zettel auf die schwarze Tafel, ein Organist kommt als Ersatz für schwangere Harfenspielerinnen aus Nechanitz gar nicht in Frage, alle sind blasse, enttäuschte, verhärmte Proletarier der Kunst, die nicht einmal das Glück erreichen können, nächtlicherweile zu Gesang, Trunk und Tanz aufzuspielen, um die Zechenden in noch fröhlichere Stimmung zu versetzen.

MYSTERIEN DES HYDROGRAPHISCHEN INSTITUTS

I. MERKWÜRDIGE GEWÄCHSE IM INSTITUTSGARTEN

Du wirst, in das Hydrographische Institut der k. u. k. Kriegsmarine tretend, den Garten zuvörderst für nichts anderes halten, denn für einen Luxuspark mit nettem Pavillon, mit Blumenrabatten und frisch aufgeworfener Erde, in die man wahrscheinlich eben Wurzeln gepflanzt hat.

Doch hat der Pavillon, den deine Phantasie mit dem Trianon verglich, niemals eine Pompadour beherbergt, niemals galanten Frauen zum Schäferspiel gedient. Er ist auch nicht so diskret. Im Innern ist Einer, der genau aufpaßt, daß die Erde keine Sprünge macht, und jede derartige Entgleisung kreidet er unerbittlich an. Ihm, dem Herrn Horizontalseismographen, ist dieses Institut erbaut, sein Katheder, ein betonierter Felsen des Monte Zaro, er selbst von eiserner Strenge und ein gewichtiger Herr von tausend Kilo. Daß in der Klasse Ruhe herrscht, darauf hat er zu achten, und wenn in der letzten Bank gemuckst wird, in Rejkavik oder in Buenos-Aires, so merkt er die Bewegung unter seinen kardanisch gelegten Füßen, und in sein Klassenbuch, ein berußtes Papier, das mittels einer Uhr ununterbrochen um eine Walze gedreht wird, notiert er mit seinen feinen Aluminiumschreibfedern genau die Richtung, die Art, die Dauer und die Entfernung der mutwilligen Störung.

Aber die Gartenlaube gegenüber, das ist doch eine Gartenlaube? Nein. Hier ist nicht Raum für Picknick und Familienidyll.

Minimalthermometer sind darin, die die niedrigste Temperatur des Tages anzeigen und festhalten — mag sich's das Wetter nachher tausendmal überlegen und in hohe Wärmegrade steigen, die Skala kennt keine Amnestie, keinen Rekurs und keinen Milderungsgrund. Das Maximalthermometer nebenan macht es ebenso.

Die zarten, aus den Beeten sprießenden Röhren sind keineswegs exotische Blumen, sondern Thermographen, unter den frischen Erdschollen nicht Hyazinthen- oder Tulpenzwiebeln, sondern Thermometer. Man muß wissen, wie heiß es vier, sechs, acht Meter tief im Innern der Erde ist, wo nicht jeder Windhauch das Quecksilber beeinflußt.

Auf diesen reizenden Steintisch, geschaffen für ein Symposion, ist nie eine Bouteille Wein aufgefahren, nie ein Braten. Die Platte ist dazu bestimmt, Nivellierungsinstrumente aufzunehmen und zu prüfen.

Die grünen Bäume? Grün sind sie wohl, aber Bäume nicht. Es sind Regenmesser. In den Schalen, die für Baumkronen gehalten werden könnten, sammelt sich Regenwasser, und der Schwimmkörper darin zeigt nach der Höhe und der Geschwindigkeit seiner Steigung auf der Tabelle die Intensität. Der Papierkorb dort? Ist kein Papierkorb, ist ein Verdunstungsapparat. Auch der hohe Mast dient nicht zum Anlegen von Flaggengala, seine Antenne, in den Kohärer leitend, hält Gewitter- und Ätherschwingungen graphisch fest.

Ist das das Gärtnerhäuschen? Abermals fehlgeschossen: das Erdmagnetische Observatorium. Seine Kellerräume reichen bis in die Höhlen und ausgemauerten Stellen des Zaroberges, aus denen die Venezianer Saldame holten, die feine Kieselerde, um sie zu Glas zu verarbeiten. Für solchen Mumpitz ist keine Zeit mehr. Jetzt werden da unten Deklination, Inklination, Horizontalintensität, die drei Komponenten des Erdmagnetismus, festgestellt, ohne deren Kenntnis die genaueste Spezialkarte und der schönste Kompaß den Marineuren auf hoher See nichts nützen würden.

Glaskugeln schmücken den Rasen, jedoch nicht zur Zier. Es sind Löschbomben, gegen Feuersbrunst in Bereitschaft.

Und das grüne Zeug auf den Beeten? Das ist Gras, wirkliches Gras!

II. BITT' SCHÖN, WIE SPÄT IST'S?

Die Frage kann wichtig sein: man könnte ein Stelldichein versäumen, die letzte Elektrische verpassen, zum Abendbrot zu spät kommen oder — zu früh ins Bureau. Zum Glück erteilt jeder Passant, jeder Kellner, jeder Kupeegenosse freundlich Auskunft, und auch Damen dürfen auf der Straße Herren ansprechen, um zu erfahren, wieviel es geschlagen hat. Turmuhren, Transparentuhren an Straßenkreuzungen und Schaufenster der Uhrmacher antworten sogar ungefragt.

Auf dem Dampfer gibt es zwar Türme, doch keine Turmuhren, Uhrmacher, doch keine Schaufenster, und gerade dort ist die Zeit das Allerwichtigste, weil aus dem Vergleich der Uhr mit der durch astronomische Beobachtungen festgestellten Ortszeit die erreichte geographische Länge bestimmt wird, wenn man nicht weiß, wo man ist, kann man auch nicht wissen, wie man weiterfahren soll, das Wasser sieht überall gleich aus, und es ist kein Stationsvorstand da, bei dem man sich nach der nächsten Verbindung erkundigen könnte. Soll der Navigationsoffizier, dessen alte Zwiebel in der Westentasche voraus- oder gar kaputgeht, vom Kommandoturm in die Offiziersmesse hinunterlaufen, zum Steward: „Bitt' schön, wie spät ist's?"

Der Erkenntnis von der Unschicklichkeit derartiger Situation verdankt nicht bloß die Erfindung des Chronometers, sondern auch die Einrichtung von Sternwarten bei der Kriegsmarine ihr Entstehen und besonders die Chronometerdepots, die Ersatzbataillone von Uhren: die werden hier assentiert, präsentiert, ins Grundbuchblatt eingetragen, müssen Kurse mitmachen und Prüfungen ablegen, zur Marodenvisite vorgeführt werden, erhalten einen Militärpaß mit Beschreibung (Uhren höherer Rangsklassen eine Qualifikationsliste) und gehen schließlich auf den Kriegsschauplatz ab, von wo sie erkrankt oder verwundet hierher zurückkehren, beziehungsweise nicht mehr zurückkehren. Seemannstod. Noch vierundzwanzig Stunden kann die Uhr auf dem Meeresgrund durch den Schlag ihres Räderwerks das sie umlauernde Ungetier davon abhalten, sie anzufallen, dann verstummt dieser letzte Rest von Taktik.

Zuhöchst im Rang der Uhrenhierarchie sind die beiden astronomischen Pendel von Riefler, und nach ihnen haben sich alle zu richten, Büchsenchronometer, Deckchronometer und kleine Sekundenuhren, Chronographen und Stoppuhren. Die zwei Pendeluhren werden auf dem Observatorium mittels Sonnen- und Sternendurchgängen oder Azimutbeobachtung kontrolliert, an Hand des Passageinstruments, das die Zeit nach dem Durchgang der Sterne durch den hiesigen Mittagskreis (55 min. 23 sec. n. Gr.) feststellt, oder des Meridiankreises, eines Riesenfernrohrs von sieben Zoll Linsendurchmesser, nur längs des Meridians beweglich, und in das der Beobachter liegend schauen muß, weshalb auch ein Sofa unter dem Objektiv steht.

Jede Uhr hat täglich genau zur selben Minute Reveille, alle werden in stereotyper Reihenfolge aufgezogen, und das Zimmer weist immer den gleichen Wärmegrad auf. Das Examen der Büchsenchronometer erfolgt in anderen Räumen, den Prüfungssälen, für jeden Chronometer werden auf einem Kurvenblatt die bei steigender und fallender Temperatur (zwischen 10 Grad und 38 Grad Celsius) erhaltenen Gänge graphisch dargestellt und nach Krümmung und Verlauf der Kurven auf kompliziertem mathematischem Wege die absolute Größe des Ganges, die Größe der Temperaturkorrektion und die Gangsprünge konstatiert, die sich bei Änderung der Luftwärme ergeben.

Die Frage „Bitt' schön, wie spät ist's?“ ist leicht gefragt, aber vom Fachmann nicht leicht beantwortet.

III. DER BAROMETERMACHER AUF DER ZAUBERINSEL.

Das erste Stück, bei dem ich im Theater war, war die Zauberposse vom Schiffbruch und Glück des Wiener Barometermachermeisters. Vielleicht brachte ich deshalb die Barometermacher stets mit der Geheimniswelt in Verbindung, vielleicht taucht diese Ideenassoziation von selbst auf, was Raimund veranlaßt hat, einen Vertreter obenbezeichneter Standesgruppe zum Titelhelden seines Stückes zu wählen. Ich habe mir keine Gedanken darüber gemacht, wie eine Barometermacherwerkstätte im allgemeinen und die des fallierten Bartholomäus Quecksilber im besonderen ausgesehen haben mag.

Heute habe ich eine besucht, das Instrumentendepot — eine Fabrik mit Drehbänken, Tischlereien, Galvanisierungs- und Magnetisierungsanlagen und Treibriemen, mit Indikatoren und Vergleichsapparaten, mit langgestreckten und hochgefüllten Versanddepots, mit Feinmechanikern, Uhrmachern und Optikern. Allerdings werden hier nicht bloß Barometer erzeugt, wie im Unternehmen des Herrn Quecksilber, sondern auch Aneroide, Barographen, Decklogs, Navigationspeilscheiben, Distanzmesser, Distanzrahmen, Prismenbinokles, Stangenfernrohre, Scherenfernrohre, Peilfernrohre, Spiegelgoniographen, Logs, Sextanten, künstliche Horizonte, Schleuderthermometer, Krängungsmesser, Wasserthermometer, Kompasse für Schiffe und Flugzeuge und ähnliche Dinge, auf deren Erzeugung sich unser Bartholomäus hätte werfen sollen, um keiner Feengaben zu bedürfen, und, statt mit Hilfe eines problematischen Staberls, mit Heereslieferungen Gold zu machen. Denn der Bedarf von Heer und Flotte an solchen teueren Instrumenten ist groß, die Marine braucht zu nautischen Zwecken tausende davon, auch zu meteorologischen, trotzdem im ersten Theaterstück meines Lebens der Held dies bestritten und eindringlich gesungen hat:

Was braucht man Barometer
Auf dieser Welt noch mehr?
Ein jeder macht sich's Wetter,
So wie's ihm g'fallt daher.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

DIE HIMMELFAHRT DER TONKA ŠIBENICE

EINE SEHR PRAGER LEGENDE IN DREI BILDERN.

Fürwahr, ich aber sage euch, daß die
Buhlerinnen und die Zöllner euch
einführen werden in das Himmelreich.
Ev. Matthei

Der Präsident des Obersten Gerichtshofes
Der himmlische Gerichtsschreiber
Der höllische Gerichtsschreiber
Ein Polizist von der Schubstation „Jenseits"
Zwei Wachtposten am Himmelstor
Zwei Wachtposten am Höllentor
Die verstorbene Barbara Upejpavá
Der verstorbene Mungo Natscheradetz
Die verstorbene Antonie Havlová, genannt „Tonka Šibenice"
Frau Koutský
Der blonde Mirko
Die anderen Gäste

I.

DER SAMMELPLATZ DER SEELEN.

Man hört Peitschenknall und Räderrollen. Wind pfeift. Hinter einer Straßenlaterne hält der Polizeiwagen, dem ein Klepper mit weißen Flügeln vorgespannt ist. Auf dem Wagen sind mit Kreide verschiedene Inschriften gemalt: „Das ist der grüne Anton vom Fegefeuer“ und „Wir pfeifen auf das irdische Leben“, wobei die beiden ersten und der fünfte Buchstabe des Wortes „pfeifen“ etwas verwischt sind, so zwar, daß man es auch anders lesen kann. Vom Kutschbock steigt der Polizist, kleine weiße Flügel am Rücken. Er nimmt dem Pferd die Decke und dabei ein Tuch ab, das derart über seinen Hinterleib gebunden war, daß das Pferd vorher nicht exkrementieren konnte und dies erst jetzt besorgt.

Fräulein Barbara Upejpavá
(erscheint. Sie ist im Nachthemd, hat ein weißes Tuch über Kinn und Kopf geknüpft, trägt in der einen Hand einen Kranz, in der anderen eine brennende Wachskerze. Fistelstimme. Sehr devot)

Gesegneten guten Abend! Da bin ich, Herr Schutzmann, Herr Schutzengel, und wir können gleich abfahren, direkt ins Himmelreich. (Sie will in den Wagen einsteigen.)

Der Polizist von der Schubstation „Jenseits“
Das geht nicht so schnell.

Upejpavá

Doch, doch, Schutzmännchen, mein Schutzengelchen, ich komme direkt ins Himmelreich. Vor einer Stunde hat mir's der hochwürdige Herr Geistliche versprochen, wie er mir die letzte Ölung gegeben hat. „Fräulein Barbara Upejpavá,“ hat er zu mir gesagt, „Fräulein Barbara Upejpavá“ — das bin nämlich ich (sie knixt), Barbara Upejpavá, Besitzerin einer Wäschemangel —

„Fräulein Barbara Upejpavá, Sie kommen direkt ins Himmelreich ..." (Sie will in den Wagen einsteigen.)

Der Polizist

Niemand kommt direkt ins Himmelreich, zuerst kommen alle Seelen ins Fegefeuer.

Upejpavá

Aber wenn mir doch der hochwürdige geistliche Herr ausdrücklich versprochen hat, „Fräulein Barbara Upejpavá, Sie kommen ins Himmelreich" !

Der Polizist

Alle Seelen kommen ins Fegefeuer, von dort können sie dann in den Himmel übersetzt werden.

Upejpavá

Das wird noch heute sein. Also fahren wir, warum fahren wir denn nicht?

Der Polizist

Es ist erst dreiviertel zwölf. Wir müssen bis Mitternacht warten, wir sind heute der letzte Transport. Wer bis zwölf Uhr stirbt, muß noch mit uns hinauffahren.

Upejpavá

Und dann können Sie sich endlich ausschlafen, Schutzmännchen, mein Schutzengelchen. Das muß ein schwerer Dienst sein beim Vierer.

Der Polizist

Ich bin nicht vom Departement IV. Ich bin vom Departement V, — das ist die fünfte Dimension: Schubstation Jenseits. Und wir überirdischen Wesen spüren keine Müdigkeit.

Mungo Natscheradetz

(tritt ein)

Guten Abend also, da bin ich endlich, meine Herrschaften. Lang hamse auf mich warten müssen, was? Na, entschuldigense vielmals. Sind Sie der Kondukteur? Also, eine direkte Fahrkarte erster Klasse in den Himmel, Schlafwagen womöglich. Kostet?

Der Polizist

Direkt in den Himmel gibt's nicht.

Natscheradetz

Auf Ehre, sehr gut: „Direkt in Himmel gibt's nicht!" Sagen Sie! Sie scheinen nicht zu wissen, 'wer ich bin? Da schaunse her: meine Todesanzeige, erscheint morgen im „Prager Tagblatt" und wird in der „Tribuna" nachgedruckt: „Wir betrauern in dem Heimgegangenen einen hoch-prima Charakter von vorzüglichster, erstklassiger Qualität ..." No, was sagen Sie jetzt, Herr Himmels-Oberkondukteur? Also, fahr mer, fahr mer! (Er will einsteigen.)

Der Polizist

Halt, wir müssen noch warten!

Upejpavá

Wir müssen uns in himmlische Geduld fassen.

Natscheradetz

Seh' dir an da, die Bartscha ist auch da?

Upejpavá

Ich kenne Sie nicht, mein Herr ...

Natscheradetz

„Ich kenne Sie nicht", is auf Ehre sehr gut! Ham se nicht lang genug bei mir verkehrt, wie ich noch das Café Melantrich gehabt hab' ...

Upejpavá

(erschrocken)

Pst, reden Sie nicht so laut. Jetzt bin ich ja schon lang nicht mehr hingegangen.

Natscheradetz

Ja, seitdem Sie alt und mies sind.

Upejpavá

Nein, nein, sondern seitdem mein Bräutigam all mein Geld verspielt hat, wie er bei Ihnen in der Melantrichgasse „Meine Tante, deine Tante“ ...

Natscheradetz
(erschrocken)

Pst, reden Sie nicht so laut.

Antonie Havlová, genannt Tonka Šibenice
(gröhlt hinter der Szene)

„Weißt du Mutterl, was mir träumt hat, — ich hab' in Himmel eini g'sehn ...“

Natscheradetz

Die Stimm' da kommt m'r bekannt vor.

Tonka
(auftretend)

„... Da war'n so viele schöne Engerl, — zu denen möcht' ich gerne gehn ...“ Also, Herr Antouschek, machen Sie mir das Hotel auf, a furt se jde!

Der Polizist

Seien Sie zuerst einmal ganz ruhig, verstehen Sie?

Tonka

Regen Sie sich nur nicht zu sehr auf, Herr Oberbezirksinspektor! Ich bin so froh, daß ich endlich aus der Abteilung C weggekommen bin, und überhaupt aus dem ganzen verdreckten Jammertal, daß Sie mir die Stimmung nicht verderben können mit Ihrer amtlichen Heftigkeit. Gott sei Dank komm' ich jetzt in den Himmel. Ich brauch' kein Billett, ich habe eine Jahreskarte, sogar schon kontrolliert, jede Woche einmal bitte, wollen Sie das Büchel sehen?

Upejpavá
(zu Natscheradetz)

Das ist doch die Tonka Šibenice, die bei Ihnen ...

Natscheradetz

Mir werden Sie die Tonka Šibenice zu erkennen geben? Auf Ehre sehr gut! Wie ich noch das Café Melantrich gehabt hab', hat sie mir überhaupt nicht ins Lokal hinein dürfen. Der Portier hat ihr den gespritzten Kaffee auf den Gang hinausgetragen.

Upejpavá
(kichernd)

Und jetzt will sie in den Himmel!

Natscheradetz

In Himmel will sie, auf Ehre sehr gut!

Tonka

Also, worauf wartet der „Grüne Anton" noch? Lassen Sie doch das Flaschinet endlich abfahren.

Der Polizist

Wir müssen bis Mitternacht warten, ob nicht noch ein Seelchen kommt.

Tonka

Gehen Sie ins Häuschen mit Ihren „Seelchen"! Wir werden doch nicht warten, bis es irgendeiner Baba in Ober-Pajdakov oder einem Hottentotten in Italien beliebt, die Beine steif zu machen. Bin ich denn ein Magor, daß ich hier bis Mitternacht dunsten soll? Da kennen Sie mich wieder nicht, mein Liebling! Lassen Sie fahren, oder ich misch' hier auf. Ich gebe der Milchstraße einen Tritt, daß sie auseinanderlauft.

Natscheradetz

In Himmel will sie mit dem Benehmen!

Tonka

Jagen Sie sich nicht, Sie alter Kuppler, dich kenne ich aus der Melantrischka in der Schwefelgasse. Hier hast du nichts mehr zu kommandieren, und wenn du nicht ruhig bist, so stoße ich dir unauffällig eins auf deine skoba, daß du alle Engel pfeifen

hörst, bevor wir noch im Himmel sind. (Zum Polizisten:) No, was ist denn, alter Partika, was ist denn mit dem Ritt? Fahren wir oder fahren wir nicht? Ich will mich doch hier nicht etablieren; das ist doch nicht mein Staffel, was soll ich darin für ein Glück suchen, hier zu lauern, bis wir komplett sind? Wie ein Kind freu' ich mich seit zweiundfünfzig Jahren auf meine Himmelfahrt, und jetzt soll ich mich da anstellen?! Ich habe genug von den Fronten, jede Woche beim Polizeiarzt Pečirka. Und jetzt soll's wieder losgehen? Das möcht' sich mir wollen, to zase prr! Also, Himmelherrgott, machen Sie, daß wir weiter kommen, Sie himmlischer Pendrekář!

Upejpavá
(bekreuzigt sich)

Der Himmel beschütze uns!

Natscheradetz

Was für ein Gesindel sich heutzutag' in den Himmel drängt!

Tonka

Also was ist? Wird's oder wird's nicht? Ich werde Ihnen hier gleich ein solches Bengal anzünden, daß Ihre Rheumatismuskiste auf cimprcampr auseinanderfällt. (Sie schlägt mit der Faust auf den Wagen.)

Der Polizist

Drohen Sie nicht, sonst ...

Tonka

Machen Sie keine Wellen mit Ihren Flügeln, Herr Antouschek! Meine Schubstation ist der Himmel, und dort warten sie schon auf mich.

Der Polizist

Oder vielleicht in der Hölle.

Natscheradetz
(leise zum Polizisten)

Ausgezeichnet haben Sie's ihr gegeben! Brillant!

Tonka

Meinetwegen in Prtschitz! Da hinein sind Ihnen Schwämme, Sie alter Vorreiter vom Ringelspiel. Aber, daß wir schon fahren! Ich will meine Pedale nicht anfrieren lassen, das ist doch kein Himmelsstrich für mich. Wenn die Fuhre nicht gleich abgeht, dann wichs' ich in den Schimmel hinein, daß die Sternbilder auseinanderfliegen und Ihnen die Pferdeäpfel um die Ohren sausen, aby to věděli, voni anděli.

Der Polizist

Na, Ihnen werden wir im Fegefeuer schon Zucht und Ordnung beibringen.

Tonka

Auf mich sind Sie zu kurz! Geben Sie acht, daß ich da oben nicht einen Brajgl mache, wie ihn das löbliche Amt dort noch nicht gesehen hat. Ich werde euch schon amtieren, ihr Wolkenschieber! Was wollen Sie da mit Ihrem Himmelspendrek? Lassen Sie die Engel daran zuzeln. Aber auf mich gilt das nicht.

Natscheradetz

Das Weibsbild hat ein Mundwerk, das hab' ich noch nicht erlebt, seit ich tot bin.

Upejpavá

Gott, wie die flucht, ich zittere am ganzen Körper.

Tonka

Haben Sie mich verstanden, Herr Kondukteur von der amerikanischen Luftschaukel?

Der Polizist

Immer nur: Polizist.

Tonka

Jetzt sind Sie noch beleidigt, Sie Gespenst! Sie haben überhaupt eine himmliche Fasson, die ganze Morgenröte haben Sie ja auf der Nase!

Der Polizist

(drohend)

Wer Wind säet, wird Sturm ernten; Tonka, Tonka, Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher!

Tonka

Himmlisches Menschenkind, Sie reden ja wie aus der Zeitung, gib acht, daß du deine Sprichwörter nicht verwechselst.

Der Polizist

Ich verbiete mir solche Vertraulichkeiten!

Tonka

Machen Sie sich keine Sorgen, mit Ihnen möcht' ich mein Glück machen! Ich werfe mich doch nicht mit jedem weg.

Der Polizist

Halten Sie's Maul!

Tonka

(sich die Ärmel aufkrempelnd)

Jetzt hat's aber zwölf geschlagen, mit mir können Sie nicht...

(Es schlägt zwölf Uhr.)

Der Polizist

(im Ton des Bahnhofschaffners)

Bitte Platz nehmen, einsteigen die Herrschaften, nicht drängeln!

Tonka

(will einsteigen, Natscheradetz drängt sich vor)

Machen Sie sich nicht so patzig, Sie werden noch Zeit haben.

Natscheradetz

Gibt's denn da ka erste Klass'? Muß ich mit der Chonte in aan Wagen fahren?

Upejpavá

Um Gottes willen, mit so einer Person, wer mir das bei Lebzeiten gesagt hätte!

Tonka

(zur Upejpavà)

Blas dich nicht so auf, du zerknetschte Schießbudenfigur, sei froh, daß du mit einer k. k. privilegierten Prager Prostituierten einmal in derselben Equipage fahren kannst.

Upejpavá

(spitzig)

Ich bin noch nie im Leben in einem Polizeiwagen gefahren.

Tonka

So? Dann nimm dir doch ein Auto, du alte Fuchtel; oder du kannst zu Fuß trippeln mit deiner Kerze und dem Jungfernkranz, wenn du glaubst, daß dir ihn der Herr Natscheradetz im Wagen zerdrücken könnte. (Zum Polizisten:) Achtung, eine porzellanerne!

Natscheradetz

(betrachtet den Wagen mißtrauisch)

Hast e Karosserie! Wenn das nur nix auseinanderfallt!

Tonka

Was kann Ihnen denn noch passieren, Sie toter Jud, Sie?!

Der Polizist

Einsteigen, Platz nehmen, ein bißchen schneller!

(Alle drängen sich in den Wagen.)

Tonka

(als letzte, wendet sich um, schwenkt das Taschentuch und ruft)

Adieu, verdammtes Erdenbeisel, die Tonka geht und stricht nicht mehr! Die Tonka Šibenice wird jetzt ein pikfeines Engelein, huch nein! Denn ich bin tot und keiner kann mich wecken, die Menschen können mich am ...

Der Polizist

(wirft die Tür hinter ihr zu)

Abfahrt!

(Unter Peitschenknall und Pfeifen des Windes fährt der Wagen ab.)

II.

IM FEGEFEUER.

Im Hintergrund zwei Bogentüren. Die eine, in himmelblau und gold, trägt die transparente Inschrift „Himmel“. Die andere ist schwarzrot und heißt „Hölle“. Rechts und links von jedem der beiden Eingänge sind Schilderhäuschen in den entsprechenden Farben. Vor dem blau-goldenen Tore trippeln zwei Engel als Wachtposten, den Palmwedel geschultert, auf und ab; vor dem Höllentor besorgen, sich schüttelnd, zwei geschwänzte Teufel mit Ruten den Wachtdienst. Über beiden Toren leuchten Mond und Sterne, Wolken schweben über dem ganzen Raum. Eine Tafel besagt: „Das Rauchen ist gesundheitsschädlich und daher verboten“.

Vorne ein Gerichtstisch, an dem der Präsident des Obersten Gerichtshofes mit langem weißen Bart und ebensolchem Haupthaar eingeschlafen ist. Zwei Gerichtsschreiber, der himmlische und der höllische, markieren eifrige Arbeit.

Der himmlische Gerichtsschreiber
(Monokel aufgezwirbelter Schnurbarrt, springt auf)

Hosianna, der Alte schläft. Zum Teufel noch einmal, jetzt hab' ich keine Zigarette.

Der höllische Gerichtsschreiber

Um Gottes willen, ich auch nicht!

Einer der Höllenposten
(wirft dem Teufelsschreiber eine Zigarette hin)

Nimm nur, Genosse!

Der höllische

Danke, Genosse.

Einer der Himmelsposten
(reicht dem Himmelsschreiber mit einer Verbeugung seine Dose)

Wenn ich mir ergebenst gestatten darf, dem Herrn Gerichtssekretär allergehorsamst eine Zigarette anzubieten.

Der himmlische
(nimmt)

Schon gut. (Der Himmelsposten tritt unter einer Verbeugung ab. Zum Teufelsschreiber): Haben Herr Kollege vielleicht Feuer?

Der höllische

Wozu haben wir denn den Höllenbrand?! (Er öffnet das Tor und zündet sich die Zigarette an. Lärm wird hörbar.)

Der himmlische

Das ist ein Höllenlärm! Pst! Ruhe! Silentium! Schweinebande, elende!

Der höllische
(ins Tor hineinschreiend)

Herrgott, wenn jetzt nicht gleich Ruhe wird, so lasse ich eine glühende Schwefeldusche auf euch los, Lausbuben, verfluchte! (Er gibt dem himmlischen mit seiner Zigarette Feuer.)

Der himmlische

Vermaledeite Stinker! Ich bin schon ganz nervös davon. Ekelhafter Dienst hier im Fegefeuer! Immerfort die langen Verhandlungen, und will man sein Römisches Recht studieren, so muß man den ganzen Tag das Gewimmer aus der Hölle anhören. Wehleidige Schlappschwänze! Die Kerle müßte man alle an die Wand stellen.

Der höllische

Das wäre eine schöne Demokratie. Jeder muß wimmern können, wie er will!

Der himmlische

Na, ich muß schon sagen, mir war das alte Regime lieber.

Der höllische
(schreiend)

Ja, für Sie und Ihresgleichen!

Der Präsident des Obersten Gerichtshofes
(ist infolge des Streites erwacht und läutet mit der Tischglocke)
Ruhe! Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Seelen.

(Alle verlöschen ihre Zigaretten und nehmen eiligst ihren Dienst auf. Von links hört man Pferdegetrappel, Wagenrollen und Peitschenknall)

Der Polizist

Ich melde gehorsamst: der letzte heutige Transport von der Erde. Drei Seelen. (Er legt dem Präsidenten das Protokoll hin).

Der Präsident

Führen Sie die Seelen vor.

(Inzwischen sind streitend Tonka, Upejpavá und Natscheradetz aufgetreten)

Tonka
(zu Natscheradetz)
... und du mich zweimal, du alter Feinschmecker.

Natscheradetz

Was man sich alles gefallen lassen muß! Wieso kriechen Sie als Erste herein? Sie waren doch nicht die Erste?

Tonka

Unterhalt' dich nicht! Ich warte schon 52 Jahre darauf. (Sie schiebt ihn zurück).

Upejpavá

Ach ja, mit Frechheit kommt man am weitesten.

Tonka

Ich werde doch nicht draußen warten, bis ihr mich hier beredet habt, ihr halbseidenen Kavaliere.

Der Präsident
(läutend)
Ruhe im Himmel! Die Seelen setzen sich dort auf die Bank.

Natscheradetz

Gestatten Sie höflichst, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Mungo Natscheradetz, Café Melantrich, ich bitte um Aufenthaltsbewilligung im Himmel.

Der Präsident

Warten Sie, bis Sie gerufen werden.

Natscheradetz

Vielleicht kann ich früher drankommen. Ich bin momentan effektiv pressiert, (vertraulich:) ich laß m'rs gern was kosten.

Der Präsident

Was fällt Ihnen ein? Sie atmen hier Himmelsluft.

Natscheradetz

No, ich mach auch e Luftgeschäft mit Ihnen.

Der Präsident

Setzen Sie sich sofort hin! (Aus dem Protokoll lesend): Barbara Upejpavá!

Natscheradetz

Rischess!

Upejpavá

Hier!

Der Präsident

Die Akten! (Der Polizist bringt aus dem Regal die Akten. Der Präsident blättert) Haben Sie etwas zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?

Upejpavá
(erschrocken)

Zu meiner Verteidigung?! Ich habe doch immer ein frommes Leben geführt!

Der Präsident

Simuliert haben Sie! Sie sind eine Heuchlerin!

Upejpavá

Aber der hochwürdige Herr Geistliche hat mir doch ausdrücklich versprochen, daß ich direkt in . . .

Der Präsident

Marsch in die Hölle!

Upejpavá
(plötzlich schimpfend)

In die Hölle? Gemeinheit! Schweinerei! Ich werde euch schon zeigen, Bagage miserable! Das laß ich mir nicht gefallen.

(Die beiden Teufelsposten packen die sich Sträubende und Schimpfende, und befördern sie mit Fußtritten ins Höllentor, aus dem in dem Augenblick, da es sich öffnet, ein Feuerschein aufleuchtet)

Der Präsident
(aus dem Protokoll)

Mungo Natscheradetz!

Natscheradetz

Womit kann ich dienen?

Der Präsident
(zum Polizisten)

Die Akten!

Tonka

Und ich soll wohl hier versauern! Wie lange dauert diese Komödie noch?

Der himmlische

Seien Sie ruhig und warten Sie's ab.

Tonka

Ich habe lange genug gewartet. Zweiundfünfzig Jahre warte ich auf meinen vejšlap. Ich will direkt in den Himmel, sonst misch' ich hier auf.

Der himmlische

Halten Sie den Mund!

Tonka

Vor Ihnen, Sie abgeschleckter Seidenpintscher, was?

Der höllische und die beiden Höllenposten
(suchen, sich schüttelnd und die Zungen bleckend, sie zu erschrecken)
Hu, hu, hu!

Tonka
(bricht in Lachen aus)

Herrgott, sind das Gedärme! Ihr wollt mir Angst einjagen? Sie machen hu, hu, hu auf mich und sehen aus wie eine Laus im Pelz. Damit erschreckt man bei uns Kaschkinder. Verkriecht euch mit euren Schwänzen!

(Die drei Höllenfunktionäre verkriechen sich beschämt in die Schilderhäuschen)

Tonka
(zum Polizisten)

Mit so einer Maskerade wollen die an mich heran, haha; geben Sie mir eine Zigarette.

Der Polizist
(droht mit dem Gummiknüppel)

Ruhe!

Tonka

Lassen Sie den Beerenzucker stecken! Ich bin dem Zuzeln schon längst entwachsen. Stecken Sie mir lieber eine Zigarette in den Mund!

Der himmlische
(aufspringend)

Verrückt geworden? Das Rauchen ist in sämtlichen Räumlichkeiten des Jenseits strengstens verboten! Nur den heiligen Seelen im Himmel ist das Rauchen gestattet.

Der Präsident
(ruhig zu Tonka)

Seien Sie endlich still!

Tonka
(eingeschüchtert)

Tě pic! Jetzt habe ich alles verpatzt! Jetzt ist's Essig mit dem Himmel!

Der Präsident
(in den Akten des Natscheradetz blätternd)

Mungo Natscheradetz, was haben Sie zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?

Natscheradetz

Schemajisroel! Zu meiner Verteidigung? „Verteidigung" ist sehr gut! Hätte ich gewußt, daß ich hier eine Verteidigung brauch', so hätt' ich mir den Doktor Bendiener mitgenommen, soll ich so leben und gesund sein! Ich bitte Sie, Herr Himmelspräsident, lesen Sie sich da meine Parte durch, erscheint morgen im „Prager Tagblatt" und in der „Tribuna". (Er liest mit bewegter Stimme): „Tief betrübt geben wir Nachricht von dem Hinscheiden des hochverehrten Herrn Mungo Natscheradetz" — „des hochverehrten" — das bin ich, bitte! — „Seniorchef des bestrenommierten Café Melantrich, Prag I, Melantrichová 8, ..."

Tonka

Das alte Dreckbeisel.

Natscheradetz
(zu Tonka)

Ihnen gesagt, hineingelassen zu werden zu dürfen. (Weiterlesend:) „Melantrichová 8, von neun Uhr abends an Konzert einer Damenkapelle ..."

Tonka

Konzert! Auf einer zerbrochenen Mandoline haben sie gezupft, als ob sie Läuse knicken würden!

Natscheradetz
(zu Tonka)

Was Sie schon von Kammermusik verstehen! (Weiterlesend:) „Ein Mann von hochprima Charakter" — bitte, das steht da! —

Der Präsident
(nimmt das Papier und gibt es dem höllischen)

Schmeißen Sie das in die Hölle!

Der höllische
(nimmt die Todesanzeige und wirft sie ins Höllentor, aus dem es rot aufleuchtet)

Ein Stück Papier für besondere Zwecke.

Natscheradetz

Meine teuere Todesanzeige! Fünfhundert Katsché!

Der Präsident

Dafür haben Sie die Hölle umsonst!

(Die Höllenposten packen den zeternden Mungo Natscheradetz und jagen ihn mit Fußtritten in die Hölle, aus der wieder der rote Lichtschein hereinfällt)

Natscheradetz
(in der Hölle)

Ah, Mandelik und Sinaiberger und Roubitschek, Ihr seids auch schon da?!

Der Präsident
(liest)

Antonie Havlová!

Tonka

No endlich! Um was geht's?

Der Präsident
(zum Polizisten)

Die Akten!

(Der himmlische und der höllische Gerichtsschreiber, die beiden Doppelposten und der Polizist schleppen Akten herbei und legen sie auf den Tisch)

Der Präsident
(die Titel der Aktenstöße lesend)

„Geheimprostitution", „Schwere körperliche Beschädigung",

„Öffentliche Gewalttätigkeit“, „Ruhestörung“, „Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit“, „Verunreinigung öffentlicher Plätze“.

Tonka

No, ich dank' schön! Diese Schmierereien haben Sie hier auch?

Der Präsident
(lesend)

Antonie Havlová, Sie sind zweiunddreißigmal polizeilich und drei-, nein, viermal gerichtlich vorbestraft.

Tonka

Immer unschuldig, Herr kaiserlicher republikanischer Landesgerichtsrat, immer unschuldig, so wahr ich lebe!

Der höllische und der himmlische
(erschrocken)

Wer lebt?

Tonka

Ach, Sakra, ich bin ja tot, das hab' ich in der Aufregung ganz vergessen.

Der Präsident

Antonie Havlová ...

Tonka

No jo, so heiß' ich.

Der Präsident

Sie haben auch noch einen anderen Namen? Einen Spitznamen?

Tonka

Den hat doch jede von uns.

Der Präsident

Und wie nennt man Sie?

Tonka
(zögernd)

Mich — nennen Sie — die „Tonka Šibenice“.

Der Präsident

(schiebt die Akten fort)

Und wie kommen Sie zu diesem Namen?

Tonka

(ausbrechend)

Das geht Sie einen großen Schmarrn an! Das sind meine ureigensten Privatangelegenheiten. Das kommt in keinem Akt vor, und da hat sich keiner hineinzumischen! Das wäre ja noch schöner, daß jeder in meine privaten Sachen seine Nase hineinstecken könnte. Oho, da sind Sie kurz auf mich! Darüber gebe ich keine Auskunft, und wenn es Ihnen nicht paßt, so können Sie mich gleich dort durch dieses schwarze Pimperl in die Hölle schmeißen lassen und mir einheizen, daß mir das Terpentin aus den Augen rinnt. Aber sekkieren laß ich mich nicht. Da können Sie lange lauern! Kujonieren kann man mich nicht, das hat nicht einmal der Komissär Drašner fertiggebracht. Über meine Privatsachen rede ich nicht und wenn Sie mich auseinanderreißen! Und basta fidli!

Der Präsident

(sie fest ansehend)

Aber Sie haben ja auch bei Lebzeiten manchmal diese Geschichte erzählt.

Tonka

(ruhiger)

Das ist ganz etwas anderes! Wenn mir jemand beim „Halánek" fünf Gläschen Allasch gezahlt hat, so hab' ich ihm dafür die Geschichte zum Besten gegeben. Das war die Taxe. Aber zwingen lass' ich mich nicht!

Der Präsident

(lächelnd)

Allasch haben wir zwar nicht, aber ein Glas Äther können Sie bekommen. (Er gibt ein Zeichen, worauf sich aus den Wolken eine Flasche niedersenkt.)

Tonka

Schau, schau, die himmlischen Heerscharen gießen sich auch manchmal eins in die Trompete.

Der Präsident

Ich nicht.

Der himmlische

(entrüstet)

Ich gewiß nicht!

Der höllische

Jetzt bleibt's also auf mir kleben, wie immer! Jetzt sind wir die Alkoholiker!

Der Präsident

Geben Sie ihr ein Glas.

Tonka

Ach, wozu ein Stamprdel? Ich könnte es mit herunterschlucken. Glauben Sie mir, am besten trinkt sich's von der Quelle. (Sie trinkt aus der Flasche.)

Präsident, der höllische und der himmlische

(nacheinander)

Genug, genug, genug!

Tonka

(setzt ab und läßt die Flasche baumeln)

Dank' schön! Ganz gut schmeckt das! Ich habe das nie getrunken. Beim Halánek gibt's keinen Äther. Kriegt man das in der Hölle auch?

Der Präsident

Nein, nein; aber erzählen Sie jetzt!

Tonka

Also, hoher heiliger Gerichtshof! Das ist schon eine alte Weste, das ist schon gar nicht mehr wahr. Das war im Jahre achtzehnhundertzweiundneunzig, am zwölften August war das.

Der Präsident

Da sind es heute dreißig Jahre.

Tonka

(erstaunt)

Meiner Seel', auf den Tag dreißig Jahre. No und? (Mißtrauisch:) Hab' ich mich nicht auf Erden genug damit geärgert? Wollen Sie mir hier oben auch noch aus dieser Geschichte einen Vorwurf machen? Wollen Sie mir hier auch aus der Sache einen Strick drehen? Was wollen Sie denn von mir?

Der Präsident

Erzählen Sie nur ruhig.

Tonka

Also, ich war damals im Salon Koutský angestellt, ein sehr feines Lokal.

Der Präsident

Ja, das öffentliche Haus in der Plattnergasse, Ecke Saazergäßchen.

Tonka

Da schau her, Sie kennen das? Haben Sie vielleicht auch dort verkehrt?

(Alle lachen)

Der Präsident

(sich streng umsehend)

Ruhe!

Tonka

Sagen Sie auf Ehre und Gewissen, Herr Präsident, was war das für ein Geschäft, no, was für eins?

(Alle lachen)

Der Präsident

(verlegen hüstelnd)

Na ja, — hm, — ein ganz ...

Tonka

No, sehen Sie, es war ein sehr ein nobles Etablissement. Die

feinsten Gäste haben bei uns verkehrt. Das werden Sie mir doch bestätigen!

(Alle lachen)

Der Präsident

Ruhe! (Zu Tonka:) Erzählen Sie weiter!

Tonka

Also ich war damals bei Koutský in der Plattnergasse. Ich war die schönste von den Damen.

(Der himmlische hüstelt)

Tonka

Husten Sie nicht, daß Sie nicht ersticken! Wenn ich sage, ich war die schönste von den Damen, so können Sie mir das glauben. Heute bin ich ja ein alter Schlampen. Was hätte ich also davon, mich damit zu rühmen, nicht? Aber damals war ich die „blaue Tonka". Ich habe nämlich schöne blaue Augen gehabt und bin immer in einem blauen atlassenen Empirekleid herumgegangen, mit à jour-Strümpfen und Lackschuhen. Wenn ich in den Salon hinuntergekommen bin, haben immer schon fünf bis sechs feine Gäste auf mich gewartet, und um vier Uhr früh, bevor Feierabend gemacht worden ist, haben sie sich vor meinem Zimmer angestellt wie zur Polonaise, ganze Fronten, jawohl. So eine Štramanda war ich. Alle Damen, — Sie wissen, die Kolleginnen, — haben mich beneidet.

Der Präsident

Na, und was war am zwölften August achtzehnhundertzweiundneunzig?

Tonka

Ja, also am zwölften August sitzen wir, alle Damen, in der Küche beim Nachtmahl, da kommt der Detektiv-Inspektor Lederer mit einem Bachař vom Strafgericht, so einem Gefängniswärter, wissen Sie, und tuschelt mit der Frau Koutský. Wir haben gehört, wie die Alte sich aufregt, und der Lederer sagt, er hat genug davon,

von einem Puff ins andere zu laufen, und wenn die Koutský Schwierigkeiten macht, so wird ihr nächstens die Polizei auch Schwierigkeiten machen. Natürlich hat die Alte sich mit der Polizei nichts anfangen wollen, no und da kommt sie mit dem Lederer zu uns nach hinten und er fragt, ob eine von uns Damen nicht ins Strafgericht gehen möcht', zum Ferdinand Prokupek. Frau Koutský hat gesagt, sie gibt der Betreffenden noch zehn Gulden extra. Natürlich hat sich keine gemeldet.

Der Präsident

Es hat sich ja doch eine gemeldet.

Tonka

Nein, hoher heiliger Gerichtshof, es hat sich keine gemeldet. Ganz Prag hat ja gewußt, daß der Prokupek morgen gehängt wird, weil er drei Mädel erwürgt hat. Eine bei Brandeis, eine bei Krtsch und die restliche hat er ins Wäldchen bei Hodkovitschka gelockt. Alle drei hat er sie erwürgt und dann hat er die Leichen verstümmelt! Ein scheußlicher Kerl! Und so hat er auch auf dem Bild ausgesehen, das von ihm im „Pražský Ilustrovaný Kurýr" war, — ein alter Strolch mit zerfressenem Gesicht, das Kotzen ist einem angegangen, wenn man nur die Photographie angeschaut hat, pfui Teufel! (Sie nimmt die Flasche.) Sie gestatten schon! (Trinkt.) Der Lederer, der Detektivinspektor, hat eine Dame gebraucht, die zum Prokupek auf den Karlsplatz geht, weil der sich gewünscht hat, ein Mädchen bei sich zu haben, und wenn Einer hingerichtet wird, muß ihm sein letzter Wunsch nämlich erfüllt werden.

Der himmlische
(devot zum Präsidenten)

Herr Präsident wissen: das alte scortum scorto.

Tonka

Was ist los?

Der Präsident

Das ist aus dem Römischen Recht.

Tonka

Das muß eine schöne Schweinerei sein. Bei uns gilt das nicht. Es hat sich also keine gemeldet.

Der Präsident

Es hat sich doch eine gemeldet.

Tonka

Nein, hoher heiliger Gerichtshof, das muß ich doch besser wissen, es hat sich keine gemeldet. Nicht einmal die Ludmilla wollte gehen, „nicht einmal für tausend Gulden", hat sie gesagt. Und sie war doch die mieseste von uns. Das werden Sie ja noch wissen.

Der Präsident

Weiter, weiter!

Tonka

Weil also keine von den Damen zum Prokupek gehen wollte, so hat die Frau Koutský zur Olga Petříková gesagt, sie soll sich anziehen und mit dem Bachař ins Strafgericht gehen. Die Olga Petříková, müssen Sie wissen, war damals nur Bedienerin bei uns, dreiviertel Jahre vorher war sie noch Dame gewesen, aber dann ist sie krank geworden, und wie sie vom Janovský zurückgekommen ist, hat sie so alt und häßlich ausgesehen, daß man sie unmöglich in den Salon lassen konnte. So eingefallene fleckige Wangen hat sie gehabt und rote Augen, die Haare fielen ihr aus und immerfort war sie heiser. Furchtbar! (Sie trinkt.) Die Koutský wollte sie ja nicht mehr aufnehmen, aber weil sie so gebretscht hat, die Olga, daß sie sich umbringen wird, hat man sie auf dem Sofa im Doktorzimmer schlafen lassen und hat ihr das Essen gegeben. Dafür hat sie eben aufräumen müssen und hat nicht mehr Olga geheißen, sondern Frau Petříková. Weil nun keine von uns hat zum Prokupek gehen wollen, hätte die Olga mitgehen sollen. Da hat sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und hat aufgeschrien, aufgeschrien ohne Stimme. Lieber schmeißt sie sich in die Moldau, hat sie gesagt und hat gezittert wie Sulz ... Da fällt mir plötzlich ein, zu sagen: „Ich gehe zum Prokupek ..."

Der Präsident
(interessiert)

So, so?

Tonka

No, also, dann bin ich mit dem Gefängniswächter losgezogen bis unter den Karlsturm. Damals war ich zum erstenmal dort. Im Aufnahmsbüro waren ein paar Aufseher, die haben so blöd gemeckert: „Gute Unterhaltung wünschen wir Ihnen, Fräulein", und dann haben sie mich abgetätschelt, ob ich nicht ein Messer oder einen Strick für den Prokupek mitbringe, — sie haben Angst gehabt, daß ich ihnen die schöne Hinrichtung verderben könnte. Und ein junger Aufseher hat ganz traurig zu mir gesagt: „So ein hübsches Mädchen, schämen Sie sich nicht? ..." Er hat eben auch geglaubt, ich mache es wegen der paar Gulden, — ich hab' ihn aber nicht aufgeklärt, ich hab' mir gedacht, für mich und hinter mich, was ist mir in das, was er glaubt! No und dann haben sie mich in die Zelle von diesem Prokupek geführt. Sein Bild hab' ich schon aus dem Kurýr gekannt, das hab' ich Ihnen, glaub' ich, schon erzählt. Aber er war noch viel ähnlicher als auf der Photographie. Er hat eine so schmierige Zuchthauskluft angehabt und lauter Stoppeln und Wimmerln im Gesicht. (Sie macht einen langen Zug aus der Flasche.) Wie ich ihn gesehen hab', hab' ich mir gedacht, wenn ich nur schon wieder draußen wäre! Aber ich hab' mir nichts anmerken lassen; wenn ich schon einmal da bin, soll er sich auch mit mir freuen. Ich weiß, was ich meinem Beruf schuldig bin. Ich hab' ihm also gleich gesagt: „Ihr Bild habe ich schon im ‚Kurýr' gesehen, hat mir gleich gefallen, deshalb bin ich gekommen." Da hat er etwas ganz Ordinäres zu mir gesagt, ich soll ihn am ...

Der Präsident
(sie abwehrend unterbrechend)

... am Buckel steigen ...

Tonka

O nein, noch viel gemeiner, Sie verstehen schon, hoher Gerichtshof, ich brauch mich hoffentlich darüber nicht zu ver-

breitern, das wäre mir peinlich. Nach einer halben Stunde sagt er zu mir: „Jetzt kannst du gehen." Ich war sehr froh, ich hab' ja so eine Angst gehabt, er wird mich vielleicht auch erwürgen wie die drei Mädeln, aber wie ich ihm die Hand geben will, hat er mir plötzlich leidgetan. Ich hab' mir gedacht, morgen holt ihn der Wohlschläger ...

Der himmlische

(zum Präsidenten)

Hoc est nomen carnificis pragensis.

Tonka

O nein, nicht deshalb, da irren Sie sich sehr. Dafür habe ich ganz andere Gäste gehabt. Die waren ein bisserl fescher und tausendmal besser gestellt! Aber er hat mir wirklich leid getan und da hab' ich zu ihm gesagt: „Ich möcht' gern noch ein bißchen bleiben." Da hat er wieder so etwas gebrummt wie vorher, Sie wissen schon ...

Der Präsident

Ja, ja, Sie brauchen es nicht zu wiederholen.

Tonka

Nein, nein, ich sage es ja nicht, ich erwähne nur, daß er wieder so etwas Unfeines gesprochen hat. Aber es hat ihn doch sehr gefreut, das hab' ich schon gemerkt. No, und um zwei Uhr nachts bin ich dann nach Hause gerannt und bin gleich auf mein Zimmer gegangen und wollte mich schlafen legen. Da sehe ich, daß mir meine Kolleginnen, die Damen, diese Schweine, einen Galgen aus Pappendeckel auf den Nachttisch gestellt haben. Mit so etwas macht man doch keine Witze, hoher Gerichtshof, nicht wahr? Ich habe das zerissen und mich schlafen gelegt. Wie ich am Nachmittag zum Frühstück hinunterkomme, haben schon alle die Hinrichtung in der Zeitung gelesen und haben mich gefrozzelt: „Die ist stolz geworden, weil ihr Schamster erhöht worden ist!", „Im letzten Augenblick hättest du bei ihm bleiben sollen, wenn einer hochgezogen wird, so ...", „Du, das ist ein schüchterner Mensch gewesen, der Prokupek, er hat sich ziehen

lassen", „Du wirst, hör' ich, ins Seilergäßchen übersiedeln, aus Pietät", „Mach dir nichts draus, nicht jeder kann in der Luft reiten", „Schlepp' uns nur keinen kleinen Prokupek ins Haus, sonst erwürgt er uns noch alle ..." — je mehr ich mich geärgert habe, desto mehr haben mich die Ludern gefrozzelt. Wütend bin ich auf mein Zimmer gelaufen. Wie ich abends in den Salon hinunterkomme in meinem blauen Empire, was mir so gut gepaßt hat, Sie erinnern sich doch noch ...?

Der Präsident

Ja, ja.

Tonka

... haben die Dreckschleudern wieder zu frozzeln angefangen. „Tonka Šibenice!" und so. Und denken Sie, diese Gemeinheit! Den Gästen haben sie's auch erzählt. Das ist doch unlauterer Wettbewerb! Meine Freier haben mich nicht einmal angeschaut. (Weinend:) Um ein Uhr ist der blonde Mirko gekommen, der war schon dreiviertel Jahre mein Geliebter, ich hab' den Lausbuben, den elenden, so schrecklich gern gehabt, nie mehr werde ich einen so gern haben, — ein feiner Junge, er war immer so nobel angezogen, Sie werden sich ja noch an ihn erinnern, Herr Gerichtshof, er ist immer am Mitteltisch gesessen, mit gelben Handschuhen und einer gelben Seidenkrawatte, ein sehr vornehmer Mensch! — Also, ich will mich zu ihm setzen, da schreit er durchs ganze Lokal, daß es alle hören: „Bevor der Wohlschläger zu mir kommt, laß' ich dich schon rufen!" (In Schluchzen ausbrechend:) Und dann ist er mit der polnischen Wanda aufs Zimmer gegangen. Das hätte er mir nicht antun sollen, das nicht, das nicht!

Der Präsident

Beruhigen Sie sich, Tonka, erzählen Sie nur weiter.

Tonka

Am nächsten Tag bin ich aus der Plattnergasse weggelaufen. Am Klarov haben sie mich aufgenommen, bei der „Blauen Nudel".

Der Präsident

Blaue Nudel?

Tonka

Das werden Sie nicht kennen, das ist ein ganz kleines Puff gegenüber vom Blindeninstitut.

Der höllische

Aber ich kenne es.

Tonka

Ja, Sie werden es kennen. Ach Gott, das war mit Koutský gar nicht zu vergleichen! Da hab' ich kein blaues Empire gehabt, keine à-jour-Strümpfe und keine Lackschuhe. Und was mir am meisten gefehlt hat — wissen Sie, was mir am meisten gefehlt hat?

Der Präsident

Na, was denn?

Tonka

Das Grammophon. Sie erinnern sich doch noch an das große Grammophon bei Koutský?

Der Präsident

Ja, ja.

Tonka

Da hab' ich so gerne getanzt, wenn es gespielt hat:

Du bist meine Racajda,
Racajdička, racajda ...

(Alle singen mit den gleichen Bewegungen, während die Wolken zu schaukeln beginnen)

Du bist meine Racajda,
Raca ...

Der Präsident
(sich besinnend)

Pst! Ruhe! (Alle sind still, der Präsident sieht die Beisitzer und Wachtposten strafend an.) Skandal! (Zu Tonka:) Weiter!

Tonka
(fängt wieder zu singen an)
Racajdička, racajda ...

Der Präsident

Ruhe! Sind Sie verrückt geworden?

Tonka

Aber Sie haben doch gesagt: „Weiter."

Der Präsident

Weiter erzählen sollen Sie!

Tonka

Ach so! Ja, also das Grammophon hat mir, wie gesagt, sehr gefehlt. Nein, Koutský und „Blaue Nudel", das war wie Tag und Nacht, hoher Gerichtshof. Den Unterschied sollen Sie Orgel spielen können! Ich war aber nur drei Nächte da; in der dritten Nacht ist ein Gast gekommen, der mich von Koutský her gekannt hat, und der Kren hat die ganze Geschichte gleich ausgequatscht. Die Damen haben sowieso einen Rotzneid auf mich gehabt, weil ich eine Neue war und den schönsten Körper gehabt hab', gleich hat's wieder geheißen: „Tonka Šibenice!" Das war ein richtiges Fressen für die: „Tonka Šibenice"! Unter solchen Umständen ist es schwer, in einem Lokal zu arbeiten, das müssen Sie ja einsehen! Da bin ich wieder von der „Blauen Nudel" weg und auf die Straße gegangen. Ja, ja, was ist mir denn anderes übriggeblieben als der Strich? ! Dreißig Jahre lang bin ich so gegangen. Keine Müdigkeit vorschützen! Und ich habe auch Gott sei Dank jeden Abend wenigstens einen Freier gefunden.

Der himmlische
(ironisch)

Nulla dies sine linea.

Tonka

Was heißt das schon wieder?

Der Präsident

Das heißt: Kein Tag ohne Strich.

Tonka

Aber wirklich! Zuerst bin ich auf der Walstatt gegangen, dann bin ich in der Zeltnergasse bis zum Pulverturm gegangen, zehn Jahre lang. No, und dann war ich Ecke Graben- und Wenzelsplatz. Vor ein paar Wochen hat mir mein Pasák so einen Pelzmantel versprochen, (Geste!), damit ich auch in der Ferdinandstraße und in den nobeln Kaffeehäusern verkehren kann. (Gerührt:) Aber das hab' ich nicht mehr erlebt. Ist denn das ein Wunder! Die Straße ist das Furchtbarste was es gibt. Was man von der Polizei ausstehen muß und von der Quartierfrau! Jeden Tag schikaniert sie einen mit etwas anderem und jeden Tag schraubt sie den Zins in die Höhe. Und alles muß man sich gefallen lassen, alles allein besorgen, bei Tag, wo man doch schlafen soll. Und wenn man was einkaufen geht, einen Hut oder eine Bluse, oder pikante Wäsche — man kann doch nicht in Flanell herumlaufen! — dann begaunern einen die Verkäufer. Jeder glaubt, unsereiner muß gewurzt werden. Und woher kommt das? Unser ganzer schlechter Ruf?

Der Präsident

Na, woher glauben Sie?

Tonka

Das kann ich Ihnen genau sagen! Das kommt nur von den Fräuleins auf der Promenade, von diesen Flitscherln. Das sind solche Rotznasen, die nichts gelernt haben und nichts können, und die glauben, wenn sie einmal auf den Flam gehen, dann sind sie schon Huren. Ein Dreck sind sie! Und sehen Sie, die halten sich nicht sauber, gehen zu keiner Kontrolle, und von ihnen kommen dann die ganzen Krankheiten. Aber diese Flundern haben gerade die meisten Kundschaften. Und wir müssen stundenlang strichen, bis wir einen Freier erwischen. In der Nässe, in der Kälte — nein, es ist schrecklich, auf den Strich gehen zu müssen. Das ist nicht wie im Salon, wo sie einem alles besorgt haben, und wo man von vorne und hinten bedient worden ist. Ach, das Puff ist das

Schönste was es gibt! (Sie seufzt:) Na, das ist gewesen! Wenigstens hat mich am Strich niemand gekannt, und das mit der „Tonka Šibenice“ hat aufgehört.

Der Präsident
(in den Akten stöbernd)

Für immer aufgehört?

Tonka

Nein, nicht für immer. Die Menschen sind doch so schlecht! (Sie trinkt.) Einmal sitzen wir bei der Stará Paní, wo man frühmorgens die beste Kuttelflecksuppe bekommen hat — der Löffel ist direkt darin gestanden, so dick war sie. Ich war mit einem besoffenen Balík da, mit dem ich mich schon den ganzen Abend herumgeschleppt habe, und den ich noch kriegen wollte. Ein paar Flundern waren auch noch da, die noch nichts gefunden hatten, und bei denen am Tisch war die Stotterbetka, die mich noch von der „Blauen Nudel“ gekannt hat. Das Aas hat ganz genau gewußt, daß ich schon stundenlang mit dem Wurzen herumgetschundert bin und macht trotzdem verliebte Augen auf ihn und fängt an mit ihm zu sprechen. No, ich laß mich doch nicht aus einem Geschäft herausschieben! Ich hab' sie aufs Klosett hinausgerufen und hab' ihr gesagt: „Das kannst du doch nicht machen.“ Da sagte sie: „Geh' in den Hain, der Erdäpfelbauer interessiert mich ja gar nicht.“ Kaum haben wir uns wieder ins Lokal gesetzt, hat das Theater wieder angefangen. Nun wollte der Kren wirklich mit ihr anbandeln, da hab' ich ihr aber meine Meinung gesagt: „Wenn die Komödie nicht bald aufhört, du Kanal du, so hau' ich dir den Sessel ums Maul, daß dir die Zähne in Doppelreihen aus dem Hintern marschieren, du Drecksau!“ Kaum hab' ich das gesagt, denken Sie sich, ist die Person schon ordinär geworden! „Geh' doch zu deinen Kundschaften ins Strafgericht, geh' doch zu deinen Mördern!“ Und wie nun die anderen gefragt haben, was denn das heißen soll, wieso sie das sagen kann, da brüllt dieses schlampige Mistviech: „Das ist ja die Tonka Šibenice, wenn einer gehängt wird, so wird sie von der Polizei zu ihm geführt, damit er noch eine Freude hat.“ Alle haben gelacht, aber mir ist ganz schwarz vor den Augen geworden, so eine Wut

hab' ich gekriegt. Ich bin aufgesprungen und hab' sie vier- oder fünfmal (aufgeregt auf den Tisch trommelnd, daß die Akten auf die Erde fallen) auf ihre Kokosnuß geschlagen, daß ihr gleich die Marmelade aus der Nase herausgekommen ist. Dann habe ich sie unter die Beine genommen und so hingehaut, daß die Rettungsstation sie hat abholen müssen. Das können Sie ja (auf die Erde zeigend, wo die Akten liegen) ganz leicht in den Akten finden. Seit der Zeit macht die Stotterbetka, dieses Hajzl, einen großen Bogen, wenn sie mich sieht. Aber die Sache hat sich gleich herumgesprochen. Zuletzt war's mir auch schon ganz fuk, und wenn mir einer beim Halánek fünf Stamprdelky Allasch zahlt — das ist die Taxe, wissen Sie, — so kann er die ganze Geschichte von mir erzählt kriegen, wie ich beim Prokupek in der Zelle war mit allen Einzelheiten. (Vertraulich:) Auch wie er mich . . .

Der Präsident
(sie unterbrechend)

Antonie Havlová, wollen Sie mir noch eine Frage beantworten?

Tonka

Aber, warum nicht? Meinetwegen zehn. Sie sind ein so freundlicher, gemütlicher, alter Paprika! Fragen Sie nur ruhig, was Sie interessiert!

Der Präsident

Antonie Havlová, warum sind Sie denn damals zu dem Mörder Ferdinand Prokupek gegangen?

Tonka
(nachdenkend)

Das weiß ich eigentlich selber nicht.

Der Präsident
(erhebt sich und läutet)

(Es wird dunkel, nur ein transparenter Schlüssel leuchtet. Orgelklang und Glockengetön)

III.

IM PARADIES

(Da es hell wird, sind die Eingänge mit den Schilderhäuschen sowie die Teufel verschwunden, man sieht im Hintergrund einige runde Tische mit typischem Bordellinventar, Dirnen und Gäste. Wolken schweben darüber)

Tonka

(verjüngt, im blauen Empirekleid, mit großen gefiederten Flügeln, klatscht in die Hände)

Ach fein, da bin ich ja wieder bei der Frau Koutský.

Die Gäste

Ah, die blaue Tonka!

Frau Koutský

(dekolletiert, sehr geschminkt)

Willst du eine Zigarette?

Tonka

(sich eine anzündend)

Ach, ist das schön hier!

Der blonde Mirko

(am Mitteltisch, knallgelbe Handschuhe, knallgelbe Krawatte)

Na, mein Goldmädel, bist du wieder da?

Tonka

Der blonde Mirko! Ich bin so glücklich!

Der himmlische

(zum Präsidenten)

Da haben Herr Präsident Ihrem Grundsatz wieder Ehre gemacht: jedem Menschen sein eigenes Himmelreich! Den Geschmack dieser Person haben Herr Präsident jedenfalls tadellos getroffen.

Der Präsident
(freudig)

Sie glauben?

Der himmlische

Na, selbstverständlich! Herr Präsident sind geradezu — unfehlbar.

Der Präsident
(zu Tonka)

Bist du wirklich glücklich?

Tonka

So glücklich!

Der Präsident

Hast du noch einen Wunsch, Tonka?

Tonka

Ja. Ich möcht' so gern das Grammophon wieder hören.

Der Präsident
(gibt ein Zeichen, das Grammophon beginnt das Lied „Racajda“ zu spielen)

Tonka
(die Zigarette im Mund, lauscht verzückt, dann packt sie den blonden Mirko und tanzt mit ihm einen Schlapák).

ERSTE UND LETZTE AUSFAHRT DER FLOTTE

Aus ist's mit dem Leben an der Boje, aus mit dem Hafenleben, addio, ihr Polesanerinnen! An Bord wimmeln weit über tausend Matrosen, sie haben Schwimmwesten (unaufgeblasen) um den Leib geschnallt, arbeiten bei den Signalen, Geschützen, Kesseln und Maschinen, der eine oder der andere schreibt noch Feldpostkarten. Boote stoßen ab mit Dienststücken, Akten, Post und auch mit Privatgepäck, um das es schade wäre, wenn der Dampfer unterginge, Wäsche ist teuer, und Paradeblusen sind heute nicht zu bezahlen; ein Freund vom Hulk oder das Hafenadmiralat nehmen die Habe in Verwahrung bis zu dem Tage, da man zurückkommt, oder bis zu dem Tage, da man sie den Hinterbliebenen in die Heimat schicken kann — je nachdem.

Die beiden Rauchfänge stoßen Qualm aus, und die Brise fegt die Schwaden inklusive Rußkörnern über Deck; den Offizieren und der Mannschaft tut das nichts, aber die Seefähnriche reiben sich die schwarzen Punkte aus den Milchgesichtern und schnellen die „Heizerflöhe" von den dottergelben oder weißen Blusen.

Schon ist seeklar gemacht, das Fallreep gehißt, die Boote eingesetzt, die Backspieren eingelegt, die Maschinenprobe beendigt, der Steckkontakt aus der Telephonboje genommen, das Telephonkabel eingerollt, die Kette ausgeschäkelt. Nur noch an einer Pferdeleine, die durch den Bojring geht und deren beide Enden an Bord sind, hängt der Riese.

Der Hornist bläst „Ankerstationen", alle Mann auf die ihnen bestimmten Plätze. „Los von der Boje!" Der Doppelpart wird losgeworfen. Boje 31, die uns lange genug Festland und Heimat

war, schaukelt frei. Noch einmal schmiegt sie sich fest an den Schiffskörper, als wollte sie mit mütterlichem Kuß Abschied nehmen. Wir schreiben den 8. Juli 1918, es ist fünf Uhr p. m.

Von der Signalleine wird der Ypsilontop eingeholt. Am Achterdeck des „Viribus unitis", auf dem man einst den ersten Toten des Weltkrieges aus Sarajewo brachte, an der Stelle, wo unter dem Sonnensegel das Zelt des erschossenen Franz Ferdinand und seiner erschossenen Frau stand, ist das Postenquantum angetreten. Der Trompeter auf dem „Zriny" schmettert „Habt acht!" und unserer erwidert „Links habt acht!", drüben salutieren die Offiziere, hüben wir. Einer unserer Seekadetten winkt einem vom „Zriny" zu, gestern abend waren sie mit zwei Signorinen in der Taubengrotte, es war sehr schön, der eine fährt heute ins Gebiet der Tauchboote, Seeminen und Schiffsgeschütze, der andere bleibt zu Haus. Addio, ihr Polesanerinnen! Die Mannschaft stramm, Hand an der Hosennaht, dann wieder „Ruht", kaum zwei, drei Minuten, schon bläst der nächste Kreuzer den Salut, hierauf der nächste, und wieder der nächste, überall stehen die Nachbarn vor den Türen und grüßen uns Auswanderer ins Ungewisse. Es ist die erste Ausfahrt der Dreadnoughtflotte. Wir passieren die Barrikadensperre, die Mitrailleusenbatterie, zur Tauchbootabwehr dienend, wird bemannt. Der Wellenbrecher bleibt hinter uns, wir sind auf offener See, die Heimat ist weit, um Jahre entfernter, um ein Menschenleben entfernter vielleicht als eine Viertelstunde vorher, leb' wohl Mutter, leb' wohl Frau, lebt wohl Kinder, niemand denkt mehr an Polesanerinnen und Taubengrotte, wir haben den Hafen verlassen. Der Flottenkommandant Konteradmiral v. Horthy geht auf die Signalbrücke, nicht ohne vorher den Journalisten, der an Bord ist, zur Begleitung aufgefordert zu haben: „Das wird Sie sicher interessieren, Sie können da einen Vergleich machen zwischen der Kommandobrücke einst und jetzt, zwischen Tegetthoff und mir ..."

Gesichert marschieren wir durch die See, ein Torpedozerstörer fährt uns voran, je drei Torpedoboote sichern die Flanken. Wir, das Admiralschiff, bilden die Tête, im Kielwasser folgt uns der „Prinz Eugen" auf vierhundert Schritt, die beiden anderen Dreadnoughts „Szent Istvan" und „Tegetthoff" kommen im zwei-

ten Stapel nach. Innerhalb der Schutznetzbarrikaden der Reede von Fasana gehen wir um sechs Uhr abends vor Boje. Meldung: „Bei Bank Pericolosa feindliches Tauchboot gesichtet. Minensucher nehmen die Verfolgung auf.“ Um zehn Uhr nachts laufen wir wieder aus, Kurs Süd, fünfzehn Meilen die Stunde. Auf Höhe von Veruda zweites Radiogramm: „Feindliches U-Boot in Fühlung mit Kreuzungsdampfer ‚Arsa‘.“ Mittels Megaphon wird eines der Begleitschiffe, Torpedoboot 75, auf Preidistanz gerufen, den fünf Sicherungsfahrzeugen das Telegramm weitergeleitet mit der Weisung, bei Begegnung mit „Arsa“ von dieser keine Erkennungszeichen abzuverlangen. In den Räumen der Operationskanzlei sitzt der Flaggenstab, Konteradmiral Horthy hat die Kommandobrücke schon verlassen. Um 3/46 Uhr morgens werfen wir Anker in der Bocche di Tajer, südöstliche Ausbuchtung der Insel Grosso, südlich von Zara, verbringen dort den Sonntag. Von der Signalstation Sale aus werden Chiffrentelegramme an Bord gegeben.

Mittags wird das Badesegel ausgebracht, Matrosen springen von der Nok des Backspiers oder von der Plattform kopfüber ins Meer oder kraxeln die Jakobsleitern und Hanger hinunter, im Nu sieht das Wasser wie ein übervölkerter Exerzierplatz aus. Jeder schwimmt anders, jeder kann andere Künste, jeder ist anders tätowiert, jeder — je nach der Form seines Trikots — anders abgebrannt, verschiedenartig sind die Schwimmhosen, der eine hat einen Fußlappen umgebunden, der andere abgeschnittene Unterhosen, dem dritten tat es leid, diese zu zerschneiden oder auch nur die Bandeln abzutrennen. Übrigens scheint es, als ob alle lange weiße Hosen anhätten, denn da sie stets mit nacktem Oberkörper in der Sonne arbeiten, sind sie bis zur Taille kastanienbraun, unten aber weiß wie Großstädter. Im Badesegel spielt sich eine tolle Wasserpantomime ab.

Nachts hocken die Leute beisammen, singen oder spielen Karten. Manche lesen Bücher aus der Schiffsbibliothek. Von der Kommandobrücke aufs Deck schauend, kann man sich die Landkarte Österreich-Ungarns imaginieren, denn die Matrosen sitzen sozusagen in Ländergruppen beieinander. Als die Marine noch eine reine Schiffahrtsangelegenheit war, als man Schwimmer, Segler, Steuerleute brauchte, bildeten Istrien und Dalmatien gewissermaßen

den Ergänzungsbezirk der Flotte, sogar das Heizerpersonal setzte sich aus italienischen Istrianern und kroatischen Dalmatinern von den Handelsschiffen zusammen, und es ist noch nicht lange her, daß die offizielle Marinesprache Österreich-Ungarns italienisch war. Aber seither ist der Dienst immer mehr und mehr zu einer technischen Angelegenheit geworden, und die Massen von Monteuren, Elektrotechnikern, Maschinenmeistern, Installateuren, Gießern, Metalldrehern und anderen Spezialarbeitern mußte man aus allen Binnenländern holen. Deutsch wurde nun Vermittlungs-, Verständigungs- und Kommandosprache, und nur der alte Steuermeister redet noch im Kauderwelsch von Anno Dallerup, ein Sammelsurium von Triestiner Dialekt, dalmatinischem Fischeridiom, slowenischen Brocken und deutschen Fachausdrücken.

Sonntäglich ist es im Innern des Panzerschiffs, das auf dem Kriegspfad, sogar die Gefechtstürme sind menschenleer. Aber hier hat eine ingeniöse Technik so gigantische Instrumente des Massenmordes geschaffen, daß man — wenn auch jetzt alles unbelebt ist — erschüttert und an der Zeit verzweifelnd die gräßlichen Wunder sieht. Aufs Flaggentuch des Dreadnought gehört das Wort von der Notwendigkeit der Schiffahrt und der Unnotwendigkeit des Lebens. Die Bremer Kaufleute, die den Spruch lateinisch auf ihres Zunfthauses Giebel schrieben, verstanden ihn anders, doch für den Dreadnought, den tausendmal fürchterlicheren Klaus Störtebekker von heute, der durch Panzer und Gesetz geschützt, den Schrecken der Meere bildet, gelten die Worte erbarmungslos zeitgemäß, denn er belebt sich, wenn er fährt, also ist ihm die Schiffahrt notwendig, und er tötet das Leben der anderen, denn es ist ihm überflüssig.

Wie gut gewappnet gegen den eigenen Tod und für den der anderen! Vier glatte Rundtürme ragen grau von der schwimmenden Feste. Nicht einmal besonders hoch, vom Krähennest schaut man frei über sie hinweg, selbst die Kamine sind höher. Aber man kann ernsthaft sagen, daß diese Türme im Innern höher sind als außen, gehen sie doch tief in den Rumpf des Schiffes, sieben Stockwerke. Ganz unten, schon nahe am Schiffsboden, steht der Pivot, auf dem der drehbare Bau zentriert ist, darüber das Geschoß der Geschosse, von der nächsthöheren Kammer werden die

Patronen emporgewunden, es folgen Nebenaufzugsraum, Hauptaufzugsraum und Umladestation, und aus den Mansardenfenstern des Giebels lugen drei Zyklopen über Land und Meer: 30,5 cm-Geschütze. Die Kanonenrohre, vierzehn Meter lang, jedes dreiundfünfzigtausend Kilogramm schwer, starren parallel aus der Panzerung und sehen einander ähnlich wie Drillinge. Von der Kommandobrücke lassen sie sich einzeln und gemeinsam lenken, dort wird gezielt, Distanz und Seitenverschiebung hierher telegraphiert, auf einer Tafel tauchen die Ziffern auf, und der Geschützvormeister hat bloß mechanisch zu visieren und elektrisch abzudrücken. Sechsundzwanzig Sekunden braucht es von Schuß zu Schuß, aus jedem Turm können in der Minute sechs Geschosse abgefeuert werden, jedes von 450 Kilo Gewicht.

Binnen einer Minute vermag man das sechsstöckige Gebäude um 270 Grad zu drehen, bei kleinster Geschwindigkeit rotiert es ebensolange um seine Achse wie die Erde um die ihre: vierundzwanzig Stunden.

Nicht nur von oben speit der Panzerpirat Verderben, Seitengewehre stecken in seinem Gürtel, ein Dutzend 15 cm-Kanonen, sechs Reduiten steuerbord, sechs backbord. Auf Deck ist leichte Artillerie aufgefahren: Schnellfeuer-, Landungs-, Ballongeschütze, alle 7 cm-kalibrig (L/50, Skoda), und Maschinengewehre. Aus den vierzehn Munitionskammern führen in jeden Turm fünf Munitionsfahrstühle. In den Lancierraum geht es treppab, die Torpedos, braune Riesenzigarren, sind auf Ständern ausgebreitet, eine steckt sogar schon in der zugehörigen Zigarrenspitze, die marinetechnisch Lancierrohr heißt. Sechs und ein viertel Meter lang und dreiundfünfzig Zentimeter breit ist jede und ein gar schweres Kraut, sechshundert Kilogramm; neunzig Kilogramm Schießbaumwolle sind unter dem stählernen Deckblatt. Hermetisch abgeschlossen, wie ein Caisson drei Meter unter Wasser eben sein muß, wird hier weder gezielt noch abgedrückt. Hoch oben und fern steht der Offizier auf dem Kommandoturm, elektrisch lenkt er das Rohr, und elektrisch feuert er. Vorher wurde hier unten der Mündungsdeckel, die „Schleuße“, abgenommen, die See drang ins Lancierrohr, und das Torpedo im Rohr ist vom Wasser umgeben. Auf einen Knopfdruck strömt komprimierte Luft ein und stößt das

Geschoß ins Meer. Die Innenröhre des Lancierapparates geht als Schutzhülle mit hinaus, um es vor einer Ablenkung durch den Wasserdruck der Schiffsseiten zu bewahren. Erst wenn das Torpedo bis zum Schwanzstück, dem Steuerkreuz, außerhalb der Bordwand ist, kann es sich — ein selbständiges Schiff, ein U-Boot ohne Bemannung — mit eigener Steuerkraft und eigener Maschine drei Meter unter dem Meeresspiegel in einer Geschwindigkeit von 34 Meilen gegen das oft sechstausend Meter entfernte Ziel bewegen. Trifft es das feindliche Schiff (unterhalb Panzerung), schnappt die Greifnase auf den Zünder, wodurch die Sprengladung explodiert. Die Innenröhre ist aber, nachdem sie das Torpedo vor die Tür begleitet hat, wieder heimgekehrt, das Haustor schließt sich, und der nächste braune Gast fährt elektrisch vor... Vier Lancierer haben wir mit, je einen auf den Breitseiten, einen am Bug und einen am Heck. In jeden Torpedoraum führen Kupferrohre von den Luftkompressoren, Torpedos und Lancierreservoirs (150 Atmosphären) zu füllen, zum und vom Kommandoturm, von einem Lancierraum zum anderen, zu den Pumpen und Hilfsmaschinen und in die Artilleriewerkstätte sind Sprachrohre und lautsprechende Telephone geleitet.

Er kann Schrecken genug verbreiten, der Dreadnought, kann hundertfachen Tod bringen und mit allen seinen Mannen selbst hundertfachen Tod erleiden. Aber das ficht ihn nicht an und seine Gegner nicht: Navigare necesse est, vivere non necesse est!

Abends um neun Uhr liefen wir von Tajer aus, um halb acht Uhr morgens ankern wir bei Slano im Kanal von Calomotta, etwas nördlich von Ragusa. Im Mittelpunkt eines beinahe kreisrunden Teiches liegen wir. Auf dem Ufer ringsum: Gestrüpp, Blöcke, Pinien, Olivenbäume, ein Kirchlein mit Kegelturm, Steinhäuschen ohne Mörtelverputz, so daß sich vom Grau des felsigen Hintergrundes nur die Ziegelröte der Dächer abhebt, und auch sie nur verschwommen, denn der Rauch der Flotte fährt wie ein Wischer über das hellgrün-hellgraue Bild. Die Torpedobootzerstörer „Tatra“, „Balaton“, „Orjen“ und „Uszok“, die Torpedoboote 82, 86, 89, 91 und 95 sind a lai vertäut, um Kohle von uns zu nehmen. Sie haben Doppellancierer, deren Torpedos zum Unterschied von den Unterwasserapparaten nicht mit Preßluft, sondern mit Pul-

verladung abgefeuert werden. Offiziere kommen an Bord und erhalten Dispositionen, heute Nacht soll's losgehen.

Das weiß jeder. Operationstische und Tragbahren werden hergerichtet, Instrumente und Verbandzeug verteilt, Munition, Stahlhelme und Gasmasken bereitgestellt, Rettungsboote, Rettungsflöße, Rettungsgürtel und Rettungswesten geklart, Weisungen ausgegeben. Alle sind erregt, aber anders ist es als vor einem Sturm bei der Infanterie. Auf den Schiffen ist der Fatalismus größer, die Lüge vom „Heldentum" auffälliger, der einzelne kann gar nichts machen, es gibt keine Flucht, es gibt überhaupt keinen Einzelnen, es gibt nur einen Schiffskörper, viribus unitis. Die Mannschaft schlägt wieder (zum Baden ist es zu kalt) die Spielkarten aufs Deck, Offiziere inspizieren und visitieren, und nur die kleinen Seekadetten bitten Gott und Italien um feindliche Gegenwirkung, sonst kriegten sie ja das Truppenkreuz nicht.

Im Saal des Admiralstabes herrscht große Nervosität, deren Ursachen wir um sieben Uhr abends vom Admiralstabschef erfahren: „Leider muß ich den Herren eine betrübliche Mitteilung machen. Unsere Aktion ist nämlich leider Gottes verraten. Die feindliche Bewachungslinie in der Otrantostraße, die wir behupfen wollten, hat sich nach Süden zurückgezogen bis Santa Maria di Laika und noch weiter. So würde uns zumindest der Rückweg abgeschnitten. Auch fahren die Transportschiffe aus Brindisi, Valona, Tarent heute infolge des Avisos nicht aus. Aus Korfu kommen uns die italienischen Dreadnoughts entgegen, aus dem Golf von Tarent französische und italienische Motorboote. Wir haben es aber auf eine Überraschung abgesehen gehabt, also müssen wir zurück, alles war umsonst, die erste Ausfahrt der österreichischen Kriegsflotte ist gescheitert." Admiral Horthy, der wie immer seinen Abendspaziergang auf dem Achterdeck macht, hat eine traurige Miene angelegt, wirklich traurig sind die Seekadetten, und einer witzelt elegisch: „Die Argonauten zogen von Pola aus, um das Goldene Vließ zu erlangen — wir bringen nicht einmal das Karl-Truppenkreuz heim." Um 3/4 10 Uhr abends lichten wir Anker und fahren polawärts.

Denen im Kesselhaus ist es gleich, ob es zum Gefecht kommt oder nicht. Sie haben es unvergleichlich schwerer, als ihre Kollegen

auf den Passagierdampfern, sie stehen unter militärischem Zwang und fürchterlich eng ist ihre Arbeitsstätte. Für das Leben ist wenig Platz auf dem Schlachtschiff, man braucht allen Raum für den Tod des Feindes: für Geschütze und Torpedos. Nur ein Dutzend Kessel hat der „Viribus“, die müssen den Koloß von 20000 Tonnen vorwärtstreiben, zwanzig Meilen in der Stunde, und acht Turbinen und viele Hilfsmaschinen mit einer Wellenstärke von 25000 Pferdekräften in Betrieb erhalten. Heizgase umspülen elfhundert Mannesmannrohre, bis deren Wasserinhalt, selbst zu Gas verflüchtigt, zur Hauptmaschine strömt. Aus achtzehn Kohlenmagazinen fressen die zwölf Ungeheuer, verschlingen stündlich drei Tonnen Kohle. Freilich, Vorrat ist genug da, bei einer Geschwindigkeit von zehn Meilen würde das Kohlenmagazin auf 3860 Meilen reichen, also für eine Fahrt unseres Dreadnoughts bis in die Mitte des Indischen Ozeans.

In Siedehitze ficht hier unten je ein Heizer gegen ein Feuerloch. Der Oberheizer kommandiert, und schon hat der Ofen seinem Gegner einen feurigen Hieb über das verrußte Gesicht geschmiert, aber im gleichen Augenblick ist die Riposte gestochen, mit der beladenen Schaufel in den Leib. Der Sekundantenspeer fährt dazwischen, das Ofentor, und trennt die Gegner für vier Sekunden voneinander. So geht es tagaus, tagein, Hieb und Stich, Hieb und Stich, ein fauchendes Assaut von Mensch und Ungetüm in einer Höllenglut, die kein Luftschacht und kein Ventilator und keine Nacktheit und kein Trunk Tee und keine Augenbrille erträglich machen. Die Aschenejektoren, die Lava und Schlacke dieses Vulkans verschlucken und angeekelt in die See speien, lassen keinen Hauch von der Kühle des Meeres, die Schlote von achtzehn Quadratmetern Flächenbreite kein Stückchen Himmel herein in das Chaos von Heißluft, Rußflocken, Wallung, Sud, Dampf, Flammensträhnen, Kohlenstaub, Zittern, Dröhnen, Stürzen, Prasseln und Finsternis, in die Welt schwarzer verzerrter Gestalten mit weißen Augen, gefletschten Zähnen und feucht im heißen Winde flatternden Haarsträhnen. Welch ein Kontrast zwischen diesen ausgemergelten Sklaven und den freien Burschen, die oben in Licht, Sonne und See baden, hoch hinaufklettern dürfen auf den Rahen bis in den Äther, welch ein Kontrast zwischen diesen

ausgedörrten Menschenautomaten, und — — „fast die ganze Mannschaft meldet sich zum Heizerdienst,“ sagt der Maschinenoffizier, „natürlich, keiner will exerzieren!“

Um vier Uhr morgens kommt die Meldung, daß der „Szent Istvan“, der jetzt vor uns fährt, lanciert worden ist; bei der Torpedierung ist eine fünfzig Meter hohe Wassersäule emporgeschossen.

Die ganze Reeling und alle Aussichtspunkte werden mit Offizieren und Mannschaft besetzt, die nach Unterseebooten auslugen, die Begleitschiffe schließen sich wie ein Panzer um den „Viribus“, damit es ihm nicht ebenso ergehe wie dem „Szent Istvan“, dem größten und modernsten Schlachtschiff der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine. Wie wird es die Havaria überstehen? Seit es Dreadnoughts in der Welt gibt, ist noch keiner torpediert worden, wird er wieder flott werden?

Eine Stunde später kommen wir an dem verwundeten Giganten vorbei. Seine Maschinen arbeiten nicht, der Körper schwankt, daß er zu kentern droht, aber Admiral Horthy lehnt es ab, Hilfe zu bringen, trotz hoffnungsloser Rapporte gibt er den Befehl, daß drüben alle Mann an Bord bleiben müssen, um das Schiff flottzukriegen. Wir dürfen uns nicht aufhalten, erklärt der Flottenkommandant, denn wenn auch wir, das Admiralschiff, einen Schuß abbekämen, so wäre der Siegesjubel in Italien ungeheuer.

Unsere Offiziere schauen mit Feldstechern auf das Wrack, von dem wir uns lösen, ohne ihm beizustehen, und schütteln die Köpfe. „Die ersaufen alle“, murmelt, das Trieder einsteckend und sich von der Bordwand entfernend, der alte Maschinenmaat ... Am Heck des „Tegetthoff“ steht der Artillerie-Ingenieur vor dem Filmapparat und kurbelt den schwankenden „Szent Istvan“ mit den verzweifelt hin und her rennenden Menschen.

Auf der Höhe von Zara kommt die Nachricht, daß der „Szent Istvan“ untergegangen. Erst um sechs Uhr morgens, als er bereits zu sinken begann, war „Los vom Schiffe“ befohlen worden, aber plötzlich kippte der Rumpf so schnell, daß nur wenige von Bord zu springen vermochten, die meisten wurden ins Meer geschleudert und von Torpedos und vom „Tegetthoff“ geborgen. Vier Offiziere und etwa hundert Mann werden vermißt, sie sind entweder er-

trunken oder unter dem kenternden Schiffsrumpf begraben worden. — — Wir wollten sie „behupfen“, sie haben uns „behupft“.

In unserer Offiziersmesse ist man niedergeschmettert. Mit dem heutigen Tage sind die Dreadnoughts erledigt, sagen alle, die blamable Rückfahrt der Flotte, der Ertrinkungstod von hundert Matrosen und vor allem die Vernichtung eines Schiffes von einer halben Milliarde Baukosten beweise die Wertlosigkeit dieser Riesenwaffe. Wieso es möglich ist, daß die Schotten nicht hielten, daß durch einen Schuß der ganze Komplex untersank, ist unfaßbar. Man spricht von Korruption bei Vergebung der Lieferungen, schlechtem Material und dergleichen.

Es ist 3/47 Uhr abends, als wir an der leeren Boje des „Szent Istvan“ im Hafen von Pola vorüberfahren, alle sehen sie an. Um sieben Uhr sind wir wieder auf dem Bojring 31 vertäut. Kurz darauf legen Boote an, der Kommandant Linienschiffskapitän Seitz und Stabsoffiziere vom „Szent Istvan“ erstatten Bericht über den Schiffbruch.

Am nächsten Tage lesen wir im Marinekasino das amtliche Telegramm der Marinesektion des Kriegsministeriums: „S. M. S. ‚Szent Istvan‘ wurde bei einer Nachtfahrt in der Adria torpediert und ist gesunken. Linienschiffsleutnant Maxon del Roewid, Maschinenbetriebsleiter Sernitz und Seekadett Müller sowie etwa achtzig Mannschaftspersonen werden vermißt. Seekadett Serda ist tot. Der Rest der Mannschaft wurde gerettet.“ — Die Agenzia Stefani gibt folgende Meldung aus: „Beim Morgengrauen des 10. d. M. griffen bei den Dalmatinischen Inseln zwei kleine italienische Torpedoboote, die vom Korvettenkapitän Luigo Rizzo befehligt wurden, eine österreichisch-ungarische Schiffsabteilung, bestehend aus zwei großen Kreuzern des Typs ‚Viribus Unitis‘ und durch zehn Torpedojäger beschützt, an. Unsere Einheiten drangen über die Linien der Torpedojäger vor und trafen den vorne fahrenden Kreuzer mit zwei Torpedos. Darauf kehrten unsere Einheiten, die von Torpedojägern verfolgt wurden und einen davon schwer beschädigten, in ihre Basis zurück.“ — Das k. k. Korrespondenzbureau fügt dieser italienischen Meldung zu: „Es wurde weder das zweite Schiff der Gruppe getroffen noch ein Begleitfahrzeug beschädigt.“

Die Zahl der Toten ist sicherlich weit größer als eingestanden wird. Nur zwanzig Leichen wurden geborgen und in Pola bestattet.

So singt Dante (Inferno, IX. 113—117): „... bei Pola dort am Meer — Das Welschland schließt und netzt der Grenzen Gaue — Grabhügel sind im Lande ringsumher — Wo auf unebenem Grunde Tote modern.“ Auf dem unebenen Grunde von Policarpo modern tote Seeleute. Der eigentliche Marinefriedhof liegt allerdings zu Füßen des Hügels und reicht weit, stundenweit, bis gegen Griechenland und Sizilien, der eigentliche Marinefriedhof ist das Meer.

Oben weint eine alte Frau vor dem Bildnis Christi und küßt den kirchlich geweihten Boden, in dem ihr Sohn nicht ruht. Auf der Marmortafel an der Kapelle liest man Namen der Matrosen, die eine Sturzwelle über Bord gerissen. Sie starben, steht dort, den Heldentod, und Ehre ihrem Andenken, es fehlen die Worte „Friede ihrer Asche“ oder „Die Erde werde ihnen leicht“. Es fehlen die Worte „Hier ruht ...“, die man auf allen übrigen Grabsteinen in allen Sprachen einträchtig nebeneinander findet: „Itt nyugsit“ — „Qui riposa“ — „Zde odpočívá“ — „Here is burried“ — „Ovdie pociva“ — auch in verschnörkelten türkischen Buchstaben mit Halbmond und Stern, und in hebräischen Lettern unter dem Doppeldreieck des Königs David. International und interkonfessionell und friedlich ist dieser Friedhof wie kein anderer. Denn er ist ein Kriegerfriedhof.

Ein erhöhter Granitwürfel von großem Ausmaß steht den Toten des Krieges da, von Zypressen umsäumt. In der Mitte ist Großadmiral Haus pompös bestattet, noch wölben sich hier Blumengewinde und Palmenzweige. Knapp an den altersschwach gestorbenen Flottenkommandanten rücken jetzt Knaben heran — Kadetten und Fähnriche der Fliegerabteilung, zu Brei zerschmettert fielen sie von der Höhe ihrer Jugend. „Geboren 1. Mai 1898“, — „Geboren 1899“, — „Besitzer der Goldenen Tapferkeitsmedaille“, — „Dreimal mit der Silbernen Tapferkeitsmedaille I. Kl. ausgezeichnet“ — bedauernswerte Opfer, dafür gabt ihr euer Leben, für all die Medaillen könnt ihr euch keinen Sonntag mehr kaufen, arme Jungen! Sogar fünf Frauen liegen hier, auch sie starben als Opfer der „Pflicht fürs Vaterland“, Munitionsarbeiterinnen, Explosion,

wären sie in einer Kohlengrube getötet worden, so gälte das nicht als „Tod fürs Vaterland" und kein Heldenfriedhof hätte sie aufgenommen.

Massenbeerdigungen, wie sie der Landkrieg nach jeder Schlacht sieht, sind selten. Vielleicht ist heute die erste.

Der Marinepfarrer segnet mit vorgeschriebenen Worten und vorgeschriebenem Gestus die große Erdhöhle, an deren Rand Kränze streng geschlichtet liegen, Kränze, die für einen vom Kommando bewilligten Geldbetrag gemeinsam bestellt wurden. So liegen auch in vier Fünferreihen ausgerichtet und aufgedeckt geschlossene Holzsärge, einer wie der andere. Es sind zwanzig von den hundert Toten des „Szent Istvan", ihre Namen sind nirgends angegeben. Keine Angehörigen sind da und auch keine Trauer. Der Matrosenzug, den ein Seefähnrich befehligt, besteht nicht aus Leuten des „Szent Istvan", denn die haben keine Extramonturen mehr, wie sie für einen so repräsentativen Akt vonnöten sind. Die Abordnungen sind sich ihrer Würde bewußt. Vorne steht das Offizierskorps und macht ernste Gesichter, denn sie denken des toten Schiffs, des neuesten, besten und größten, mit solch ungeheueren Kosten erbaut, ein Viertel der ganzen Dreadnoughtflotte untergegangen mitsamt zwölf 30,5 cm-Haubitzen, also mehr als auf allen Forts von Pola vorhanden sind, und etwa dreißig andere Geschütze, Lancierer usw., es ist wirklich traurig. Manche denken vielleicht auch des Zylinders, der ihrer harrt; an die Matrosen in der Grube, an die hundert Matrosen am Meeresgrund denkt niemand, vivere non necesse est. Die Bemannung des deutschen Tauchboots, das, mit Tang und Grünspan bedeckt, vorgestern aus Westafrika ankam, ist erschienen; zwei Mann haben sie zur Bewachung des räudigen Kamels und der vier jungen Mufflons zurückgelassen, die zum Gaudium der Polesaner Knaben im Adriapark weiden. Einige einheimische Burschen und Mädchen und viele Kinder haben die Musikbande hierherbegleitet und schauen von einem Hügel auf die Zeremonie.

Die Kapelle intoniert einen Choral, dann leiert der Pope ein endloses Totengebet, der Fähnrich kommandiert „Generaldecharge", Hände klappern auf Patronentaschen, „Hoch an — Feuer!", die Salve war gut, niemand hat verspätet abgezogen. Der Befehls-

haber des untergegangenen Dreadnought wirft drei Schollen Erde in das Loch, schlägt die Hacken zusammen und übergibt die Schaufel gehorsamst dem Herrn Flottenkommandanten, dieser höflich dem Herrn Hafenadmiral Cicoli. Von da ab geht's weder gehorsamst noch höflich, sondern streng nach Anciennität, Generale und Admirale, Offiziere und Kadetten reichen einander den Spaten in der Reihenfolge des Militärverordnungsblattes, dann kommen Unteroffiziere, Matrosen und Soldaten. Aus ist die Feier; die ausgerückte Abteilung nimmt längs der Friedhofsmauer Aufstellung. Zug rechts — schaut, Habt acht, Doppelreihen linksum, Marschieren — Zug marsch, die Kapelle spielt den Radetzkymarsch, und die männliche und weibliche Jugend von Pola schließt sich, pfeifend und einander untergefaßt haltend, der lustigen Kolonne an, oben liegen zwanzig Särge, addio, ihr Polesanerinnen. Die Offiziere nehmen Tschako oder Mütze ab, um den Schweiß von den Stirnen zu wischen, bieten sich gegenseitig Zigaretten an und gehen ins Offizierskasino, davon sprechend, daß man heute die Dreadnoughts begraben hat.

DER NATURSCHUTZPARK DER GEISTIGKEIT

Es ist für unsereinen recht schön, daß es so etwas gibt, wie Weimar: eine ganze Stadt als Reliquie, ein Bezirk als Wallfahrtsziel, weil hier einmal Dichterleben war. Immerhin erfreulicher, wenn nicht Generale an den Straßenecken bronzern Posten stehen, wenn statt der Roons, Winterfelds, Derfflingers und übriger Spitzen der Militärrangliste aus kriegerischen Zeiten ausnahmsweise der Goethe und der Schiller und der Herder und der Wieland in Erz gegossen sind. Selbst den Großherzogen, die auch auf den hiesigen Plätzen versteinert umherreiten, wird diese tributäre Huldigung nicht mit Waffentaten motiviert, sondern mit dem von ihnen getätigten Engagement besagter Dichter. Die heimische Dynastie wird bloß literaturgeschichtlich eingeteilt; jene Großherzogin hat die Sophienausgabe der Goetheschen Werke (ein Stammtischeinfall, von Philologenärschen ausgebrütet) patronisiert, jener Großherzog das Goethe-Schiller-Archiv erbaut, jene Prinzessin ist die Prinzessin, die in der Fürstengruft dem Grabe Schillers gegenüber liegt, jene Großherzogin ist die Gattin jenes Großherzogs, der mit Goethe ... Und so.

Ganz Weimar ist eine zur Stadt erhobene Dichterbiographie. Wer nicht zumindest einige Werke über das Leben Goethes studiert hat, kann sich in der Stadt verirren. Fragt man den Einheimischen, wie man ins Hotel kommt, so antwortet er, man müsse am Wohnhaus der Frau von Stein vorüber, bei der Bank, bei der Christiane Vulpius ihrem nachmaligen Gatten als fremdes Mädchen mit einer Bittschrift entgegentrat, nach links biegen, dann geradeaus, über die Jahre 1779 und 1784 gehen, entlang der

Prosafassung der „Iphigenie auf Tauris", den zweiten Teil des „Faust" rechts und „Wilhelm Meisters Wanderjahre" links lassend, und schon sei man da, beim Absteigequartier Zelters. Bleibt man im Park einen Augenblick stehen, um endlich Luft zu atmen, gleich läuft der Parkwächter heran, man erschrickt, glaubt etwas angestellt zu haben, nein, er will nur rasch mitteilen, daß in jenem Gebüsch, von niemandem belauscht, Bettina von Arnim dem fünfzigjährigen Goethe einen Heiratsantrag gemacht hat. In dem mit Baumrinde benagelten Häuschen, fügt er pflichteifrigst hinzu, hat Goethe mit Großherzogin Anna Amalia und Hofdame von Göchhausen, mit Doktor Eckermann und Major Knebel einmal gefrühstückt. Bei dem Stein dort — sehen Sie den Stein, ja? — traf Großherzog Karl August IHN nach dessen Italiänischer Reise zum ersten Male.

Die Museen — hier ist jedes Haus ein Museum oder ein Gedenkhaus — sind nur Pavillons des großen Museums, das Weimar heißt. Bekneiferte Lehrerinnen führen Mädchenpensionate von Vitrine zu Vitrine, Gänse schnattern, manche seufzen vor irgendwelchen Tabellen zur „Farbenlehre" schmelzend ein „Nein, wie niedlich", manche kichern vor dem Bett im Sterbezimmer, was übrigens ebenso geschmackvoll ist wie pietätvoll-ergriffenes Seufzen. Der Geschäftsreisende erklärt seinem Ehegemahl branchekundig einige Andenken, der Gymnasiallehrer schwelgt vor jedem Zettel. Im Goethehaus am Frauenplan drängt sich die Masse der Besucher von morgens bis abends. Instinktsicher hat der Spießer herausgefunden, daß Goethes Leben komplementär zu seinem Werke war — so genial dieses ist, so pedantisch, autoritätsgläubig, devot, zeitfremd und egoistisch war seine Privatexistenz. Das hat der Pfahlbürger aller Nationen mit dem lyrischen Genius gemein, das ist es, was ihn zur Wallfahrt nach Weimar treibt, was ihm die Legitimation ausstellt, pedantisch, speichelleckerisch, zeitfremd und egoistisch zu sein und sich dabei goethisch vorzukommen, und das „Deutschland Weimars" aus seiner Feindschaft gegen das deutsche Volk auszuschließen, den Geist Deutschlands zu hassen und den Geist Goethes zu lieben.

Auf Fußnoten schleichen die Erbverweser durch die geweihten Räume, häufen Makulatur auf Makulatur, verwandeln geschriebe-

nes Papier in bedrucktes und bedrucktes Papier in geschriebenes, vergleichen die Schreibmaterialien der Goetheschen Sekretäre miteinander und wenden die Methoden der Altphilologie auf die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts an — öde Anatomen, einen lebendigen Organismus tötend, um ihn obduzieren, um ihn klassifizieren zu können, Esoteriker und Verächter der profanen Welt. Wenn man sich zum Beispiel nach Briefen von Goethes Mutter erkundigt, die über ihre Beziehung zum Königsleutnant Aufschluß geben könnten (derart stark war diese Beziehung, daß Thoranc die aufsehenerregende Verhaftung seines Quartiergebers wegen demonstrativen „Hochverrats“ auf Fürbitte der Frau Rat rückgängig machte, eine offenkundige und öffentliche Pflichtverletzung!), stößt man auf entsetzte Mienen der Tempelhüter: „So etwas wagen Sie mir zu sagen, in den Tagen der Ruhrbesetzung?!“

Um Schiller kümmert man sich bei weitem nicht in diesem Ausmaß; der war kein Staatsminister und kein Bürgermeistersenkel, er wurde verscharrt, so daß man den Schädel gar nicht fand, als man ihm schließlich die verspätete „Ehre“ antun wollte, ihn in der Fürstengruft neben leibhaftigen Großherzogen beizusetzen. Ins Nietzschearchiv oder ins Lisztmuseum kommen wenig Besucher, auch nach Andenken Herders oder Wielands forscht wohl nur der Fachmann.

Ja, große Männer haben in Weimar gelebt, und es ist großherzogliche Familientradition geblieben, beizeiten Dichter hierher zu verpfropfen, damit aus ihnen rentable Fremdenattraktionen würden, wie es Goethe war. Man spekulierte daneben: als letzter Goetheaspirant wurde der Dramatiker Ernst von Wildenbruch, hohenzollernscher Hauskitscher, in dem Treibhaus Weimar aufzuzüchten versucht.

Lächerlich solch ein Geniekult, lächerlich, ein Leben in Spiritus zu konservieren, lächerlich, die Bewohner einer Stadt zu Mitwirkenden eines beständigen Passionsspieles zu machen. Aber unsereiner könnte sich freuen, daß man doch noch irgendwo einen Dichter ehrt, indem man seinen Wohnort zu einem Sanctuarium weiht, wenn das Ganze nicht bloß ein Naturschutzpark wäre. Als in Amerika die Urwälder fast überall dem Erdboden gleich-

gemacht, beinahe alle edlen Tiere erlegt, die Indianer mit Branntwein und Flintenkugeln nahezu ausgerottet worden waren, zäunte man ein Stückchen ein und schuf den Yellowstonepark. Dann zeigte man ihn der Welt, zum Zeichen des pietätvollen Verständnisses, das das angeblich so nüchterne Amerika der Natur entgegenbringe, und konnte ruhig den Rest der Urwälder, der Indianer und der Tiere vernichten. Wir hingegen haben Weimar.

BESUCH BEIM PRAGER SCHINKEN

Schlendert man, von einer schweinebevölkerten Hazienda kommend, durch die Straßen von Buenos-Aires, so grüßt auf einer Firmatafel: „Jamones de Praga". In Yorkshire, wo es gelungen ist, die berühmten Schweine zu züchten, deren überflüssiger Teil, der Kopf, auf Kosten des Leibes ganz verkümmert ist, achtet man den Bischof Teweles vielleicht nur deshalb, weil er von Zeit zu Zeit seinen Gästen „Prague Hams" vorsetzt, den er sich pietätvoll aus seiner einstigen Heimat schicken läßt. Selbst in Mainz gibt es ein Prager Schinkenstübel, was die französische Besatzung überraschte, da in Frankreich der westfälische Schinken „Jambon de Mayence" heißt, und sie nicht begriff, daß in seiner Vaterstadt der Rivale Anziehungskraft besitzen könne.

Dem Prager in der Fremde macht man zuerst das Kompliment, daß seine Heimat guten Schinken hervorbringe; für soviel Liebe, für soviel Nutzen und für soviel landsmannschaftliche Treue ist man in Prag durchaus nicht dankbar. Zwar ist dort „Schinken" kein Schimpfwort, wie der Name des Tieres, das ihn spendet, doch kümmert man sich wenig um ihn. Man ißt das, aber man spricht nicht davon; er war eben, nehmt alles nur in allem, ein Schweinepopo. Ein Berliner Importeur Prager Schinkens (er ist nie in Prag gewesen und seine Schinken ebensowenig) ersuchte vor kurzem einen Freund, er möge ihm aus Prag Propagandamaterial mitbringen, Ansichtskarten, Bücher, Embleme, die auf diesen bekanntesten Ausfuhrartikel Bezug haben. Er dachte wahrscheinlich, die Form der Schinkenkeule sei die Umrahmung des Prager Stadtwappens, die Landesfarben der mageren und der fetten Schinkenseite zu Ehren rot und weiß, die Türme und Schlote

keulenförmig erbaut und rosa angestrichen, das Zentrum der Stadt heiße Schinkenplatz, die Schutzleute regeln den Verkehr mit dem Schinkenbein in der Hand, die Heimatkunst werfe hunderte wissenschaftlicher und belletristischer Werke über den Schinken auf den Markt, und die Maler schaffen nur Schinkenstilleben. Das Schinkenmuseum, dachte er, stehe als Kathedrale da, die Trichinen würden in einem Konzentrationslager festgehalten, die Universität habe eine schinkologische Lehrkanzel, wenn nicht gar Fakultät, die Zeitungen eine große Rubrik, in der der tägliche Auftrieb von Schweinen samt Gewichten und Preisen börsenmäßig verzeichnet werde, Jubiläen, Biographien, freudige Familienereignisse hervorstechender Schlächter und berühmter Muttersäue, marktwichtige Todesfälle, Spezialberichte aus den Räucherkammern, Statistiken über den Export und so weiter. Die Coupletsänger stellte er sich mit nichts anderem beschäftigt vor, als — —

Aber weshalb sollen alle seine Vermutungen aufgezählt werden? Genug daran, daß dem nicht so ist. Nicht ein Wörtchen kann man in Prag über den autochthonen Schinken auftreiben. Der Zettelkatalog der Universitätsbibliothek und die Archive der Zeitungen enthalten keinerlei Material, im „Slovník naučny“ existiert überhaupt kein Schlagwort „šunka“ (im deutschen Konversationslexikon wird unter „Schinken“ der Prager Schinken wenigstens lobend hervorgehoben), und sub „vepř“ steht auch nichts darüber. Nur in seinem Heim läßt sich der Schinken — den die Prager Deutschen mit beschimpfendem Femininum „die Schinke“ benennen — finden, in der Selchwarenfabrik.

Zuerst erfährt man dort, was dazu gehört, ein Schinkenerzeuger zu werden: man muß Chmel heißen. Wer diesen Namen führt, ob er nun bisher Geschäftsreisender, Bankbeamter, Schneider oder Katechet war, dem stellt man sofort Kapital für die Errichtung einer Selchwarenfirma zur Verfügung. Dagegen ist auch am ältesten und tüchtigsten Metzgergehilfen Chmel und Malz verloren, er kann sich niemals etablieren, wenn er nicht in männlicher Deszendenz dem Geschlechte der Chmeliden entstammt. Der englische Schinken ist salzig, der westfälische schmeckt roh und faserig, der Prager aber ist saftig und zart. Wieso? Die großen Fleischkönige wie Swift oder Armour aus Chikago kamen nach Prag,

das zu erkunden, sie engagierten die Meister weg — es gelang ihnen doch nicht, in Chikago Prager Schinken herzustellen. „Es waren eben keine Chmels!“

Ein Mythos schlingt sich um die Prager Schinkenfabrikation: man erzählt in der Branche des Auslandes, die Schweine söffen vor dem Schlachten Pilsner Bier, der Sole, in der die Schinken lagern, und dem Heizmaterial seien geheime Essenzen beigemischt, für die Räucherung werde besonderes Obst verwendet und der Schinken in einer Umhüllung aus Brot gebacken. Nichts davon ist wahr, versichern die Eingeweihten. „Man muß bloß Chmel heißen, das übrige besorgt der lokale Bazillus!“ Und was ist der lokale Bazillus? „Der ist nicht entdeckt.“

Nirgends im Herstellungsprozeß ist seine Spur zu finden. Im gekühlten Souterrain hängen Hunderte von Schweinen — tot. Gestern noch hatten sie wollustgrunzend aus dem Trog gefressen, der diesmal besonders gut gefüllt war, damit in der Prager Schlachtbank ihr Gewicht größer sei, und, behaglich im Schmutze wühlend, ahnten sie nicht, heute tot und sauber zu sein. Sie sind bereits abgebrüht worden, und ihre rosaglänzende Farbe erfüllt den Keller mit Helligkeit. Fleischergehilfen hacken mit sicherem Hieb „in den Wirbel zwischen Speckseite und Schinken“ — eine anatomisch exaktere Bezeichnung kennen sie nicht — den Hinterteil ab, lösen das Schwänzchen und die Zehen los, schneiden die Hinterbacken auseinander und machen einen die Keule rundenden Ausschnitt. Diese Urschinken werden mit Salz bestreut und müssen nun ablagern; dann wirft man sie in riesige Bottiche mit Salzbrühe, den „lák“, wo sie fünf bis acht Wochen zur Pökelung bleiben. Die Wärmeverteilung ist die wichtigste Prozedur, nach Gefühl und Erfahrung wird reguliert, man arbeitet in verschiedenen Phasen des Pökelungsprozesses mit Temperaturen von 0 bis 48 Grad Celsius. Wenn die präsumptiven Schinken gar sind, vom Salz bis zum Knochen durchzogen (ein an der Färbung erkennbarer Zustand), kommen sie hinauf in die Werkstätten, um in fließendem Wasser mit Reißbürsten gewaschen zu werden. Ein Gehilfe steht am Wasserbecken und sticht mit hölzernem Dolch jedem heranrutschenden Schinken zweimal tief in den Leib und führt die Spitze des Holzstiletts zur Nase — er riecht, ob das

durchbohrte Stück nicht minderwertig ist oder gar angefault. Für die gesunden Schinken sind die Räucherkammern bereit: auf Haken, in dichten Reihen eingerammt, wie in einer Garderobe, hängen sie. Darunter glühen Scheite von Buchenholz, kreuzweis geschichtet, und kreuzweis lecken die Flammen gegen die Reversseiten der Schweine; aber sie erreichen sie nicht. Nur der heiße Rauch küßt sie. (In Westfalen setzt man den Schinken bloß trockenem Rauch von glimmenden Sägespänen aus.) Das Räucherungswerk ist nach zwölf Stunden vollendet, die für den Lokoverkauf bestimmten Schinken kocht man in Kesseln, den zum Export gelangenden (jährlich etwa eine halbe Million) brennt man auf Gasöfen Firmastempel und Schutzmarke ein, näht sie in Säcke, wenn sie innerhalb der Tschechoslowakei oder nach Wien verschickt werden, verpackt sie in Körbe, wenn sie nach Frankreich, in die Türkei, nach Ägypten oder Griechenland wandern, und in Kisten, wenn ihr Bestimmungsort in Deutschland liegt. Über den Ozean, nach Tokio und Adelaide fährt der Schinken in Blechdosen: in der Konservenabteilung kann man sehen, wie man ihm den Knochen aus dem Körper zieht und diesen in den blechernen Panzer preßt, darin hermetisch verlötet, kocht und vignettiert. „Jambon de Prague, cuit dans son propre jus“ oder „Prague hams cooked in their own juice“.

Das ist alles, lieber Herr Importeur, was ich über den Prager Schinken in Erfahrung zu bringen vermochte, und hoffe ich, daß Ihnen damit gedient ist.

DIE FESTUNG BOUILLON

In etwas übertrieben romantischer Pose und Kostümierung, die Knie an die Brust gezogen, sitzt auf dem Kamm des ungeheuren Steinblocks ein Recke in Wehr und Zier. Ihm huldigen, von weither gekommen, die Wälder der Ardennen, auf deren grüne Flächen der Herbst alles Gelb und Braun seiner Tuben gedrückt hat. Der Fluß schlingt willig, den Schutz zu verstärken, einen geschlossenen Bogen um den Fels, weiß umsäumt ist das Wasser von dichten Schaumknollen, die die Wellen des Semoy am Schilfrand geschlagen haben. Eichen, Farnkraut, Hügel, Sonne. Das ist das Schloß Bouillon. Wohin der Burgherr blickte, von welcher der dreihundert Zinnen, aus welchem der schwebenden Erker, durch welche der tausend Schießscharten, überall sah Herzog Gottfried seinen Namen. Er mußte fromm werden, das wunderbare Fleckchen Erde zu seinen Füßen, im eigenen so gesicherten Besitz, und überall Gottes Frieden; darum wohl gelobte er dankbarlich, auch anderwärts das Wort des Herrn zur Tat zu machen, das da heißt, es sei den Menschen Friede auf Erden. Ich bin, der ich mit Gottes schönster Gabe begnadet bin, der Berufene.

Oder aber: zweifelt er daran, daß das, was sein Eigentum, auch wirklich das schönste Gefild der Erde ist? Scheint es nur so, weil es mein ist? Vielleicht starrt er auf die Berge, als wollte er sie durchbohren, um zu erfahren, ob weit, weit im biblischen Osten nicht üppigere Länder seien. Lockt es ihn deshalb aus Gottes Frieden in Gottes Krieg? Oft eitert das Glück!

Gottfried von Bouillon und Verdun ist von seinem Kreuzzug nicht zurückgekehrt: als königlich gekrönter Herzog von Jerusalem liegt er in der Heiligen Grabeskirche bestattet, und das

Wort vom Frieden auf Erden hat heute noch keine Geltung — nicht einmal im Umkreis seines eigenen Schlosses. Acht Jahrhunderte nach Gottfrieds Tode qualmen Orte des Herzogtumes, zerschossen und niedergebrannt, und vom Südosten her tönt pausenloser Donner, den kein Turmwächter des Mittelalters deuten könnte. In den Felsen, der die Burg trägt, ist ein Tunnel gebohrt, die „Porte de France". Die militärische Kleinbahn fährt durch diesen mehr als bombensicheren Korridor von Sedan nach Bouillon, und eine Schildwache patroulliert vor dem Ausgang. Sie hat den Verkehr zu regeln, nicht etwa dafür zu sorgen, daß sich jemand der Burg bemächtige. Denn die Feste, für die vor zwölfhundert Jahren der Ardennenfürst Turpin einen so uneinnehmbaren Bauplatz gefunden, die seine Nachfolger, die Herzoge von Bouillon, die siebenunddreißig streitbaren Fürstbischöfe von Lüttich, die Grafen von der Mark, die Fürsten de Latour-d'Auvergne und Grafen von Turenne, die Rohan-Monbazon, und schließlich die Holländer, Luxemburger, Franzosen und Belgier nach dem jeweiligen Stand der strategischen, fortifikatorischen und ballistischen „Wissenschaften" ausgebaut hatten, ist heute nicht Drohung mehr. Die glatten, lotrecht aufsteigenden Felsen und ihre genaue Verlängerung, das Gemäuer, beide gleichermaßen verwittert, mit Maueralgen, Erika, Moos und Steingestrüpp bewachsen, mögen sie auch eine noch so unteilbare und untrennbare Einheit sein — ein dienstfrei spazierengehender Artilleriste lächelt überlegen, dieweil seine Augen den schwindlicht hohen Stein aufwärts klettern: ein Jahrtausend hat's nicht vollbracht, was heute ein Mörserschuß vollbrächte. Und die Zitadelle, die vom Anfang des Mittelalters an durch alle Kriegsläufte wegen ihrer Unerreichbarkeit den Feinden trotzte, überdauert um ihrer allzu leichten Erreichbarkeit willen die Jetztzeit.

Bouillon-Stadt und Bouillon-Burg haben auch im letzten Krieg keinen Schuß abbekommen. Zwischen den vollkommen unversehrten, weißen Häuschen der Stadt tummelt sich belgische Jugend auf Stelzen und träumt davon, daß die Stangen ins Endlose wachsen und man mit ihnen nach Jerusalem, auf den Nordpol spazieren kann; in den Geschäften verkauft man französische Parfüms, die von Tag zu Tag stärker verschnitten werden, bis nur die

Vignette pariserisch sein wird; in den Zigarrenläden kriegt man belgische Zigaretten, an denen tüchtig gezogen werden muß, damit sie nicht verlöschen. Weit und hoch strecken sich Wiesen und Felder.

Droben im „Castell Beulen“ lebten die Schloßherren unbedroht, friedlich und glücklich, aber deshalb suchten sie Bedrohung, Unfrieden und Unglück. Selbst ein kleiner pfälzischer Kurprinz, der auf dem Schloß zur Erziehung weilte, hat den längsten Krieg der Weltgeschichte eingeleitet. Dann freilich, in der Not des Feldlagers, mochten sie bitter bereuen, man weiß nicht, was Herzog Gottfried im heiligen Jerusalem dachte, als er elend den Tod fühlte, und der kleine pfälzische Kurprinz, der inzwischen einen Winter lang König gewesen und flüchtig durch ganz Europa geirrt war, starb nicht zufällig gerade dort unten im Walde, von wo er die Burg seiner kühnen Jugendträume sah ... Und die vielen namenlosen Männer, die im Laufe des letzten Krieges Waffen tragen und Waffen führen mußten, haben sich durchaus nicht kriegerisch gefühlt, nicht einmal innerhalb der wuchtigen Zinnen und krenelierten Mauern. Im Gegenteil, sie träumten, Nachfolger der Minnesänger zu sein: unter dem bröckelnden Mörtel der Schloßarsenalwände erwachen Palimpseste zum Leben, Liebesgedichte, Herzen und verschlungene Namenszüge, Spuren jener zweitausendsechsundachtzig französischen Soldaten, die im Jahre 1870, nach der Sedanschlacht, um der Gefangennahme zu entgehen, die belgische Grenze überschritten und hier interniert wurden. Deutsche Soldaten kraxelten über die eingerosteten Zugbrücken, verwitterten Steinstufen, rasenbedeckten Höfe und brüchigen Wehrgänge und verewigten sich gleichfalls mit Namen und Versen, manche mit Rang und Regimentszugehörigkeit. Etwa zweihundert haben angesichts des Gemäuers, das in zwölf Jahrhunderten nicht gestürzt ist, angesichts einer zu kriegerischen Zwecken erbauten Burg, die eben wieder Krieg um sich erlebt, die merkwürdige Erkenntnis gewonnen, daß das Alte stürze, die Zeit sich ändere und neues Leben blühe aus den Ruinen, und nur einer (vom Telegraphenbataillon Nr. 1, Berlin) schrieb einfach die Übersetzung hin: „Bouillon ist eine abgestandene Brühe.“

PRAG — WYSOTSCHAN — PARIS

Von Wysotschan nach Paris geht's schnell, in kaum sieben Stunden ist man mit dem Flugzeug dort. Aber von Prag nach Wysotschan, da ziagt si der Weg! Bevor man den Paß bekommt, muß man die ältesten Steuern und die neuesten Gebühren bezahlen, Photographien beibringen, auf der Polizei warten, Gebühr über Gebühr, französisches Visum, deutsches Visum (für den Fall eines Todessturzes auf deutschem Boden) und überall den Bescheid hören: ,,Warte nur! Balde."

Wenn man am Grandprioratsplatz den Paß mit dem Vermerk: „Bon pour se rendre en France" doch endlich erhalten hat, dann tut einem der Aufenthalt in Prag nicht mehr weh. Man weiß: schmeckt mir das Mittagessen beim Piskaček nicht mehr, so nachtmahle ich am selben Abend in der Maison Dorée auf dem Boulevard des Italiens ... Und vielleicht wäre ich, den visierten Freiheitsbrief in der Tasche, aus Trägheit noch den ganzen Sommer in Prag geblieben, wenn ... Der kleine Pilot Gaston, der zweimal in der Woche sein Flugzeug von Prag nach Warschau und wieder zurück nach Prag lenkt, zwinkerte mir am Samstag, im Vorgarten der Passagebar, vom Nebentischchen zu: „Mademoiselle Riri fliegt übermorgen nach Paris ..." — „Allein?" — „Ja." — Petit Gaston wußte ganz genau, daß die Tänzerin Riri meine Aufforderung, doch mit mir ein Tänzlein zu wagen, hochnäsig abgelehnt hatte. Der kleine Pilot konnte sich denken, daß ich die übermorgige Gelegenheit, die Dame kennenzulernen, und womöglich im Fluge zu erobern, beim Schopfe packen werde. Aber ich habe den Petit im Verdacht einer „Petite": daß er mir die Mitteilung nicht aus Altruismus machte. Sicherlich wollte er der Tänzerin einen Streich spielen, die für ihre Landsleute und deren

Edelvaluta viel Sympathie hat, aber den kleinen Piloten nicht bei sich landen ließ, weil ihr der Generalsekretär irgendeiner französischen Einkaufsgesellschaft noch französischer, das heißt edelvalutarischer erschien.

In der Kanzlei der Französisch-Rumänischen Luftschiffahrtsgesellschaft holte ich mir mein Billet. Mein Vermögen wechselte ich in Franken um, da jeder Passagier nur fünfzehn Kilogramm Gepäck mitnehmen darf. Um halb elf Uhr vormittags war ich mit meinem Koffer im Bureau der Aérienne. Einige Pakete mit Gablonzer Ware und ein Kollo mit Briefen wurden dort abgegeben.

Im Auto der Gesellschaft fuhren wir nach Wysotschan, auf das Flugfeld von Kbell, der Direktor der Franco-Roumaine, der jeden Aeroplan abfertigt, ein Beamter, der heute in Straßburg sein muß und mit den Postpaketen in einem eigenen Flugzeug hinfährt und meine Wenigkeit; Mademoiselle Riri hatte erklärt, direkt auf das Flugfeld zu kommen. Draußen: eine Baracke für Bureau, Post, Paßabfertigung, Zollrevision, alles noch etwas primitiv. Man pickt auf meinen Koffer eine Vignette mit blauroter, dreieckiger Flagge und den Buchstaben F. R. A. Darüber freue ich mich, denn es ist unendlich lange her, seit mein Koffer mit solchen papierenen Ehrenzeichen beklebt war, zur Erinnerung an schöne Reisen und schöne Stationen. Sieben magere Jahre sind vergangen (auf den Tornister hat man keine Vignetten geklebt), aber jetzt kommt hoffentlich wieder deine Zeit, mein Kofferchen, und man wird dich wieder mit bunten Zetteln schmücken!

Mademoiselle Riri und ihr Generalsekretär waren schon da. Sie trug weißen Crepe-Georgette mit einem Spitzenvolant, und machte wieder ihr hochnasiges Gesicht, als ob ich für sie Luft wäre — aber man soll die Luft nicht unterschätzen, wenn man ins Aero steigt. Ich schaute sie überhaupt nicht an, um den Generalsekretär nicht vorzeitig aufmerksam zu machen. Er brachte ihr aus der Kantine ein Glas Zitronenlimonade, und da es heiß war, hatte ich große Lust, auch eine zu trinken. Aber man hatte mir eingeschärft, zwei Stunden vor dem Start nichts mehr zu essen und nichts mehr zu trinken, und so ließ ich es sein. Unser Vehikel hatte eine zweisitzige Limousine mit gewölbtem Blechdach, in dem zwei gläserne Schiebefenster waren. Über eine angelegte Holz-

treppe stieg Mademoiselle Riri ein (ja richtig, sie hatte außer dem Crépe-Georgette auch lange, sehr lange, weiße Seidenstrümpfe), setzte sich auf ein Stockerl und mochte neugierig warten, wer ihr Partner sein werde. Nach einer Spannungspause schwebte ich, geradezu elastischen Schrittes, auf das Fallreep, warf oben in weitem Bogen die Zigarette weg, da man im Abteil nicht rauchen darf, und sprang neben Mademoiselle Riri in die Badewanne — wie die Pariser sagen: jako by nic.

Das Dach der Limousine wird zugeklappt, das Schiebefenster geöffnet, der Einkaufsgeneralsekretär von Riri macht ein langes Gesicht, der Pilot kurbelt an, die Dame schwenkt ihr reines Taschentuch, ich hingegen das meinige, der Propeller beginnt Krawall zu schlagen, das Flugzeug jagt über das Feld wie ein einbeiniger Storch, hebt sich in die Höhe, macht eine schöne Schleife, ich stecke meinen Kopf durchs Fenster und grüße mit leutseliger Handbewegung den Generalsekretär von Mlle. Riri, der Apparat schwingt sich noch höher, der Magen der Dame auch, ihre Zitronenlimonade auf meine Hosen, sie entschuldigt sich mit einer bedauernden Gebärde (denn das gesprochene Wort ist natürlich nicht zu hören) und ich wische die Limonade von meinen Hosen und von ihrem Spitzenvolant, ruhig, wie sich's für einen alten Aviatiker geziemt. (Denn ein Aviatiker — vom lateinischen avis — ist nicht bloß der Pilot, sondern jeder Passagier.)

Wir fliegen über den Holleschowitzer Hafen und haben das Glück, ihn in vollem Betriebe zu sehen, das wogende Hafenleben von der Höhe herab bewundern zu können: es fährt nämlich gerade ein Mañásek hinaus, der Seelentränker eines Knaben in Schwimmhosen. Über Karolinenthal bis nahe zum Josefsplatz — das Repräsentationshaus sieht von oben genau so schön aus wie von unten — über die Weinberge hin. „Wär's nicht näher durch die Heinrichsgasse?" möchte ich dem Piloten zurufen, der vor der Badewanne sitzt und den wir nicht hören und nicht sehen. Er aber, er kann auch uns nicht sehen und nicht hören, Mademoiselle Riri, ist das nicht fein?

Die Schwimmschulen sind wie winzige Bilderrahmen an einer Wand hängend, auf dem Schittkauer Wehr sind kleine gelbe

Flecke; das sind Männer und Frauen im Badekostüm, und ich weiß auch, welch saubere Reden sie dort führen, und spucke entrüstet hinunter auf das Gesindel; das Flugzeug steigt etwas höher, grüne Rechtecke, gelbe Rechtecke, von weißen Linien durchzogen, sind rechts und links von uns die Felder und Straßen hinter Zlichow; der Apparat schaukelt ein wenig, Mademoiselle Riri fällt in meine Arme, ich halte sie fest ... Während der Mann am vorderen Volant — dem des Apparates — in eine kühle Höhe von etwa sechshundert Meter geht, sind wir bereits im Himmel; und als ich wieder hinunterblicke, ob wir vielleicht schon über Radlitz sind, sehe ich erstaunt die scharfkantige Kontur von — Stuttgart unter mir. Bald darauf fahren wir ein grauglitzerndes Band entlang, „c'est le Rhin" rufe ich meiner Freundin zu, ohne allzusehr schreien zu müssen, denn jetzt weiß ich, daß sie, die unten nichts von mir hören wollte, mir hier oben willig Gehör schenkt.

Zu Straßburg auf der Schanz, auf dem sogenannten Oktogon von Neuhof, schwingt sich unser Apparat wieder zur Erde nieder. Wir kriechen hinaus, ich stelle mich artig meiner Begleiterin vor, damit sie weiß, mit wem sie das Vergnügen gehabt hat. Unsere Pässe werden vidiert: „Vu à l'entrée en France par avion; Strasbourg, le 1er août; l'inspecteur de police spéciale: E. Minker." Auch Zollrevision ist, und mein Koffer kriegt noch ein Zettelchen.

Unser neuer Wagen und drei neue Passagiere warten bereits vor der Tafel, die die Windverhältnisse in Prag, Tabor, Eger und Varsovie anzeigt, und wir steigen ein. Die Limousine ist wieder Type Potez, aber bedeutend größer, für fünf Personen berechnet und für eine sechste ist neben dem Piloten Platz, der nun auf einem erhöhten Sitze hinter uns ist. Rundfenster auf den Seiten, eine verschließbare Luke über unserem Kopf. Die Korbsessel tragen Riemen, mit denen man sich festschnallen kann, jedoch wir machen keinen Gebrauch von ihnen, sondern klettern abwechselnd auf den Aussichtsplatz neben dem „Chauffeur", zuerst natürlich Riri.

Eine Abflußöffnung ist nirgends im Boden zu sehen, auch kein Spucknapf oder etwas Ähnliches, für den Fall, daß dem

Luftschiffer etwas passieren sollte, wie zum Beispiel meiner Riri mit ihrer Zitronenlimonade. Aber es passiert nichts. Ein paarmal schieben sich schwarze Wegelagerer (oder wenn man will: Wolkenlagerer) auf unsere Strecke, wir springen über sie hinweg oder fahren mitten durch sie, es wird schnell wieder hell, Riri baumelt mit den Füßen, die andern lesen die Zeitung, der Pilot hat den kardanisch gehängten Kompaß neben sich und fährt nach O., was aber nicht Osten ist, sondern ganz im Gegenteil „Ouest". Unter uns haben Kinder Ritterburgen, Festungen und Städte aufgestellt und aus winzigen Zweigen Gärtchen dazu errichtet, Nancy, Avricourt, Frouard, Châlons, Epernay, dann sieht man in fernen Dünsten den Eiffelturm; eine Abwärtsschwingung des Apparates, ein Gleiten auf weitem Feld, ein Geruch von verbranntem Öl, ein Halten knapp vor dem Hangar der F.R.A. in Le Bourget, dem Aerogare, dem großen Fliegerzentrum des Kontinents Europa. Ein Beamter nimmt die Flugbillets ab, Autotaxi der Gesellschaft stehen bereit und ich fahre mit Riri durch die Rue de Flandre, über den Boulevard Strasbourg, den Boulevard Sébastopol, versinkend in einem Wellenstrom des Lichts, durch die Rue de Rivoli — wann fuhr ich von Wysotschan ab, vor sieben Stunden oder vor sieben Jahren? — durch das Louvre-Tor über die Place du Caroussel, Quai des Tuileries, Pont des Arts und über die glitzernde Seine durch Paris, durch Paris!!

DER HERR DER WAGGONVILLA

„Ja, freilich, es sieht schon ein bisserl anders aus wie damals, als mir her'kommen san."

Herr Syrowattka wendet sich selbstzufrieden im ersten seiner beiden Waggons um, die ihm und seiner Familie Wohnung sind.

„Als mir her'kommen san — im Zwölferjahr war's, im Mai — da haben die Leut' geschimpft, in Salmannsdorf und die Neustifter auch, hier ist ein Villenviertel, haben sie geschrieben an die Stiftsverwaltung, und meine zwei beiden Waggons verschandeln die ganze Gegend, haben's gesagt, die Teppen haben gemeint, ich werd' die Waggons da stehen lassen, schwarz und schmierig, wie sie 'gwesen sein ..."

„Die zwei, was am ärgsten gehetzt haben, san eh schon g'storben im Krieg", mischt sich Frau Syrowattka in die Debatte.

„Na, du hast z'reden! Du hast mir ja auch nicht heraufwollen, in an Waggon willst net leben, hast g'sagt, wie die Zigeuner. Aber ich hab' auch schuften müssen, bevor es so zurecht worden ist."

Die Frau Syrowattka ist bei dem Vorwurf, sie sei einmal zu stolz gewesen, die Waggonvilla zu beziehen, ein wenig rot geworden, doch da ihr Gatte den Besucher auf den jetzigen Zustand verweist, erwacht in ihr die Hausfrau, und sie entschuldigt sich, wie es Hausfrauen eben tun:

„Ist schon lang nicht hergerichtet worden. Mein Mann war fort im Krieg und die Buben auch, zwei sind mir invalid zurückkommen, der eine hat vierundsiebzig Splitter im Leib g'habt, die rechte Hand kann er nicht bewegen, er ist achtzig Prozent arbeitsunfähig, aber jetzt werden wir bald anfangen, das Häusl herzurichten."

Der Hausherr verrät die neuen Pläne. „Ich werd' ein neues Dach machen mit ein' breiten Rand, daß mir das Regenwasser nicht die ganze Außenwand ruiniert, wann's ablauft ..."

Ich schaue mir die Wohnung an. Eine Proletarierwohnung wie viele, aber mit Symptomen heraufziehender Kleinbürgerlichkeit, eine gehäkelte Decke und ein metallbeschlagenes Photographiealbum auf rundem Tisch, ein gipserner Goethe und ein ölgedruckter Kaiser Franz Joseph in goldlackiertem Rahmen, Nippesfiguren auf dem Gesims des Sofas. Der achtzigprozentige Invalide spielt mit zwei Brüdern „Angehn", die Tochter liegt bäuchlings auf dem Kanapee, den Finger in die Nase und den Kopf in einen Roman vertieft, die Mutter steht am Herd, im Anrichteschrank sind Teller und Gläser, auf dem polierten Kleiderstock hängen Beinkleider, Hemden, Unterhose und was sonst noch auf einen Kleiderstock gehört.

Wäre der Plafond nicht auffallend flach gewölbt und aus Holz mit Querrippen, wären nicht oben die typischen Lücken, man würde nicht glauben, in Waggons zu sein. Die beiden Lastwagen sind mit je einer Längswand aneinandergeschoben, eine Tür und Fenster wurden durchgebrochen, die Wände übermauert, ein Herd mitsamt Kamin eingebaut, der erste Wagen durch Bretter in Schlafkabinett und Küche geteilt, ein Keller fehlt keineswegs, das Dach sitzt oben wie auf jedem richtigen Haus, vorne ist ein Ziergärtchen mit Rosenstöcken, hinten ein Schuppen und ein Gemüse- und Obstgarten. Eigentlich sind die beiden Waggons der unwichtigste, der überflüssigste Bestandteil der Waggonvilla und haben ihre Entwicklung eher gehindert und beschränkt als gefördert. Man äußert diese Ansicht. Herr Syrowattka aber lächelt schlau:

„Hätt' man mich denn bauen lassen, wann ich net mit denen zwei Waggons angekommen wär'? Die hätten mich schön davongejagt."

Wie sind Sie denn auf die Idee gekommen, Herr Syrowattka, sich so mir nichts dir nichts hier anzusiedeln?

„... Wissen's, ich hab' damals keine Wohnung kriegen können, und ich kann doch nicht mit der Frau und sieben Kindern im

Wald schlafen, nicht? Da hab' ich gehört, daß man alte Waggons kaufen kann, ausrangierte, so bin ich halt zur Staatsbahn hin und hab' mir die zwei ausgesucht. Siebzig Gulden hab' ich dafür gegeben, mein letztes Geld. Ich bin ein geborener Neustifter und bin zu einem Pächter in der Ratsstraße gegangen, der hat mich lange kennt, und hab' ihn gebeten, ob er mir ein Stückerl von seiner Wiesen abtreten möcht'. Der hat nichts dagegen g'habt, aber wie wir hinkommen san mit dem Streifwagen, die zwaa riesigen schwarzen Kisten drauf — das Untergestell mit die Achsen und die Räder haben's schon abgenommen gehabt in der Werkstätten und die Puffer aa — hat er net mehr wollen, der Herr Pächter. Es geht nicht, hat er g'meint, er wird den Grund jetzt verkaufen, und grad über die Wiesen soll eine neuche Eisenbahnlinie gehen, und solches Zeug hat er g'redt ..."

Na, und da hat denn der Maurer Syrowattka den Pferden, die an seiner obdachlosen Familie und an seiner zukünftigen Behausung tüchtig zu schleppen hatten, kurz entschlossen ein paar Peitschenhiebe gegeben, ist bis zum Dorotheer Wald gefahren, auf den Sommerheidenweg hinauf, wo er ein ödes Grundstück wußte (in seiner Kindheit wurde hier Braunkohle geschürft, später war ein Steinbruch da), lud die beiden Wagen ab und stellte darin seine Möbel auf, zum Gaudium der Neustifter Jugend, zum Staunen der Erwachsenen und zum Ärger der noblen Anrainer. Als er gar Miene machte, sich auf dem requirierten Boden für ewige Zeiten einzurichten, hagelte es Beschwerden der Nachbarschaft beim Grundeigentümer, dem Klosterneuburger Stift. „Sogar bei der Polizei hab'n sie mich verpfiffen, so a Gemeinheit, gegen an armen Familienvater die Polizei zu mobilisieren!" Da legte Syrowattka die Schaufel hin, zog einen Rock an, ging zu den hochwürdigen Herren und stellte sich als neuer Pächter vor. Die machten ihm Vorwürfe, daß er nicht vorher gekommen sei, aber er wandte ein, daß sie ihm den Boden ja doch nicht abgetreten hätten, und daß er's „nur von wegen die Kinder" getan; weil die Stiftsherren wohl einsahen, er werde ohne öffentlichen Skandal nicht mehr fortzukriegen sein, verpachteten sie ihm das Stück Land, etwa zwölfhundert Quadratmeter, für dreißig Kronen jährlich.

„Und zwanzig Kronen müssen wir Steuer zahlen auf dem Währinger Rathaus“, wirft die Gattin unwillig ein.

Es ist trotz der hohen Steuer noch immer billig. Allerdings war es Brachland, und Herr Syrowattka rühmt sich, ungefähr dreihundert Fuhren Abraum und Gestein planiert zu haben, bevor alles so schön wurde, siebzig Obstbäume gepflanzt werden konnten. Man kann ihm das Lob nicht versagen, daß er da eine kühne Tat geleistet, beinahe eine revolutionäre. Wenn es jeder so hielte wie Sie, Herr Syrowattka, gäbe es bald keine Wohnungsnot, dann —

„Sö, hören's mir auf, das tät' ja noch fehlen, daß da a jedes hergelaufene G'sindel hier a Häusl aufstellt. Aaner hat's mir eh' schon nachmachen wollen, aber i hab' an Riecher g'habt, und wie er mit sein Fuhrwerk ankommen is, hab' ich die Buben um die Polizei g'schickt, er hat net abladen dürfen, den eingetepschten Personenwagen dritter Klass', wo seine Bankerten schon dring'sessen san, und mit an Abort auf jeder Seiten.“

„Schön is er wieder obig'fahr'n mit sein' Scheißwaggon,“ lacht die Dame des Hauses, „der hat sauber g'flucht, der Kerl, haha.“

Er hätte Ihnen wohl den Platz weggenommen?

„Ah na, dös grad' net, er wollt' ja ganz wo anderst hin, zum Waldrand dort, aber man kann das doch nicht einreißen lassen, daß a jeder abgerissene Schlurf sich da sei' Buden herstellt, und weiß Gott, was für a Wirtschaft hermacht. Hier wohnen lauter feine Leut' ...“

Sie haben aber doch auch, Herr Syrowattka ...?

„Ja, freilich, hab' i damals aa nix g'habt, aber ich hab' doch mein Haus tadellos herg'richt, und mach' dera Gegend ka Schand', das müssen S' doch selber sagen, net? Und jetzt kommt ein tulli Dacherl mit'n breiten Rand, dann streich' ich die Fassad' an und nächstes Jahr ...“ Ein Schreckgespenst unterbricht die Schilderung seiner Absichten. „Wann nur net der Bolschewismus kommt, die Gaunerbande! Was glauben S'?“

Das kann man heute noch nicht sagen, Herr Syrowattka.

Frau Syrowattka sieht mich besorgt an: „Die Bolschewiken, die täten dem Kloster alles wegnehmen?“

Darauf läßt sich nichts erwidern, als daß dies wohl eine unvermeidliche Folge des Kommunismus wäre.

Die Frau (angstvoll): „Müsseten wir am End' dann wieder weg von hier?"

Der Villenbesitzer schwingt wütend die Fäuste: „Dös glaub' i, darauf hätt'n die a Schneid! I waaß ganz gut, was dö woll'n, an Putsch machen möchten's und die Regierungsgewalt ergreifen und mir mein Haus wegnehmen und sich selber hereinsetzen, weiter wollen's ja nix, die Bagasch'! Aber das is mei' Grund, mei' Häusl, i zahl' meine Steuer, sö sollen nur kommen, die Hungerleider, i werd' ihnen schon heimleuchten, denen Bolschewisten!"

PISTYANER SCHWEFEL

Morgens kam ich an, Omnibusse standen vor dem Bahnhof und priesen sich den Reisenden laut an, durch lange, ungepflasterte Dorfstraßen ging der Weg. Zweifel tauchte auf: bin ich in einer falschen Station ausgestiegen?

Ich nehme Direktion nordwärts. Soll das die Badedirektion sein? Ebenerdige Bauernhäuser, dazwischen Höfe, deren Mauern aus Korbgeflecht sind, Holzpumpen; Ochsengespanne kommen mir entgegen, mit Klee beladen oder mit Rutenholz, nicht nur die Kinder sind barfüßig, auch Männer und Frauen und Jungfrauen, welch letztere man weit müheloser erkennt als anderswo, denn sie tragen in der Mitte gescheiteltes, glattgekämmtes Haar, aber zum Unterschied von den verheirateten Frauen kein Kopftuch. Ein Friedhof hält seine Tür offen, ich trete ein, wundere mich, daß in diesem slowakischen Gebiet, das unter langjähriger Herrschaft Ungarns keine noch heute merkliche magyarische Tünche anzunehmen vermochte, drei Viertel der Grabinschriften deutsch sind. Rathaus und Kirche sind dörfisch, der abgeplattete Steinkegel, freistehend, ist, so wahr mir Gott helfe, ein Pranger; man sieht die Klammern, an denen die Armensünder angeschmiedet werden. Zur Sicherheit frage ich einen bejahrten Bauer, was das für ein Monument ist. „Das ist der Pranger.“ Der Alte beruhigt mich gleich, schon längst sei der Schandpfahl nicht mehr in Verwendung, nur zum Angedenken, damit man wisse, wie böse die guten alten Zeiten waren. Ich erkundige mich bei dem Slowaken nach den Bädern. „Oh, die sind weit, sehr weit: in Teplitz.“ — In welchem Teplitz? Hoffentlich nicht in Teplitz-Schönau, wohin eine Schnellzugsreise mehr als einen Tag dauern würde, hoffentlich bloß in Trencsin-Teplitz, das zwar gleichfalls viele Stunden

entfernt ist, doch wenigstens in der Slowakei liegt? „Nein, in Pistyan-Teplitz", erfahre ich. Bin ich nicht in Pistyan? Das schon, aber es besteht aus drei Teilen, aus Groß-Pistyan, wo ich eben bin, aus dem nur von Bauern bewohnten Pažid, und aus Pistyan-Teplitz, wo die Bäder sind.

Ich kehre um, und von Zeit zu Zeit frage ich nach dem Wege. In der Nähe des Parks sind bereits Geschäfte städtischen Charakters. Kurgäste nahen. Die rheumatismuskranken Herren reden sich, wie die kahlköpfigen, gerne ein, ihr Übel sei sozusagen das Zeugnis für reichlich genossenes Leben, für ausdauernden Fleiß und minderentsprechende Sitten, jedoch nur allzu viele holten sich ihr Rheuma im Feld, also als sie solid waren, und ihre Glatzen im Gefangenenlager, wo es keine Frauen gab. Der flachsblonde Bursch mit der breiten Sattelnase, der auf zwei Krücken humpelt, hat sein Gebrechen schwerlich vom Sumpfen, eher von einem Sumpf in der Matschwa, von der Feldwache. In zweirädriger Sänfte zieht man einen verrunzelten Mann vorüber, mit kraftvoller Nase und kraftloser Unterlippe, ich kenne ihn: in feuchtem, stickigem Kellerlokal verkaufte er jahrzehntelang Roßhaar, bis sein jüngster Sohn mit Luftgeschäften so viel verdiente, um den im luftlosen Geschäfte zum Krüppel gewordenen Vater in die Thermen schicken zu können. Ein Slowak mit weißem Haar und zwei Stöcken ist kaum mit jenem alten Slowaken aus dem „Rastelbinder" identisch, der die Frage, was besser sei, ob Schnaps oder Tabak mit dem Lied beantwortet: „Ein Hubičku vom Mädličku ..." Die auffallende Dame hat gesunde Beine, wenigstens bis zu den Knien, wovon sich jeder überzeugen kann, da ihr Rock noch kürzer ist, als die Mode vorschreibt. Sicherlich kam sie nicht her, um sich vom Badediener die Kur machen zu lassen wie die anderen. Im Gespräch stelle ich fest, daß sie Ungarin ist, sie trägt einen Ehering: „Gnädigste begleiten den Herrn Gemahl?" „Mein Mann nit Pistyan", erwidert sie, was ich zuerst mißverstehe. Sie sei nur wegen der guten Luft hier, die reich an Mineralien ist. „Schwefel", bemerke ich, und sie nickt. Und sie spielt so gern Roulette, und, joj, tanzt sie gern Foxtrott, und die Bar im Kursalon ist wunderbar eingerichtet, so was gibt's nicht einmal in Budapest, die Separés: igozán gyönöry, jetzt ist freilich noch

nichts los, die izé, die Hochsaison, ist erst im Juni, da kommen die Kavaliere... Ich versichere, daß ich keiner bin, worauf sie sich verabschiedet, weil sie gerade in einem Geschäft etwas zu besorgen hat.

Im Kurpark sitzen auch noch keine Kavaliere, sondern zumeist Heilungsbedürftige und Slowaken und Slowakinnen, die mit dem Munde zu hören scheinen.

Immerfort begegne ich schwarzen Sänften, jede von einem slowakischen Kuli gezogen; selbiges Vehikel, hierorts „Infanterist" geheißen, dient dazu, die schweren Patienten in das Bad und aus dem Bad zu transportieren. Allerdings, wer im Thermia-Palace wohnt, in dem modernen Hotel, den hebt der Lift direkt aus der Schlammkammer ins Hotelzimmer, vorausgesetzt, daß der Aufzug funktioniert. Dies ist allerdings selten der Fall, und die Fremden halten das Wort „Nejezdí" („Fährt nicht") für die tschechische Übersetzung von „Lift".

Eine Betonbrücke führt über die Waag, aus der morgens Schwefelschwaden steigen, und die seicht ist um diese Jahreszeit, aber von klarem, reißendem Wasser, und nachmittags voll von Schwimmern. Am anderen Brückenende baden die Kranken, auf der Insel, wo die Quellen und die Bäder sind und die Gasthöfe. Das neue Riesenhotel ist ein Lagunenbau, errichtet auf Pfeilern aus Gußmörtel; sie einzurammen war schwer, ein Kampf gegen Strahlen beinahe siedenden Wassers, das überall emporschoß. Daneben das Irmabad, eine hochgewölbte Rotunde mit Schamottewänden und Goldleisten und ohne Fundament: im Bassin steht man auf natürlich aufgeschwemmtem Schlamm inmitten des aschgrauen, heißen, schwefligen Wassers. Allerdings, es wird nicht so heiß gebadet, wie's gekocht wird, die Pistyaner Quellen müssen um vierzehn Grad abgekühlt werden, bevor man sie in die Bäder pumpt. Auf Gartenbänken sitzen die Kurgäste und lassen sich von der Sonne bestrahlen, die freigebiger ist als der Badediener. Der macht die Schlammpackungen nur an jenen Stellen des Körpers, die der Arzt auf der im Ordinationsbuch vorgedruckten Zeichnung eines nackten Menschen rot angestrichen hat.

Die Patienten sind zumeist schwerer krank als die von Trencsin-Teplitz, der Konkurrenz. Ein Wiener, der seit zehn Jahren nach

Trencsin-Teplitz zur Kur geht, geriet am Sonntag mit einem alten Stammgast von Pistyan in Streit. Anfangs lobte jeder sein Bad, wie jeder der deutschen Fürsten im Uhlandschen Gedicht sein Land rühmt, aber in der Hitze der Diskussion wurden sie aggressiv, und der weitere Verlauf glich nicht mehr der Ballade, sondern jener Novelle aus den Daudetschen „Lettres de mon moulin", wo die Bürger zweier Wallfahrtsorte einander in die Haare fahren und jeder die Mutter Gottes des anderen verhöhnt, beschimpft und beschuldigt. Der Pistyaner machte sich mit der Temperatur von 67 Grad seiner Quellen patzig und lachte geringschätzig über die 36 Grad „heißen" Quellen von Trencsin-Teplitz. „Hehe," blieb ihm der Trencsin-Teplitzer aus Wien die Antwort nicht schuldig, „Ihr müßt sie auch abkühlen, bevor sie ins Bad fließen, sonst verbrüht sich der Kranke den Toches! Dabei geht die ganze Radioaktivität flöten, und es bleibt nur gewöhnliches heißes Wasser, da kann ich ja gleich in eine Teekanne steigen. Bei uns entspringt die Quelle im Bad." — „Und der Schlamm? Den haben wir im Bassin, bei euch muß ihn der Badewärter im Rückenkorb erst von draußen holen ..." Schließlich warf der eine dem andern vor, in dessen Kurort komme man mit dem Čakan und verlasse ihn auf Krücken. Damit hat es folgende Bewandtnis: in den Bädern von Slowensko trägt der Gesunde den landesüblichen Spazierstock mit hölzernem bemaltem Griff von der Form eines Beiles. Schon der berühmteste Trencsiner, der Anno 1713 gehängte Räuberhauptmann Juro Janošik, hatte einen solchen Čakan, und in den Bauernhütten sieht man den sagenhaften Rebellen abgebildet, wie er, die Beine gekreuzt, über ein Lagerfeuer springt, mit dem Terzerol in seiner Rechten die Krone eines Baumes herunterschießend und mit dem Čakan in der Linken die Krone eines anderen hohen Tannenbaumes abhackend. Diese Stöcke tragen also die Sommergäste, auch wenn sie nicht Räuberhauptmänner sind und sich keine derartigen Sprünge leisten dürfen. Die Kranken schleppen sich auf Krücken, da man hauptsächlich Gicht, Rheumatismus und Ischias abzugeben wünscht. Und die im obigen Disput gefallene Bemerkung, man könne hier zum Krüppel werden, ist blödsinnig. Ich habe in Pistyan mehr als einen getroffen, der vor kurzem im Rollwagen geschoben wurde und jetzt selber schiebt, daß es nur

eine Art hat. In Trencsin-Teplitz ist die Wirkung noch augenfälliger, dort ist auf der Kolonnade der Raum zwischen Glaswand und Holzdach seltsam gerippt, von Krücken, welche von den geheilten Kurgästen zurückgelassen wurden, erstens aus Dankbarkeit, zweitens zum Andenken, drittens, weil sie sie nicht mehr brauchten und viertens, weil es nichts kostete; auf einem Karton sind Namen und Adresse des Spenders verzeichnet, man zählt über fünfhundert Stück, ein ganzes Zeughaus von Gummistöcken, Holzbeinen, Stelzen und Doppelkrücken mit umpolsterter Stütze.

Im Bassin baden beide Geschlechter, doch ist die Mitte des Spiegels, ohne irgendwie bezeichnet zu sein, ein scharfer Trennungsstrich. Die reinliche Scheidung entstand wohl ähnlich, wie nach jenem Experiment, mit dem man scharfsinnig das Vorhandensein des Gedächtnisses bei Fischen festgestellt hat: man teilte ein geräumiges Aquarium durch eine senkrechte Glasplatte ab und brachte auf der einen Seite Forellen, Goldfische und dergleichen unter, die fröhlich umherschwammen und hierbei ein wenig an der Glaswand anschlugen. In die andere Hälfte ließ man Hechte ein, die schossen sofort gegen die Forellen los, stießen aber mit dem Kopf so heftig gegen die Glasplatte, daß sie — bekanntlich das Zeichen höchsten Schmerzes bei den Fischen — mit den Schwanzflossen herumschlugen. Nun nahm man die Glasscheibe weg, die Hechte kamen nie über die Mitte, Beute zu holen, sie vermuteten die Wand dazwischen. Vielleicht hat sich auch einst im Bassin ein Mann auf die gegenüberliegende Seite zu stürzen versucht und dann (siehe oben) mit den Flossen herumschlagen müssen, und seit jener Zeit überschreitet niemand die Grenze. Man schaut distanziert die Frauen an, wie sie auf der Quelle stehen, die auf der Oberfläche Blasen wirft, in einem Wasser, das grau ist und undurchsichtig. Nur am Strich kann man miteinander sprechen.

Wenn Essenszeit ist, hinken alle Gäste Pistyans zum Diner, unterwegs fegen ihnen die von je einem barfüßigen Slowaken begleiteten Ochsenkarren Staubwolken ins Gesicht.

Ich entfliehe dem Staub und steige zur Ruine Čachtice hinauf, die Csethe hieß, als Gräfin Elisabeth Bathyory oben wohnte, ein Schrecken aller Jungfrauen im weiten Umkreis. Aus den Gerichts-

akten geht hervor, unter welch teuflischen Vorwänden sie Mädchen ins Schloß locken ließ und wie sie sie zu Tode folterte. Die Protokolle geben nicht an, wie viele diesem weiblichen Gilles de Rais zum Opfer gefallen sind, man konnte bloß sechshundert Namen der Ermordeten feststellen. Sie marterte aus Sadismus, und sie tötete, um in Jungfrauenblut baden und dadurch schön bleiben zu können. Dieses Rezept der Poppina Sabina half sicherlich, denn bei jeder Kur ist vor allem der Glaube wichtig, ob man nun in Jungfrauenblut badet oder in Schlamm und Schwefel.

DER TOTE HUND
UND DER LEBENDE JUDE

I.

Steif, von braun-runzliger Haut umhüllt, streckte sich den Knien der kleinen Kamilla ein menschlicher Nacken entgegen.

Da sie plötzlich aufschrie und ihr Kleid hinunterschob, sah ich diesen fremden Körper auf sie gerichtet, der mir wie etwas Schamloses erschien, und werde ihn nie vergessen. Nie vergessen, obwohl es lange her ist, seit diese Begegnung die ersten Regungen meiner Pubertät erschreckte.

Damals standen noch die alten Ghettogassen, — übrigens, das weiß ich gar nicht genau; vielleicht war die Assanierung schon im Gange, wahrscheinlich war das alte Gemäuer bereits demoliert, möglicherweise wuchsen sogar schon die neuen Zinspaläste für die Enkel derer, die das Geld hier erhandelt oder erspart oder erwuchert hatten. Wie gesagt, das weiß ich nicht mehr, so lange liegt es zurück, seit ich diesen Nacken vor mir sah, seit mich die erste meiner drei Begegnungen mit dem Manne erschütterte.

Das jetzige Jahrhundert hatte kaum begonnen. Die kleine Kamilla war vierzehn Jahre alt, zwei oder drei Monate jünger als ich. Im Stadtpark, wo wir uns nach der Rückkehr aus der Sommerfrische zunächst unverabredet und dennoch nicht zufällig getroffen hatten, konnte man nicht küssen oder nur schwer. Und gingen wir im Paradiesgarten spazieren, wo es keine Gouvernanten, keine Mitschülerinnen, Mamas oder Bekannten gab, so waren doch — mochte man auch hart am Rand gehen, daß man in den Franz-Josephs-Bahnhof hinunterfallen konnte — immer Erwachsene da, die impertinent ein Liebespaar derart kleinen Formats belächelten. Damals fanden wir uns den Judenfriedhof. Er lag nah, ziemlich menschenleer, jedenfalls gouvernantenlos, die Ju-

den, die hier waren, belächelten und beklatschten schon lange niemanden mehr. Nichts lebte, — selbst die Würmer, die einst an den Gebeinen genagt hatten, waren längst in Atome zerstäubt. Ein Park der Verstecke, überhängende Blütenäste schützend verfitzt, geneigte Steine, Grabhügel und gemeißelte Sarkophage schlossen sich dazu zusammen. Sogar eine Bank stand da, im westlichsten Teil, dem unwegsamsten, wirrsten der ganzen Totenstadt, eine breite Steinbank, auf der es sich schöner sitzen ließ, als auf der feuchten Friedhofserde, dem kalten Grabgestein oder gar im Gezweige zwischen den Holunderblüten, eine gute Steinbank für kleine Menschen, die einander ganz gerne haben, weil beide mit ihren Eltern in Wschenor auf Sommerfrische waren, und darum glauben, daß sie sich lieben und nun irgendwelche Konsequenzen daraus ziehen möchten, wie die Großen. Dort haben wir zwischen Romantik und Naturalismus balanciert, zwischen verbalen und realen Tastversuchen ungeschickter Art; dort habe ich der kleinen Kamilla die vielen Abenteuer erzählt, die ich damals hinter mir hatte, und heute längst nicht mehr hinter mir habe, und die ganze prächtige Zukunft entrollt, die ich damals vor mir hatte, und die nunmehr endlich kommen könnte; dort haben wir — ahnten wir denn, was Kitsch ist! — einander ewige Treue geschworen und selbiges Gelöbnis mit primitivem Petschaft, den Küssen von Vierzehnjährigen, besiegelt. „Laß mich fühlen, wie dein Herz klopft", habe ich dazu gesagt, weil diese Phrase in einem Roman vor einer Zeile vielsagender Gedankenstriche stand. Die Gedankenstriche jenes Buches haben sicherlich entscheidendere Vorgänge angedeutet, aber anders als durch Gedankenstriche ließe sich auch das schwerlich erzählen, was zur Zeit unserer Pubertät auf der versteckten Bank geschah.

Unter unseren Füßen moderte der Ahnen Gebein. Das betraf uns keineswegs. Mochte Wind gehen, mochte Regen fallen! Uns störten die gespreizten Hände nicht, die die Steine der Kohanim entsetzt-abwehrend von sich streckten. Erhoben sich dort Wasserkannen, uns zu beschütten, wie von den Pawlatschen der verbotenen Durchhäuser, die zu durchrasen unserer Knabenzeit Lust war? Schnellten Weintrauben in unerreichbare Höhe? Uns redeten die Steine nicht und nicht die Gottheit, die hier in heiligen

Quadraten tausendfach beschworen war. Wir waren allein, und uns störte nichts. Bloß — —

An dem Tage, um dessentwillen die kleine Kamilla, eine verjährte Liebschaft, aus dieser Landschaft voll Gräbern hervorgeholt wird, war draußen Regen gewesen, und im Friedhof war er noch. Er klammerte sich am Gestrüpp und an den kahlen Dolden, bevor er den letzten Rest seines Sturzes tat, wenn ein Wind ihn leicht anstieß, und vor den versilberten Grabsteinen starb er in die Erde, Pfützen verlegten den Weg zu unserer Bank. Sie war naß, ich opferte mein Taschentuch, um sie zu trocknen, und meinen Paletot, damit Kamilla sich daraufsetze; mir selbst blieb bloß ein Buch, es mir unter den Popo zu schieben. Ein Baumstrunk, kaum zwei bis drei Schritte vor uns, blieb unbeachtet, wir begannen mit den Küssen, als ob wir irgendwelche nachzuholen hätten, mit meiner Untersuchung ihrer Herztätigkeit, und meine Hand schob ihren kurzen Mädchenrock über das Knie und streichelte die Haut, als Kamilla plötzlich zusammenfuhr, und ihre Röcke herabzerrte, mit entsetzten Augen, deren Richtung die meinen folgten.

Da sah ich den Nacken, diesen unflätigen Nacken mit der gebräunten, runzligen Haut, gefährlich gerichtet auf Kamillas Knie.

Der Baumstrunk war kein Baumstrunk. Er war ein Mensch. Stand vor einem schwarzsteinernen Sarkophag, auf dessen Flächen das seichte Relief der tausend hebräischen Schriftzeichen vom Regen schimmerte gleich flüssigem Zinn. Gebetet hatte er und betete noch, jetzt hörte ich auch die fast lautlos gemurmelte Litanei; er bat Gott um Gnade für den Toten, der hier begraben war, und für sich; und er glaubte wohl, daß sein demutsvolles Bittgesuch nicht unterbrochen werde, wenn er dabei mit starr vorwärts gerecktem Hals zwei Menschen belauere, deren jugendliche Frivolität mit seiner alten Frömmigkeit klaffend kontrastierte.

Was drohte dieser Nacken, der aus den Schultern zu schnellen schien, sich längs der Waden Kamillas bis zu ihren Schuhen abwärts drehte, und dann wieder emporriß, als wollte er ihr Kleid vom Saum aus zerfetzen, daß sie aufschrie und aufzuspringen

versuchte! Ich hielt sie nieder, — fortzulaufen kam mir dumm vor.

Der Hals betete.

Ich redete zu Kamilla, forciert und Belangloses, und schielte auf den Mann.

Kaum ein Drittel seines Profils war mir sichtbar. Weißes Haar, klein gelockt wie Wolle, stand unter schäbigem, flachem Velourhut ab. Die Wölbung eines Tränensacks war das, was ich von seinem Antlitz noch sehen konnte, die Spitze der übermäßig vorspringenden Nase und den zerzausten, ungestutzten Rand des weißgekräuselten Spitzbarts auf gegerbter Wange. Wie Büffelleder war die Hand, die in den Rhythmen des Gebets schaukelte. Ohne Zweifel: der Mann war alt, uralt, achtzig mindestens. Aber der Körper war nicht der eines greisen Juden. Eine schwarze Tuchhose, alt wie er, lag prall auf seinen Schenkeln, und glänzte tranig; unten steckte sie in hohen Stiefeln. Vom Rist bis zum Schritt schienen die Beine überall gleich breit, sehnige, junge Beine, doch in der Höhe des Schenkelknochens verjüngten sie sich unnatürlich, die Beckenpartie verkümmert, die Hüfte schmal, soweit dies zu erkennen war. Denn obwohl er weder Kaftan trug noch Mantel, sondern ein schwarzes Sakko, war ihm dieses zu groß, so daß selbst der Regen, den der Mann eben ersichtlich ohne Schirm überstanden, den Rock nicht an den Leib zu pressen vermocht hatte. Die Breite der Schultern fiel auf; sie gab dem ganzen Oberkörper des Alten die Form eines Dreiecks. In der linken Hand des Betjuden (die ich nicht sah), bewegte sich ein Ledersack.

Kamilla und ich, wir schämten uns, beobachtet worden zu sein. Auch waren wir erschrocken. Und der Schrecken verließ uns nicht, als sich der Mann von neuem dem Grabstein zugewandt hatte. Er dachte vielleicht nicht mehr an uns, würde uns keine Szene machen, uns nicht verraten. Doch hatte er etwas Schauerliches, dieser Uralte mit dem jungen Körper, dieser Mensch, der vorher ein dürrer Baum gewesen war, und nun in einen Baum zurückzuerstarren schien.

Wir wollten warten, bis er gehen würde. Aber er betete vertieft. So gingen wir.

Nach etwa zwanzig Schritten erst wagten wir es, hinter einem Stein uns nach ihm umzusehen: er war wieder Baumstamm, der braune dürre Ast stand hart in der Richtung auf uns. Ich sah sein Gesicht. Die Lippen bewegten sich im Gebet.

Die Liebschaft zwischen Kamilla und mir hat noch ein paar Monate gedauert. Ich erinnere mich, daß sie seit jener Erscheinung des Alten, so oft wir uns irgendwo im Freien niederließen, mich mit (halb gespielter) Scherzhaftigkeit bat: „Schau' nach, ob das wirklich ein Baumstamm ist.“

II.

In Ofutak bei Neusatz lag 1914 unser Regiment im Winterquartier. Wir waren von den Serben geschlagen, über die Donau gejagt worden, und wurden nun zu neuen Angriffen aufgepäppelt, neu ausgerüstet und diszipliniert. Retablierung. Alle zehn Tage kam die Reihe an mich, als Korporal bei der Bereitschaft der Hauptwache Dienst zu tun. Ehe der jeweilige Inspektionsoffizier seinen Rundgang durch die Stadt machte, um die Wachen zu inspizieren und Soldaten zu erwischen, die sich nach der Retraite umhertrieben, holte er von der Hauptwache den Korporal mit einer Patrouille zu seiner Bedeckung. Draußen, wo sich der Umriß der Ortschaft verlor, stand frei das Lupanar von Ofutak, das „Kuppeleiház“. Wir gingen um das Haus herum, nachzusehen, welche Zimmer beleuchtet seien. In dem Augenblicke, da die Inspektion das Haus betritt, verlöscht das Licht ohnedies, das weiß jeder Offizier, der nicht zum erstenmal Dienst macht; hat er jedoch vorher von außen die hellen Räume festgestellt, so braucht er nur diese aufzusuchen, und dort unter das Bett schauen zu lassen, um einen Soldaten zu finden. (Lüstlinge, die diese Praktiken der Inspektionsoffiziere schon kannten, liebten daher im Dunkel.)

In einer solchen Dezembernacht meines Dienstes gegen die Unsittlichkeit, hatten wir konstatiert, daß im rechten Eckzimmer die Lampe brenne, hielten uns also im „Salon“ nicht auf, ließen die Madame nicht viele Eide schwören, daß kein Soldat im Hause

sei, und meldeten uns an der Türe. Erzsike schloß gleich auf, trotzdem sie ... Ein Zivilist, ein steinalter Jude, stand da, den wir mehr gestört hatten, als das Mädel. Der Oberleutnant blickte doch im Zimmer umher, sich nicht anmerken lassend, daß er blamiert sei.

„Wie schmierig das Bett ist“, sagte er zu mir, um etwas zu sagen.

„Ich bin auch nicht darin gelegen“, verwahrte sich der Alte, an den der Satz nicht gerichtet war.

„Was machen Sie hier?“ herrschte ihn nun der Inspektionsoffizier an, erinnerte sich aber, daß diese Frage ziemlich überflüssig sei, und fügte hinzu: „Sind Sie aus Ofutak?“

„Ich bin ein Hausierer ... ich komm' schon viele Jahre her ...“

Der Oberleutnant sah mich unschlüssig an, weil er merkte, daß ich den Alten intensiv mustere. Rasch machte ich die abwehrende Handbewegung: der Mann ist mir nicht spionageverdächtig.

Der Jude begriff: „Mich kennt jeder Mensch in Ofutak ... jedes Kind kennt mich ...“

„Also schaun Sie, daß Sie nach Hause kommen,“ schnitt der Offizier in seine Rede, „es ist Ausnahmezustand, um zehn Uhr abends haben alle Leute zu Hause zu sein.“

„Ich bitte Sie sehr, kann ich nicht noch einen Moment bleiben, wenn ich schon einmal da bin?“ bat der Greis nun devot, nachdem er die Gefahr einer Festnahme beseitigt sah.

Wir lachten. „Sie haben doch selbst gesagt, daß Sie sich nicht in das schmierige Bett legen“, meinte der Oberleutnant.

„Kérem szépen, der da legt sich nie in Bett, wann er mit Madel beisamm' ist“, bemerkte die Madame, die scheu an der hinter uns offen gebliebenen Zimmertür gelauert hatte und sich in das Gespräch zu mischen wagte, als es eine heitere Wendung nahm.

Wir setzten unseren Dienstgang fort. Den ganzen Abend dachte ich nach, an wen mich der Jude erinnere, diese ur-, uralte Gesichtshaut, wie beklebt mit dem weißen Negerhaar auf Kopf, Wange und Kinn, dieser Körperbau von der Form einer Sand-

uhr und besonders die starken sehnigen Beine in unternehmungslustigen Reiterstiefeln?

Ich strengte meinen Kopf nach allen Methoden an, um darauf zu kommen, wem er ähnlich sehe, aber das Resultat war nur, daß ich trotz meiner umgeschnallten Patronentaschen im Bereitschaftszimmer der Hauptwache einschlief.

Früh war mein erster Gedanke die vollkommene Gewißheit, daß der gestrige Gast des Kuppeleiház mit dem Baumstrunk des Ghettofriedhofs aus meiner Kamilla-Zeit identisch sei. Unsinn, überprüfte ich diesen Einfall, Unsinn, was hätte ein südungarischer Dorfhausierer in Prag zu suchen gehabt, und wie könnte ich ihn nach so vielen, vielen Jahren wiedererkennen. Kamilla ist längst verheiratet und hat schon zwei Kinder, und der Baumstrunkmensch war, meiner seinerzeitigen Schätzung nach, mindestens achtzig Jahre alt gewesen. Nein, die Identität ist rundweg abzulehnen, — frommer Friedhofsgast und geiler Bordellbesucher! Aber gerade da fiel mir der gesteifte Hals des Alten ein, Stativ eines Blickes, den ich nicht gesehen und der mich nicht gesehen hatte, eines Blickes, der damals Kamillas Kleidchen emporzureißen schien, eines Blickes, den ich damals nicht ganz verstehen konnte und den ich jetzt ganz verstand: mußte nicht auch heute nacht solch eine Gier in dem Greis gewesen sein, der kaum eine Minute nach fatalem Interruptus, eine Minute nachdem er der Gefahr entgangen war, wegen Spionageverdachts verhaftet zu werden, um die Bewilligung bat, sein Schäferstündchen zu vollenden?

III.

Meine Vorlesung war in den Zeitungen angekündigt, und als ich nach langer Abwesenheit in Prag ankam, erfuhr ich, daß eine Dame bereits telephonisch nach der Stunde meiner Ankunft gefragt habe. Eine einstige Freundin wollte mich noch heute auf dem Judenfriedhof sprechen, die Sache sei von eiliger Wichtigkeit. Um halb sechs trafen wir einander dort, ihr Mann hatte unter ihren alten Papieren eine auf „Herr und Frau Kisch“ lau-

tende Rechnung gefunden; sie habe sich der und der Ausrede bedient, und wolle mir dies mitteilen, damit ich keine widersprechende Aussage mache, wenn mich ihr Mann aufsuchen sollte. Auch möge ich bestimmte Vorkommnisse, die sie ihrem Mann eingestanden habe, keinesfalls ableugnen. Die Besprechung war kurz.

Als wir dem Ausgang zugingen, sah ich ... Komisch, die Halluzination! Ich sah einen Augenblick lang weg und dann nochmals hin: bei dem Grab in der Nähe der Steinbank stand der Alte. Ganz scharf schaute ich hin. Ja, dort stand der Alte. Er betete, wo Kamilla und ich als Kinder ihn beten gesehen. Ganz scharf schaute ich hin: kein Zweifel, daß es der Hausierer von Ofutak war.

Ich verabschiedete mich von Fritzi, die ohnedies den Friedhof allein verlassen wollte, richtete es so ein, daß ich wie zufällig an dem Beter vorbeikam, sprach ihn an:

Entschuldigen Sie, daß ich störe, aber ich wollte Sie nur aufmerksam machen, daß der Friedhof gleich gesperrt wird.

„Na, ich werd' schon hinauskommen, — die Türe in dem Hausflur bleibt ja offen." Dennoch schloß er sein Gebet, indem er aus dem Sack, den er in der Hand trug, sorgsam ein Steinchen auswählte und auf das dreihundertjährige Grab legte.

„Ein Stein aus Jerusalem", sagte er zu mir, mein Äußeres musternd.

Das ist das Grab von Medigo del Kandia?

„Woher wissen Sie das? — Sind Sie vielleicht von hier — von der Chewra?"

Nein, ich sei nicht von der Beerdigungsbrüderschaft.

„Wieso wissen Sie also, daß hier das Grab ist von Medigo del Kandia?"

Das weiß man doch, und ich interessiere mich für den Friedhof. Aber ganz privat, fügte ich noch hinzu, als ich sah, daß er mich wieder mit einer Frage nach der Zugehörigkeit zu irgendeiner religiösen Institution unterbrechen wollte.

„Sind Sie ein Student?"

Das habe ich schon längst hinter mir.

„Also ein Doktor?"

Ich nickte; das schien mir kürzer, als diese Zumutung zurückzuweisen, und dann erst meinen Beruf umständlich anzugeben, was ihn möglicherweise zu Mißtrauen oder Zurückhaltung veranlassen könnte.

Was ich von Medigo del Kandia wisse, fragte er. Nicht wie einer, der prüfen will, sondern wie einer, der sich wundert, daß über seine Privatangelegenheiten ein Fremder unterrichtet ist. Hatte der Alte nicht hier eine Totenandacht verrichtet vor zehn, vor zwanzig, vielleicht schon vor sechzig Jahren? Und nun kam ein (ihm) junger Mensch, und wußte von dem hier Vermoderten. So klang seine Frage: Wie kommst du dazu, von meinem Toten zu wissen?

Ich mußte ihm also sagen, daß dieses Grabmal eine der Sehenswürdigkeiten des Friedhofs sei, und der Kretenser Medigo del Kandia aus Büchern bekannt; er war, glaube ich, ein Weltreisender, ein großer Mathematiker und Astronom und Schüler Galileo Galileis, ein Arzt, Bücherfreund, Glaubensstreiter in Disputationen, und überhaupt durch Frömmigkeit hervorragend.

„So? Sagen das die Bücher?“ Er schien erstaunt.

Ja. So ungefähr. Etwas Ähnliches muß ja auch hier auf dem Grabstein stehen?

„Auf den Grabsteinen stehen lauter Lügen.“

Also war Medigo kein Gelehrter? nicht weitgereist? und nicht fromm?

„Ob er gelehrt war! Und ob er herumgekommen ist in der Welt! Vielleicht mehr als ich ...“

Und seine Frömmigkeit?

„Er war frommer als alle, die hier liegen. Und die wahre Frömmigkeit hat er gehabt, Rabbenu Jossef Schloime ben Eliahu, die einzige wahre Frömmigkeit!“

Warum wundern Sie sich dann, daß das auch in Büchern steht?

„Ja, nachher schreiben sie es in die Bücher und auf die Steine. Wenn einer tot ist, dann lassen sie ihn leben.“

Wer?

„Wer? Die Menschen! Alle Menschen! Solang man lebt, ist

man gehetzt von einem Ort zum anderen, unstet und flüchtig, aber wenn man tot ist, dann erst lassen sie einem den Glauben. Nur ein Glück, glauben Sie das mir, junger Mann, nur ein Glück gibt es auf dieser Welt: zu sterben ... Dann erst hat man seine Ruh' und seinen Frieden. Und dann setzen einem die Leute sogar einen so schönen Grabstein und schreiben darauf, wer man war, trotzdem sie einen gerade deshalb angefeindet haben, weil man so war ..."

Aber Sie haben doch vorhin gesagt, Herr ... wie ist doch Ihr werter Name?

„Mein Name tut nichts zur Sache. Was, meinen Sie, hab' ich vorhin gesagt?"

Er erwartete ruhig meinen Einwand, wie ein geschulter Dialektiker, der weiß, daß er sich in keinen Widerspruch verwickelt haben kann, oder wie jemand, der sicher ist, sich herausreden zu können, auch wenn er etwas Falsches ausgesagt hat. Überhaupt war seine Redeweise nichts weniger als die eines Hausierers. Sprache und Wortschatz ließen auf einen gebildeten Rheinländer schließen, der Tonfall klang fast orientalisch; das war besonders bei dem Passus zu merken gewesen, wo er die Segnung des Todes gepriesen hatte: da war seine Stimme in die elegische Modulation des hebräischen Thoravortrages verfallen, in den sogenannten Nigen.

Sie sagten doch vorhin, daß die Inschriften auf den Grabsteinen lügen?

„Und wie sie lügen! Mit steinernen Zungen lügen die Gräber. Lesen Sie, was hier über Jossef Schloime Eliahu del Medigo steht ..." Er fuhr mit dem Finger über das längst plattgedrückte Relief der bemoosten Runen, las und übersetzte in unlogisch abgeteilten Wortgruppen, aber fließend den Panegyrikus auf den Toten:

„... *und es ist gegangen ein Wehklagen, ein großes, durch ganz Israel* ..."

Wie ein schlankes Haus, das einst frei gestanden und nun verschüttet ist bis zu den Giebeln und dem zwischen ihnen spitz zulaufenden Dach, war das Grab, vor dem der Fremde stand. Und als er sich niederbeugte, schienen seine Maße fast unverständlich.

Manches an ihm kam mir posiert vor, mehr als ein Satz auf Eindruck berechnet, — aber wie er so dastand, eines Hauses Giebel überragend, ungewollt, ja, sich bückend, wirkte er überirdisch. Seine Hand las weiter in der gemeißelten Trauerode:

„... *alle Gottesfürchtigen verehrten ihn* ...“

Er wandte sich unwillig von der Platte. „Lügen! Nichts als Lügen! Wer hat ihn verehrt? Die da, die sich's selbst in Stein kratzen, daß sie Gottesfürchtige sind? Vertrieben haben sie ihn aus Wilna, aus Grodeck, aus Hamburg, aus Amsterdam, die Karäer haben ihn angefeindet, weil er die Kabbala verteidigt hat, die rabbinischen Juden haben ihn angefeindet, weil er den Sohar beschimpft haben soll, in Amsterdam haben sie ihm das Leben verbittert, in Frankfurt haben sie ihn gehalten wie einen Arrestanten, überall hat er Not gelitten und Verfolgung, — und nachher schreiben sie in Stein, *es ist gegangen ein Wehklagen durch ganz Israel ... alle Gottesfürchtigen verehrten ihn* ... und was alles da steht.“

Nun, vielleicht hat man ihn in Prag besser aufgenommen?

„In Prag? Weggejagt haben sie ihn von hier, als sechzigjährigen Menschen, vier Jahre vor seinem Tod. Zu Fuß hat er fortmüssen aus der schwer reichen Gemeinde, eine Blutblase hat er gehabt am rechten Fuß: so groß ...“ (Der Fremde zeigte mir, Daumen und Zeigefinger rundend, wie groß die Fußblase Medigos war) „... und hat sich bis Worms geschleppt, mit einem Paar Sandalen, die waren zerrissen, bei Eger hat er einen jüdischen Schuster getroffen, der hat ihm ...“

Ich mochte scharf aufgesehen haben. Was wollte er mit dem Schuster, für wen wollte sich der Alte ausgeben?

Er merkte das wohl und fiel sich selbst ins Wort: „... irgendein Schuster, aus der Umgebung von Eger vielleicht, ein junger Mensch von kleiner Statur, der hat ihm die Sohlen geflickt und die Bänder ...“

Nun gut. Aber er ist doch hier gestorben, und hat hier sein schönes Grabmal bekommen.

„Ja, ja. Dann hat er nochmals nach Prag müssen und ist hier gestorben. Und da haben sie ihm, auf Ehre, ein schönes Grabmal gemacht. Warum? Weil er berühmt war, Rabbenu

Jossef Schloime ben Eliahu, und weil sie sich großmachen wollten, die Prager, was für bedeutende Leute hier beerdigt liegen. Und ich muß zuhören, wie die Schamesim den Fremden hier erzählen, wie sehr geachtet und wie fromm und groß alle waren, die da liegen. Und in den Büchern steht auch solches Zeug ..."

Die Bücher berichten doch vor allem Tatsächliches. Es muß auch auf dem Grabstein außer den Phrasen etwas stehen, die Lebensbeschreibung oder die Werke von Medigo?

Der Alte sprang hinter die Vorderplatte des Grabmals. Dort stand der Steinsarg, der wie ein Dach war. Er neigte sich wieder darüber. Hände und Augen suchten in dem Zement, mit dem der First renoviert war, in dem Gewirr von Floskeln, Attributen und Bibelzitaten, und in dem Geranke des Musivstils:

„... *Rabbiner von Hamburg ... und in der Umgebung von Amsterdam ... Hafilosof elohi abir harofim — ein Philosoph des Göttlichen unter allen Weisen — der stärkste unter den Ärzten, ein Astronom und Astrolog ... sein Hauptwerk Taalimos lechochmo, die Geheimnisse der Weisheit* ..." Er wollte weiterlesen.

Ist das nicht alles wahr? D a s können Sie doch nicht als Lüge bezeichnen, wenn Sie Medigo so verehren.

„Lüge! Nichts als Lüge!" Seine Augenbrauen krallten sich zusammen. Er sprach nicht mehr, er zischte. „Lüge! Gemeine Lüge! Eine Wahrheit, die in einem Wust von Lügen steckt, ist tausendmal ärger als eine Lüge! Das ist ein Stück Fleisch in einer Falle. Das ist ein Schuh, der mit Pech verkleidet ist, statt geflickt. Das ist der ... ein Buch, das einen Spruch Salomonis abschreibt, und sonst nur die Heuchelei predigt ... Ich trete in keinen Sumpf, weil sich darin die Sonne spiegelt .. Das sind Lügen! Lauter Lügen! Ich will keine Wahrheit auf einem Ort, wo lauter Lüge ist ..."

Er lief zu einer Grabtafel, die schwarz und schräg dastand, moosüberwachsen und durchfurcht von Buchstaben der Heiligen Schrift — ein Denkmal der Heiligkeit.

Überhastend las er die Zeilen: „Da haben Sie auch Tatsächliches — eine Lebensbeschreibung — *und sie tat Gutes allen Armen ... und niemals fehlte sie bei der Morgenandacht* ... —

die fromme Frummet, nebbich! Aber es steht nicht da, was sie gemacht hat, als sie noch jung war, und ihr Vater Hausjud beim Grafen Collalto ... Ein lustiger Herr, der Graf Collalto, und ohne viel Vorurteile ... Wenn ein Maskenball war, hat er sich nicht darum bekümmert, daß die Juden abends nicht aus dem Ghetto herausdürfen... Nicht viele Judenmädel können sagen, daß sie ein Maskenfest mitgemacht haben im Palast Collalto, was Frummetele? Und dann hast du geheiratet den Jakob Budiner — sein Glück hat er gemacht, der miese Jakob Budiner — so ein schönes Frauerl, und gleich ist er Hausjud geworden beim Grafen Collalto und später beim Baron Popel — war auch ein fescher Herr, was, mein Frummetele? — und hat viele Wechsel unterschrieben, und dann hast du —", er beugte sich über den Grabstein — *einen Vorhang gekauft für die Synagoge, aus dunkler grüner Seide mit silbernen Schellen und goldgestickten Buchstaben und geschmückt mit vielen Edelsteinen.*"

Schon war der alte Jude bei einer anderen Gruft: „Hersch Leibniz: *Seine Gelehrsamkeit war groß und die hohen Herren hörten auf sein Wort.* Und wie sie hörten auf sein Wort! Sie hörten so darauf, daß der Kaiser Ferdinand befohlen hat, Rabbi Jontow Lippmann Heller soll in Ketten nach Wien gebracht werden, als ein Sünder gegen des Kaisers Majestät..."

Verblüfft hörte ich den Alten an, an dem jetzt nichts mehr war von Pose oder Geste, der jetzt Haß sprühte gegen alles Tote, Neid gegen jene, die hier längst vermodert waren. Sein wütender Tratsch klang schrill durch die Scheu vor dem Unbekannten, die diese Stätte durch Jahrhunderte geschützt und das Wildaufwachsen ihrer Schönheit ermöglicht hatte, seine Vorbringung intimster Privatangelegenheiten profanierte die Gräber und riß die Toten aus dem Erdreich, um sie mit zynischem, hämischem, höhnischem, skeptischem Wort wieder hinunterzuschleudern.

Er hatte ein neues Opfer erspäht — wieder entzifferte er Sätze auf einer Tumba: „Da können Sie lesen ... *Allhier liegt Josef Baroch, Gold- und Silberschmied .... ein Mann von streng redlichem Charakter* ... Von streng redlichem Charakter! Er hat einen gestickten Damastvorhang gekauft und einen Wandleuchter mit den Buchstaben E. W. und einer Krone, von einem Soldaten,

obwohl das verboten war. Nachher, als bekannt wurde, daß das Stück dem Statthalter gehört oder eigentlich: daß der den Diebstahl bemerkt hat, hat er aus Angst den Leuchter vor den Eingang zur Judenstadt gelegt. Nun hat man geforscht, wer der Hehler war, Graf Ernst Waldstein hat den alten Jakob Lämmel, den Gemeindevorsteher, verhaftet und für ihn einen Galgen bauen lassen, vor dem Tor draußen — wie heißt nur das Tor bei der Heuwage? — ja, vor dem Neutor, dort hat Jakob Teomin Lämmel gehängt werden sollen, wenn sich der Käufer nicht meldet. No, hat sich Josef Baroch gemeldet? ! Der Mann — wie steht es da? — *von streng redlichem Charakter*. Er hat sich nicht gemeldet, und man war froh, daß bewilligt wurde, die zehn Judenältesten sollen eine Buße von zehntausend Gulden in zehn Säcken aus dem Smiřickyschen Haus öffentlich ins Rathaus tragen, zur Schande aller Juden. Und von dem Schandgeld hat man eine ewige Stiftung gemacht, für Juden, die sich taufen lassen. Aber Josef Baroch liegt da als Balboth in einem marmornen Haus mit Segenssprüchen. Solche Leute dürfen sterben ..."

Hat man denn nicht gewußt, daß Baroch der Hehler war?

„Keine Spur! Wer sollte das wissen, er hat es doch keinem gesagt, und wer hätte es wagen dürfen, ihn zu verdächtigen? Er war doch ein *streng redlicher Charakter!*"

Aber woher wissen Sie es?

Seine Achseln zuckten. Er blickte mich mit gespieltem Mißtrauen an: als fürchte er, ich könne erraten haben, wer er sei. „Ich bin ein alter Mann, und viel herumgekommen in der Welt. Da erfährt man allerhand."

Wir gingen weiter. Von einigen Gräbern schien er nichts zu wissen. Bei den kleinen Grabtafeln, auf denen eine ungelenk eingeritzte Figur (eher ein Ornament als eine Überschreitung des religiösen Porträtierungsverbotes) anzeigte, daß hier eine Jungfrau ruhe, machte er zynische Bemerkungen. „Die war es vielleicht: sie war erst zehn Jahre alt, als sie das Glück hatte zu sterben ..." Oder: „Wenn Eine stirbt, weil sie sich ein Kind hat nehmen lassen, so ist sie eine Jungfrau!"

Auch vor jeder Steinplatte, auf der die (wie von Kinderhand hingekritzelte) Jungfräuleingestalt eine Rose in der Hand hielt,

höhnte er die tote Braut. „Nevěsta heißt man hierzulande eine Braut. das kommt aus dem Lateinischen: non vesta ..." Er lachte häßlich und beugte sich mit neuem Spott tief über einen anderen der Mädchensteine. Da sah ich wieder diesen braungerunzelten Nacken, der sich gierig steifte, wie damals, als er sich, einem Sperrbaum gleich, vor meinen erwachenden Wünschen aufgerichtet hatte. Sind solche Triebe in dem Greis noch immer nicht erloschen? Jagt es ihn durch die Jahre und durch die Welten, unstillbar und unzähmbar: die Geschlechter zu belauschen, Frauen zu sehen und zu besitzen, zu erschrecken und zu verhöhnen, schleppt er sich deshalb durch Raum und Zeit und Ort, läßt nicht Friedhof noch Bordell in Ruhe, den gebückten Körper zu straffen, wenn er auf Sexuelles stößt? Weshalb kann er nicht sterben? Will er alles entblößen, alle schänden? Ist sein Leben nur ein Amoklauf der Gier, kann es nicht enden, weil seine Sinnlichkeit nicht befriedigt ist? Fluchte er, weil er verflucht war, oder war er wirklich verflucht, weil er einst geflucht hatte? Wie, wenn der Jude ewig ist, unstet und flüchtig, vom Anbeginn der Zeitrechnung bis zu ihrem Ende, verurteilt, die Totalität zu durchlaufen?

Ich sah ihn an, aber er war in Epitaphien vergraben, las einen Namen und geiferte: „Der da ist an einer schönen Krankheit gestorben. Von einer französischen Marketenderin hat er sich das geholt ..." Er entzifferte in der Grabschrift: „Und dabei hat er acht Kinder gehabt! Er wollte eben auch eine Französin probieren ... Das ist ihm teuer zu stehen gekommen: drei Gulden Rheinisch hat er ihr geben müssen, daß sie sich mit ihm einläßt, und 5504 — warten Sie, das ist gerade ein Jahr, nachdem Marschall Belle-Isle aus Prag ausgezogen ist — haben sie ihn hier begraben."

Manches Grab schändete er nur durch verächtliche Handbewegung, die dem Toten galt. Vor mehr als einem Stein blieb er stehen, dachte nach, wer hier begraben sei, schüttelte den Kopf und suchte nach neuen Anhaltspunkten zu seinen Blasphemien, die mir schon als Gipfel erschienen, und sich beim nächsten Anlaß dennoch zu steigern vermochten. Hie und da warf er sich mit erstaunlicher Gelenkigkeit bäuchlings auf die Erde, die Augen

scharf einstellend, einen Satz zu enträtseln. Es gelang ihm nicht immer, manchmal bewegten sich seine Lippen im Lesen, ohne daß er eine gehässige Glosse zu machen hatte. Doch zwei- oder dreimal sprang er auf, und lästerte in seiner Art.

Ich ging neben ihm, während seine Augen zuckend suchten, ich sah, wenn er sich niederbeugte, den büffelledernen Nacken und hörte die Philippiken, die den Zerfallenen unter uns Leben und Tod neideten. Seit Jahrhunderten ist der Prager Friedhof nichts als Sehenswürdigkeit, Stätte heiliger Sagen, Wirrsal des Rätselhaften, des Geheimnisvollen und Begrabenen, und nun schritt einer mit mir, zu dem die Steine sprachen, der persönliche Beziehungen zu den vergangenen Geschlechtern zu haben vorgab, der die Intervalle der Zeiten ausfüllte mit seinen Reminiszenzen, und dieser eine war der da — —

Auch Koryphäen ließ er nicht gelten: „Der hat gewußt, was die Wahrheit ist, aber er wollte sich nichts anfangen.“ Oder so.

Neugierig wartete ich darauf, was er über den Hohen Rabbi Löw sagen werde, vor dessen rotem Tempelchen er stehen blieb und mit schiefgezogenem Mund nickte. Er gab seiner Stimmlage bedauernde Ironie, als er las: „. . . *Erhebt ein Klagen und Weinen und Trauern des furchtbarsten Schmerzes, ein Wehgeheul, wie die Hyänen, denn ein großer Fürst im Lager ist gestorben* . . . Sie heulen vergeblich noch immer wie die Hyänen!“ Sein Zeigefinger berührte die großen schwarzen Flecken auf dem Stein, Spuren der Kerzen, bei deren Schein während des Weltkrieges galizische Flüchtlinge nächtelang vor dem Grabe des wundertätigen Rabbi für das Schicksal ihres verlassenen Heimes und ihrer versprengten Angehörigen gebetet hatten. „Sie heulen umsonst wie die Hyänen! Warum? Da steht es: *Er wagte sich hinein in den Irrgarten Pardes, aber er kam rechtzeitig heraus und unversehrt.* Ja, ja. *Rechtzeitig und unversehrt.* Deshalb kann er auch keinem helfen, der Maharal Miprag. Und alle die Kwitel dahier sind unsinnig. Schauen Sie, wie alles voll ist von ihnen.“

Durch die Lücke des Sarkophags, auf die er wies, lugte ich. Es lagen Hunderte von Papierchen mit Wünschen in hebräischen Schriftzeichen dort.

„Sie helfen keinem, diese Bittzettel," wiederholte er, „noch keinem hat der tote Maharal geholfen. Mag ihn der Nachruf noch so sehr preisen, mag ich noch so oft sein Denkmal sehen, das man ihm oben im Mond gesetzt hat, — ich werfe hier kein Kwitel hinein."

Kein Zweifel, mein Begleiter war Kabbalist. Auch schien er einer messianischen Sekte anzugehören, und deutete es an, wenn er, vor einem unscheinbaren Grabstein, den als fromm und wissend bezeichnete, der darunter lag. Aber im nächsten Augenblicke war er wieder irgendwo, wo er höhnend toben konnte ...

Wiederholt wagte ich einen leisen Protest, so vor dem letzten Wohnsitz eines dieser Berühmten, kenntlich durch die Reihe von verschiedenartigen Kieseln, die auf dem First des Monuments geschlichtet lagen. Vor Jahrtausenden hatte man über die Gräber derer, die auf der Wanderung Israels durch die Sahara tot niedergebrochen waren, Steine gewälzt, damit es Geiern und Hyänen nicht gar zu leicht werde, den Leichnam aus dem Wüstensand zu scharren; jedes Nachzüglers fromme Pflicht war es, auf gleiche Weise den Toten vor dem Raubtier zu schützen. Durch die Unendlichkeit der Zeitalter hatte sich diese Maßnahme als Brauch erhalten, hier ist diese fünf Jahrtausende alte Sitte seit fünf Jahrhunderten noch in Geltung, aus dem Mittelalter kann ein Steinchen stammen, das neben einem von heute morgen liegt. Vielleicht war von den Männern, die mein Begleitmann anfocht, mancher wirklich anfechtbar gewesen, aber zumindest hatte ihr Sterben einen Mythus ihrer Verehrungswürdigkeit eingeleitet. Da liegt dieser minerale Kranz, von Generationen pietätvoller, gläubiger Menschen huldigend gefügt, — was fegt ihn der greise Zyniker mit seinen Geschichten so brutal hinab!

Aggressiv spottet er meiner Verwahrung: „Die kleinen Steine lügen genau so wie die großen! Die Steine, mit denen man den guten Menschen bewirft, legt man dem schlechten aufs Grab. Wer tot ist, wird verwöhnt, wer lebt, wird gehetzt von Ort zu Ort ..."

Sie haben doch auch ein Steinchen auf ein Grab gelegt?

„Ich weiß, wem ich es gebe! Ich kannte die Herren, die hier liegen, — das heißt, — ich meine, — ich kenne ihr Leben. Ich kenne es genau. Aber die anderen wissen nur die Märchen der

Friedhofsdiener. Was kostet es sie, ein Steinchen hinzulegen? Nein, dieser ganze Haufen bedeutet nichts, — sie sind gerade gut zum Spielen, wie es der Feldmarschall Wallenstein getan hat."

Wer?

„Der Herzog Wallenstein, — Sie wissen doch, wer das war, — der große Feldmarschall, nicht? Der hat hier eine Unterredung gehabt mit Bath-Schewi, der sein Finanzjud war. Bei Nacht war die Zusammenkunft. Der Herr Herzog hat die Absicht gehabt, sich aufzulehnen gegen des Kaisers Majestät. Darum hat er den Bath-Schewi fragen wollen, ob sich die Wallensteinschen Taler dadurch entwerten und wieviel ihm Bath-Schewi kreditieren kann, für eine Armee gegen den Kaiser. Und weil sein Palast voll war von Spionen, ist der Herzog nachts im Kaftan in die Judenstadt gekommen, auf den Friedhof. Am Grab der Hendel haben sie verhandelt, — Schmiles Bath-Schewi hat alles im Beisein seiner Frau abgewickelt, und da sie gerade gestorben war, hat er den Herzog an ihr Grab geführt, — Sie kennen ja das prachtvolle Grab von der Hendel Bath-Schewi? Dort haben sie miteinander gesprochen, der Herzog und der Jud. Wallenstein aber hat sich rittlings auf das Grab gesetzt. Den Schmiles hat das gestört, — doch durfte er es wagen, dem hohen Herrn etwas auszusetzen? Na, und dann hat der Herzog Wallenstein während des Gesprächs, so in Gedanken verloren, die Steine vom Rand genommen, mit ihnen zu spielen. Da ist Schmiles Bath-Schewi auf ihn zugesprungen, und hat den Fürsten bei der Hand gepackt. Der Feldmarschall ist furchtbar zusammengezuckt. Zwar hat Schmiles ihm gleich die Steinchen aus der Hand genommen, und hat sich entschuldigt, daß er es gewagt hat, — ein Jud einen Fürsten — den Wallenstein! — anzurühren, aber der Herzog hat noch immer gezittert und konnte kein Wort reden. So war er erschrocken. Er ist gleich weggegangen, und hat nie mehr mit Schmiles Bath-Schewi verhandelt ..."

Hier wandte ich ein: Wallenstein hat den Bassewi noch später einmal zu sich kommen lassen.

„Nach dieser Unterredung? Wie können Sie das wissen — Sie haben ja keine Ahnung gehabt von diesem Gespräch am Grabe der Frau Hendel? Also lassen Sie sich dienen: Fürst von Wallen-

stein ist seither nie mehr mit Schmiles Bath-Schewi zusammengekommen."

Ich hatte keine Ursache, mich zufrieden zu geben: Bassewi ist doch auf dem Schloß des Fürsten gestorben.

Ärgerlich und als ob er sich plötzlich erinnere, gab mir der Alte recht: „Ja, ja, stimmt schon. Wie es losgegangen ist gegen die schmutzigen Geschäfte von Schmiles, und er geflüchtet ist, hat ihn der Herzog aufnehmen müssen, neben der Karthause, bei Jitschin. Ja, richtig, Sie haben schon recht. Ob er aber mit ihm gesprochen hat, weiß ich nicht. In Prag sind sie jedenfalls nicht mehr zusammengekommen, das können Sie mir glauben. Ja, ja, es fällt mir schon ein: Schmiles Bath-Schewi ist draußen begraben, in Münchengrätz. Er hätte hierher gehört, unter die Prager Kille, wo lauter ..."

Er unterbrach sich. Um wettzumachen, daß er eben etwas erzählt hatte, was sich als unrichtig oder zumindest als unvollständig erwiesen hatte, oder als hätte er nachzuholen, daß er sich mit Harmlosem, (mit den als Spielzeug verwendeten Steinchen), aufgehalten, statt in seiner Orgie der Blasphemien fortzufahren, ergriff er mich beim Arm: „Kommen Sie, ich werde Ihnen etwas zeigen!"

Mich hatte schon lange vorher die Gelenkigkeit des Greises überrascht. Jetzt aber mußte ich maßlos über die Geschwindigkeit staunen, mit der er einem Ziel zustrebte. Er rannte. Den Rabbinerweg quer überspringend, blieb er im Rasen stehen, der bei der Mauer an der Salnitergasse hoch wuchert. Eine dicke Epheuranke, die hier zwei- oder dreifach geschlungen war, schob er mit den Füßen beiseite. Ein schmaler Denkstein wurde sichtbar, der zum weitaus größeren Teile in der Erde versunken war.

„*Bekanntmachung für kommende Geschlechter* ..." las er die erste Zeile vor und fragte mich: „Kennen Sie das Grab?"

Nein, ich kannte es nicht. Ich war auf dem Kies stehengeblieben und sah das Grabmal an, das auf der anderen Seite das einzige war. Warum lag es abseits? Warum ragte nur ein so auffallend kleiner Teil aus der Aufschüttung hervor? Warum war es so sorgfältig von Epheu umkleidet? Nie hatte ich es bemerkt, nie war ich von einem Führer darauf aufmerksam gemacht wor-

den, niemals habe ich in einem der Bücher, die über den Prager Friedhof Aufklärung geben, auch nur die geringste Erwähnung davon gefunden. Und doch mußte es von besonderer Wichtigkeit sein, nicht bloß um der Isolation willen, in der es sich von den anderen hielt, sondern auch weil eine Bekanntmachung für künftige Generationen hier in Stein gehauen war.

„Sie kennen es nicht?“

Nein, ich habe es nie gesehen und nie davon gehört.

„Das glaube ich Ihnen! Schauen Sie es sich gut an: das ist der einzige Grabspruch, der nicht lügt!“

Was steht denn darauf?

Er beugte sich wieder über die Inschrift:

שנת תקלא לפק
מודעא לרורות
אתרי שנקנה מקום מוקף הלז.....השררה ירה
כמו שנכתב בפנקס הפסקים רחק גוח רפה.....

„Kurz nachdem dieser umfriedete Raum gekauft worden war, ist, wie aus dem Protokollbuch der Chewra Kadischa, Seite 5, ersichtlich ist ... mit Bewilligung der hohen Regierung ...“ Unter dieser Zeile begann die Hügelwelle — — „Weiter kann man nichts lesen!“

Warum nicht?

„Warum nicht! Warum nicht!“ Er schlug ein Lachen auf, das die intakten, auffallend großen Zahnreihen des Greises, die Kiefer eines Tieres, plötzlich zerbissen. „Warum man nicht weiterlesen kann? Weil darunter die Wahrheit steht! Nur deshalb!“

Wer ist denn hier begraben?

Er beugte sich eindringlich vor: „Hier ist ein toter Hund begraben,“ er lachte abermals, „ein krepierter Hund, so wahr ich lebe. Da unten, zwei Zeilen unter dieser steht geschrieben: *Po nikwar niwlass,* — wurde hier ein toter Hund begraben.“

Ein wirklicher Hund? Wie kommt der her?

„Wie ein wirklicher Hund herkommt, unter so viele Hunde, die hätten Menschen sein sollen, meinen Sie? Ja? Der Franzek Mršák hat ihn herübergeworfen, der Knecht vom Schinder drüben.“ Er wies über die Mauer.

Weshalb?

„Um die Juden zu ärgern, natürlich.“ Er zuckte die Achseln, wollte die Mitteilung damit beendet wissen. Aber ich gab mich durchaus nicht zufrieden. Vielleicht war doch noch mehr als der eine Satz über diese Begebenheit zu erfahren, die das ganze Personal der Romantik, Henker, Schinderknecht und Totengräber, auf der romantischsten Szene, dem Prager Judenfriedhof vor verstecktem Grab aufmarschieren ließ. Ich versuchte ihm „ein Hölzel zu werfen“ nach Interviewerart: also ein gehässiger Mensch gewesen, der Franzek Mršák?

„Gehässiger Mensch hin — gehässiger Mensch her! Er war kein gehässiger Mensch. Er war sogar fromm. Jeden Morgen ist er in die Kirche gegangen zu den Kreuzherren drüben. Und auf Kaiser Joseph hat er geschimpft, weil der damals die Klöster aufgehoben hat. Er war nicht besonders gescheit, der Franzek Mršák, — aber ein gehässiger Mensch war er nicht, obwohl er es hätte sein dürfen. Ich bitte Sie, ein Schinderknecht! Wütende Hunde hat er eingefangen, Katzenkadaver gesammelt und Pferde weggeführt, die zusammengebrochen sind! Freilich, werktags hat er die Mütze in die Stirn gedrückt und den Schnurrbart herunterhängen lassen, um am Sonntag ganz verändert auszusehen. Sonntags hat er sich gewaschen, gestriegelt und den Schnurrbart aufgezwirbelt, wirklich, niemand konnte ihn erkennen. Da ist er über die steinerne Brücke gegangen, — sagen Sie, steht noch das *Kodosch, Kodosch, Kodosch* auf der steinernen Brücke?“

Gewiß, sie steht noch dort, die hebräische Inschrift auf dem Kruzifix.

„So. Ich weiß es nicht. Ich gehe niemals über die steinerne Brücke. Lieber lasse ich mich mit der Fähre übersetzen.“

Warum gehen Sie nicht über eine andere Brücke?

„Ja, seitdem andere Brücken da sind, gehe ich über irgendeine. Aber an dem Kodosch, Kodosch, Kodosch gehe ich nicht vorbei ...“

Kannten Sie den Juden, der die hebräische Inschrift auf dem Kruzifix errichten lassen mußte?

„Nein, ich kannte ihn nicht. Es war auch gar keiner. Das hat der Graf Pachta aus eigener Tasche bezahlt ...“

Aber entschuldigen Sie, es steht doch am Sockel in drei Sprachen ausdrücklich: ‚Dreymaliges Heilig, Heilig, Heilig aus dem Strafgelde eines wider das heilige Kreuz schmähenden Juden, aufgerichtet von einem hochlöblichen Apellationstribunal im Herbstmonat 1754.

„Ja, ja, das haben sie hingeschrieben. In Stein gemeißelt, — eine Lüge in Stein gemeißelt, wie die vielen hier auf dem Friedhof. Warum haben sie nie gesagt, wer der Jud war, der dort geschmäht hat? Keiner weiß etwas davon! Ein Jude ist froh, wenn er selbst nicht geschmäht wird.“

Weshalb wurde es also hingeschrieben?

„Das steht dort zur Verhöhnung für einen, der geschmäht hat, — aber das ist schon lange, lange her. Jahrtausende schon, — und Gott selbst hat ihn gestraft ...“ Der Alte schwieg still.

Ich kam wieder auf Franzek Mršák zu sprechen. Wohin ging der denn am Sonntag, so aufgezwirbelt und geputzt?

„Ja. Da war ein Gasthaus am Sandtor, dort wurde getanzt, ich erinnere mich nicht mehr, wie es geheißen hat. Der Franzek Mršák war immer dort, aber niemand hat gewußt, was er ist. Und eine Peptscha hat er geliebt, — damals haben fast alle Mädels Josephine geheißen und alle Burschen Joseph — und ein Nebenbuhler war eifersüchtig. Dem ist es verdächtig vorgekommen, daß der Franzek nicht sagen wollte, was für einen Beruf er hat, und daß er nach Schluß der Tanzunterhaltung immer so verschwunden ist. So ist er ihm einmal nachgegangen, und hat gesehen, daß der Franzek in der Schinderei verschwindet. Nun hat er alles gewußt. Gleich hat er sich mit seinen Freunden verabredet ... Na, und wie am nächsten Sonntag der Franzek in den Tanzsaal kommt, und die Peptscha auffordern will, schreit jemand: ‚Franzek Mršák, aufgepaßt! Ein schönes Stück Ware für dich!‘ Und es fliegt ein toter Hund in den Saal, — ein längst verwester Kadaver, schon grün und aufgedunsen und mit bloßgelegten Zähnen, Würmer tummeln sich in dem räudigen Fell. Der arme Franzek! Er wollte wegrennen, aber man hielt ihn zurück, er mußte den krepierten Hund in die Hand nehmen, und mit ihm durch die Stadt laufen, im Sonntagsanzug, geradewegs vom Fest, verhöhnt, vertrieben für immer von seiner Peptscha ... Er hat

geheult vor Wut und Schmerz: ‚Warum werden alle Menschen auf der Welt als Menschen genommen und nur ich, der Schinderknecht, bin ausgestoßen ...!' Und wie er so läuft, kommt ihm aus der Pinkasgasse ein jüdischer Hausierer entgegen, und sie stoßen zusammen. ‚Kannst du nicht aufpassen, schmutziger Handlee?' schreit der Franzek wütend, und will mit dem krepierten Hund auf den Juden losschlagen. Der ist schnell davon. Da ist dem Franzek Mršák eingefallen, daß es noch Menschen gibt, die verächtlicher sind als ein Schinderknecht. ‚Aber die haben es verdient', schrie er, als er in den Hof der Abdeckerei kam. ‚Einer von ihnen hat unseren Gott verhöhnt, als er zur Hinrichtung ging ... Die sollen die schmutzigen Geschäfte besorgen ... Und wie sie sich noch breitmachen! Dieser stinkende Hausierer hätte mich fast umgerannt! Und mit ihrem Friedhof rücken sie uns dicht auf den Leib, — ihr neues Grundstück reicht bis an unsere Mauer. Warum nehmen sie nicht gleich unsere ganze Schinderei dazu? Freilich, ein ehrlicher Christenmensch darf nicht in den Tanzsaal kommen! Ich darf nicht mit der Peptscha tanzen, ein frommer katholischer Christ! Und die Juden, die unseren Herrn gekreuzigt haben und verspottet auf seinem letzten Weg, die machen sich da breit. Sollen sie den krepierten Hund begraben, die Spötter des Heilands. Ich schenke ihn ihnen, für den neuen Friedhofsteil!' ... Und deshalb warf Franzek Mršák den Hund zu den Juden ..."

Warum hat man ihn hier eingescharrt?

„Was sollte man machen? Ihn wieder hinüberwerfen, damit ein Geschrei losgehe, die Juden schmeißen Aas über ihre Friedhofsmauer? Oder den Abdecker auf den Friedhof holen lassen? Sie haben ohnedies unter der Nachbarschaft viel zu leiden gehabt, der Henker und die Schinderknechte haben ihnen angetan, was sie nur konnten, besonders in den letzten Wochen, da sie den Friedhof bis hart an die Abdeckerei vergrößert hatten. So hat die Chewra den Vorfall der Behörde gemeldet — das mußten die Juden seit dem Tod des Knaben Simon Abeles, von dem man behauptete, er wäre erschlagen und insgeheim beerdigt worden, weil er zum Christentum übertreten wollte — seit jener Zeit mußten sie jede Arbeit auf dem Friedhof anmelden, — und dann begruben sie

den Hundekadaver auf dem noch jungfräulichen Teil des Friedhofs ... Eine hübsche Geschichte, die von dem Franzek Mršák und dem toten Hund, nicht?"

Er erfuhr das Lob, nach dem ihm zweifellos verlangte, weil er die Geschichte oder wenigstens ihre Details (wahrscheinlich auf Grund vorhandener Bestimmungspunkte) soeben aus dem Stegreif erfunden hatte. Deshalb hatte er sich drängen lassen, deshalb seine Unterbrechungen.

„Warum versteckt man gerade dieses Grab? !" Er stieß mit den Füßen die Efeuranke fort. „Kann ein Hund nicht gut sein und treu sein, auch wenn er verflucht ist und räudig? Warum läßt man gerade ihm im Tode keine Ruhe? Warum schleudert man ihn in einen Tanzsaal und verbirgt sein Grab?" Er beugte sich vornüber und begann zu beten. Dann suchte er wieder ein Steinchen aus seinem Hausierersack, und legte es feierlich auf die besonders spitze Kante der Grabtafel. „Vielleicht war er noch ganz jung, der Hund da, und Gott tat ihm die Gnade, ihn schon sterben zu lassen."

Wir schritten dem Ausgang zu. Er eilte ein wenig voran über die Treppe, die zum Haus der Beerdigungsbrüderschaft führt. Als ich hinaufkam, war die Tür geöffnet, und wir gingen durch den Hausflur in die Josephstädter Straße hinaus. Im selben Augenblick trat Herr Jonas Lieben, dessen Familie hier im Hause eine Privatsynagoge hat, in das Tor; Herr Lieben sah meinen Begleiter mit mißtrauischem, beinahe unwilligem Blicke an, und gab auf den gemurmelten Gruß keine Antwort.

Wohin gehen Sie jetzt? fragte ich meinen Fremden, als wir auf der Straße waren.

„Ich habe in der Basteigasse zu tun."

Ich wollte links einbiegen, aber er mochte nicht durch die Judenstadt, mochte keinem Bekannten begegnen. So wandten wir uns rechts an der Pinkas-Synagoge vorbei.

Das war Jonas Lieben, der Herr, den wir eben getroffen haben, nicht wahr?

„Sie kennen ihn?" Es war ihm sichtlich unangenehm.

Nur vom Sehen, er ist als frommer Jude bekannt.

Mein Begleiter schwieg.

Ist er nicht fromm? drang ich in ihn, da ich neugierig war, ob seine Stellungnahme gegen die lebenden Juden Prags auch so gehässig sei wie gegen die toten.

„Andere Leute sind auch fromm“, bemerkte er.

Ich ließ nicht locker: Das ändert doch nichts!

Da brach er aus: „Man ist nicht fromm, wenn man andere Leute nicht in Ruhe läßt, — ich meine, wenn man glaubt, man hat alle Frömmigkeit gepachtet! Aber die Leute, die gerade nicht zu seinem Kreis gehören, läßt er nicht gelten. Bei ihm ist jeder anständige Mensch ein Betrüger, ein Schwindler, ein Gauner ...“

Davon habe ich nie etwas gehört.

„Ich weiß es besser.“

Wir traten auf den freien Platz vor dem Rudolphinum. Eine Elektrische überquerte den Platz. Auf den Bänken am Quai saßen Paare. Sonst waren nur wenig Menschen zu sehen.

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte er zu mir, „ich werde hier austreten. Glauben Sie nicht, daß ich mich daher hocken kann?“ Er zeigte auf die Böschung des Platzes, wo man bei Tag Wurfball spielt, „Házená“.

Kommen Sie, ich zeige Ihnen einen Abort.

„Ich benütze keinen Abort. Ich setze mich niemals ...“

Und schon sah ich ihn, wie er, seinen Leibriemen abschnallend, hinkauerte.

Ich warte. Über zwei Stunden bin ich mit dem Alten umhergegangen, und unaufhörlich hat er in den mystischen Gäßchen der abendlichen Nekropolis geredet, bis ich ganz verwirrt wurde. Der erste Augenblick, da ich allein bin. Ich stehe vor einer Telephonzelle neben dem Kunstgewerbemuseum; ein weißes Plakat klebt an der Glastüre, „Einwurf: eine Metallkrone oder zwei Fünfzighellerstücke“. Oben in der Kramář-Villa sind einige Fenster beleuchtet. Ein Kanaldeckel drückt sich in das Straßenpflaster, wie ein karierter Flicken auf grauem Stoff.

Was will der Alte von mir? Wozu spielt er mir seine Ahasverus-Rolle vor? ‚Ich setze mich niemals‘, war — bevor er zu menschlicher Verrichtung schritt — sein letzter Satz. Plump! Aber hatte nicht vor neun Jahren die Madame im Kuppeleiház von Ofutak ungefragt bestätigt: „Der da legt sich niemals in

Bett, wann er mit Madel beisamm' ist" ...? — Damals waren wir, der Oberleutnant und ich, militärische Kontrollorgane gewesen.

Dumm, stundenlang Dinge aus alten Zeiten zu erzählen, die er nicht wissen kann! Er hat sie gut erzählt, gewiß. Unkontrollierbare Sachen. Kein Enkel dieser Toten ist noch am Leben, kein Urenkel, niemand, der mehr von ihnen weiß, als in den Büchern steht oder auf ihrem Stein. Seltsam immerhin, daß er unbeobachtet an einem Grabe betete, lange betete, an dem gleichen, an dem ich ihn vor einem Vierteljahrhundert beten gesehen. Zu jener Zeit hatte ich ihn auf achtzig Jahre geschätzt oder auf neunzig. Von der kleinen Kamilla habe ich schon lange nichts gehört, mehr als fünfzehn Jahre nichts. Sie lebt in Wien und hat zwei Töchter, die mindestens so alt sind, wie Kamilla damals war. Vielleicht leidet sie Not.

Er kauert wie ein Gassenjunge. Aus den Fenstern könnte man ihn sehen.

Warum er auf Herrn Jonas Lieben so geschimpft hat? Wahrscheinlich hat ihm der etwas angetan ... Oder will er einer schlimmen Auskunft im voraus entgegentreten, die ich bei Herrn Lieben einholen könnte? Ganz schlau! Denn eine schlechte Auskunft bekäme ich gewiß, wenn ihn Herr Lieben kennt. Er hat seinen Gruß nicht erwidert. Das kann jedoch darauf zurückzuführen sein, daß ein Fremder verdächtig ist, der derart spät aus dem Haus kommt.

Eines ist sicher: wenn je ein Mensch imstande wäre, einen anderen höhnisch von der Schwelle zu stoßen, der sich mit dem Kreuze schleppte, — keinem wäre es so zuzutrauen als diesem Manne, der selbst Tote aus dem Grabe stieß: wenn Christus einen Menschen für ewig zu verfluchen vermocht hätte, so nur diesen da, den ewige Strafe nicht gebessert hat und nicht bessern konnte.

Der Alte ist wieder bei mir. Er scheint zur Realität zurückkehren zu wollen. Ob ich ein Prager sei? Mein Name? Vom Zderas?

Nein, aus der Melantrichgasse.

Er kennt die Straße nicht. Ich bezeichne sie. „Ach so, die

Schwefelgasse.“ Er weiß den alten Namen. Auffallend, daß er den Zderas kannte, das versteckte Gäßchen der Neustadt mit den tolerierten Häusern und gerade die Kischs, die dort eines innehatten.

Ich muß doch auch etwas über ihn erfahren können. Hat er mich gefragt, so kann auch ich ihn fragen: Womit hausieren Sie?

„Mit Kameen.“

Mit Kameen? Geschnittenen Steinen?

„Nein, mit geschriebenen. Mit heiligen Kameen gegen Unbill.“

Mit Amuletten also?

„Wir nennen es Kameen. Ich werde Ihnen eine zeigen ...“

Er lehnt sich an die Kaibrüstung und kramt in seinem Sack. Ein Liebespaar geht langsam in der Richtung zum Akademischen Gymnasium. Er wartet bis die beiden vorbei sind.

Ein kleines Pergament rollt er auseinander, — es ist sechseckig geschnitten, durch den obersten Winkel ist ein langer Seidenfaden geschlungen. Beschrieben ist das Ganze mit hebräischen Schriftzeichen, mit Worten aus fünf Buchstaben bestehend, die in verschiedenen Arten über- und untereinander angeordnet sind.

„Ein altes, erprobtes Schriftstück. Gegen Not und Krankheit. Wieviel wollen Sie dafür geben?“

Was kostet es?

„Was können Sie bezahlen?“

Sechzig Kronen.

„Hundert kostet es. Wollen Sie hundert geben?“

Ich werde nachsehen, ob ich so viel bei mir habe.

Seine Augen schleichen in meine Brieftasche. „Geben Sie mir hundertzwanzig! Was macht Ihnen das aus?! Ich aber bin ein alter Mann, der nicht leben kann und nicht sterben, und nicht liegen und nicht sitzen, und viel mitgemacht hat. So wahr ich sterben will: ich beneide den krepierten Hund, von dem ich Ihnen erzählt habe.“

Wir gehen weiter. Ich möge die Kamee um den Hals tragen. Am Freitagabend müsse ich sie ablegen und Samstag abends wieder nehmen, denn am Samstag darf man nichts tragen als die Kleider. (Bizarr, daß dieser Mensch, der wie mit dem ewigen Unheil beladen, durch die Welt wandert, gerade Glücksbringer

verschleißt.) Er fragt mich, ob ich nicht vermögende Leute kenne, die sich für Wunder interessieren, für die Weisheit der Zahlen, für die Kabbala, auch Frauen können es sein. „Ich kann ihnen viel erklären, vieles im voraus berechnen. Und ich habe einen ewig leuchtenden Totenkopf gegen alles Ungemach.“

Wo haben Sie den? Bei sich?

Er verneint. Ich bestelle ihn für morgen zu mir, will ihn mit jemandem bekannt machen.

Aus dem Gasthaus „Beránek“ auf dem Frantischek dringt das Schreien eines Grammophons auf die Straße. Der Alte bleibt beim Fenster stehen und wartet, bis die Melodie im Schnarren endet. „Das war eine Jazzbandmusik. Höre ich sehr gern. Eine Jazzband macht aus den traurigsten Weisen die lustigsten.“

Er lacht. Nahe der Stefanik-Brücke verabschiedet er sich. Morgen also wird er zu mir kommen, er kennt das Haus genau, in dem ich wohne. Ich gehe ein paar Schritte und kehre vorsichtig zurück, um zu schauen, wohin er sich wendet. Aber er ist nicht mehr zu sehen.

* *
*

Zu Herrn Jonas Lieben eile ich sofort, er ist noch in seiner Haussynagoge. Er gibt mir gerne Auskunft, wollte mich ohnedies schon warnen.

„Ein Schwindler ist das, ein Gauner, ein Verbrecher. Er heißt Isaschar Mannheimer und ist aus Worms. Hat in Prag schon mit der Polizei zu tun gehabt, einmal hat er einen Wandleuchter gekauft, von einem Soldaten, obwohl das streng verboten war, noch dazu mit dem Monogramm E. W. Ganz gut hat er gewußt, daß das dem Statthalter gehört.“

Dem Grafen Waldstein, nicht wahr?

„Dem Grafen Waldstein? Wie kommen Sie auf Waldstein? Keine Idee! Dem Statthalter Weber-Ebenhof, 1866, ich war noch ganz jung.“

Da muß er doch heute schon sehr alt sein, der Mannheimer?

„Sehr, sehr alt. Er war schon damals kein Jüngling mehr. Die ganze Judenstadt hat unter ihm zu leiden gehabt. Der alte Lämmel

wurde verhaftet, der Gemeindevorsteher war... Und solcher Sachen hat er viele am Kerbholz. Er wird sich nicht lange in Prag aufhalten, weil ich ihn gesehen habe.“

Er weiß aber vieles! Erstaunlich viel! Und spricht doch auch sehr intelligent.

„Er redet viel und lügt noch mehr. Ich sage Ihnen: ein gemeiner Betrüger ist er. Als alles mögliche gibt er sich aus, bei den Landjuden als Sendbote vom Oberrabbinat in Palästina, bei den Christen sogar — Sie werden lachen! — als der ewige Jude. Ich glaube, er ist sogar ein Mädchenhändler... In der ganzen Welt macht er den Juden Schande. Was hat er übrigens von Ihnen wollen?“

Nichts. Er hat mir bloß den Friedhof erklärt.

„Schöne Erklärungen, ich kann mir das vorstellen! Sicherlich lauter Lügen!“

Sagen Sie, Herr Lieben, ist es wahr, daß in dem vereinzelten Grab an der Salnitergasse ein toter Hund liegt?

„Gerade das hat er Ihnen gezeigt? Das sieht ihm ähnlich! Das sieht ihm ganz ähnlich!“

* *
*

Der Alte hat seinen angekündigten Besuch bei mir noch nicht abgestattet.

DIE DAME IN TROUVILLE

Ende August.

Bedaure, Paris ist momentan nicht zu Hause. Jeder Pariser, männlichen und weiblichen Geschlechts, hat die Stadt den Fremden überlassen. Die ziehen in Rudeln durch Louvre, Notre Dame und zur Sainte Chapelle und nehmen mit Entrüstungsrufen die Mitteilung des Fremdenführers auf, daß man während des Krieges die Skulpturen durch Planken und Sandsäcke schützen mußte, weil es die Bomben der Boches gerade auf Kunstwerke abgesehen hatten. Sie riskieren ein Aug' für die Exhibition von sechshundert Mädchen in den Folies Bergère und halten die Eindeutigkeiten der Possen im Théâtre Cluny für französischen Umgangston, obwohl hier nicht einmal ein Mädchen der guten Gesellschaft so etwas in den Mund nehmen würde. Oder sie begeistern sich die vorgeschriebenen drei Minuten lang am enigmatischen Lächeln der Mona Lisa im Louvre. Oder sie fahren abends in Cookschen Mailcoachs gruselnd über den Montmartre und durch die Battignolles und fürchten in jedem braven Spießer einen Apachen. Allerdings in der inneren Stadt und in der Gegend um die Place de l'Etoile würden sie keinem Pariser begegnen. Es ist wie bei Uhland:

Man muß im Lande streifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,

Zum Beispiel in Trouville. (Die letzte Zeile reimt sich noch auf die vorigen, ist aber nicht mehr von Uhland.) So, wie es in Österreich als nobel galt, nach Ischl zu gehen, wo der Kaiser war, ist

auch Trouville gesellschaftliche Verpflichtung für alle, die noch Wert darauf legen müssen, zu Tout-Paris gezählt zu werden. Ob diese Mode ihren Ursprung auch in der Kaiserzeit hat, ob sie damit zusammenhängt, daß hier am Ärmelkanal Louis Philippe im Februar 1848 sprungbereit Atem holte, bevor er nach England schwamm, und daß Fürst Murat und Kaiserin Eugenie und Thiers und MacMahon Trouviller Badegäste waren, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlicher ist aber, daß man sich hier ein Stelldichein gab, weil man in der Normandie inmitten des sprichwörtlich schlichten Kernvolkes von Frankreich sein wollte und doch noch am Ufer der Seine, der vielbesungenen, die in Paris so gar nichts Poetisches hat. Aber von biederen Normannen ist, selbst wenn man sich auf den Leuchtturm stellt, nichts zu erblicken, und der Pariser wird die Seine schwer erkennen, die er in Paris so seicht und schlank verlassen hat, und die nun in ungeheure Breite gegangen ist, ein einziger Busen, von Trouville bis Havre reichend.

Vom Meer machen die Trouviller Badegäste keinen Gebrauch. Am Strand sitzen hier und da Familien auf Gartenstühlen unter schreiend rotem Riesenschirm, der sich in ein Zelt verwandeln läßt. Die Gartenhäuschen fehlen, in denen man auf der anderen Seite des Kanals, bei Bornemouth oder Folkstone, zur Tafelmusik der Wellen im Badekostüm die Mahlzeiten einnehmen und sogar schlafen kann. In Trouville gibt es nicht einmal Strandkörbe und keine Liegestühle, auch nicht die splitternackten Miniaturbaumeister der Nordseebäder, die aus Sand riesige Ritterburgen bauen; der Sand ist hier zu dünn, kein Baumaterial, und die Kinder von Trouville müssen sich damit begnügen, in gestreiften Seidenjacken und schön gekämmt, ihre Drachen steigen zu lassen. Aber, du lieber Himmel, es sind keineswegs die wunderbar plumpen Drachen unserer Jugend, die wir uns selbst geschaffen hatten, einen Rohrstab um vier Kreuzer, genannt „Rakoska" umbiegend, und zwei Latten an ihren Enden befestigend, mit blauem oder rotem Papier beklebt, eine Schnur mit eingebundenen Papieren als Schwanz angehängt, zusammengeknüpfter Strick als Leitseil um eine Spule gewunden. Nein, diese im Warenhaus „Galleries de Trouville" fertig gekauften Drachen sind ganz anderer Art, sie stellen einen Aeroplan oder einen Vogel oder einen Zeppelin vor,

und der Knabe hat eine Doppelwinde mit ach! unzerreißbarer Schnur in der Hand. Die porzellanenen, emaillierten oder baumkuchenartigen Nippsachen, die den Rahmen des Meeres bedecken, beachtet keines der feinen Trouviller Badekinder, denn sie sind alle sehr gescheit und wissen, daß das weder Email, noch Porzellan, noch Konfekt ist, sondern schäbige Natur, ganz gewöhnliche Muscheln.

Ein Familienbad existiert nicht, auch in den heißesten Wochen lebt kein Menschengewühl am Strand. Der Ankleideraum der Herren ist von jenem der Damen etwa hundert Schritte entfernt und man kann einander im Wasser oder am Strande treffen; aber die Narren, die in den Badeort um des Badens willen kamen, sind an den Fingern und Zehen abzuzählen. Einige Gruppen von Badegästen schauen interessiert diesen Masochisten zu, denen es anscheinend wohltut, sich von den Wellen prügeln zu lassen.

Die meisten Leute kriegen, wenn ihre Fenster nicht nach der Nordseite liegen, das Meer fast gar nicht zu Gesicht. Am Vormittag führen sie zwar ihre Toiletten äußerln und wagen sich von der Rue de Paris bis auf den Chemin des Planches vor, der von einer Halbinsel mit muschelbedeckten schwarzen Steinen, entlang des Strandes bis zum städtischen Kasino verläuft, aber dieser mit Brettern belegte Promenadenweg ist von Pavillons, Cafés und Kiosken so eingezäunt, daß man die See nicht sieht, und schreiende Camelots sorgen dafür, daß „Le Matin“, „Intransigeant“, „Le Jockey“ und „L'Avenir“ den Wellenschlag übertönen. Hier trifft sich die halbe Monde und die ganze, und man sieht Frauen in gestrickten, gehäkelten, seidenen Jumpern und orangeroten, zitronengelben, goldfarbenen und hellvioletten schwarzgeäderten Kleidern. Krapprot haben die Damen auf den Lippen, Zinnober auf den Wangen, Karmin auf den Fingernägeln, und überdies auf dem Nagel des kleinen Fingers einen Brillantring, der durch ein Kettchen mit einem gewöhnlichen Ring verbunden ist, von den Ohren baumeln je zwei konzentrische Kreise aus Silber oder Zelluloid. Die Waden sind nackt, und die Füße stecken in weißen Strandschuhen, das ist vielleicht nicht elegant, aber man ist doch auf dem Lande, an der See, in der Normandie, nicht wahr? Im Kasinogarten, beim Bal apéritif du matin, tanzen die Herren und

die nacktbeinigen Damen den Shimmy zum Klang der Jazzband. Der Kapellmeister klatscht mit Kopf, Kinn, Nase, Knie, Fuß, Ellenbogen und Steiß auf das Tamburin, der Neger an der bemalten Trommel tritt Pedale, die auf Pauken und Bratschen und Tschinellen schlagen, quetscht eine Autohupe, schleudert Glocken, dreht die Ratsche, brüllt kannibalische Laute ins Megaphon, und dazu schütteln die Pariser und Pariserinnen ihre Skelette, lassen ihre Nabel rotieren. Es gibt keinen schlechten Tänzer, keine schlechte Tänzerin, etliche Frauen sind ausgesprochen hübsch, aber keine erzeugt die wünschenswerte Illusion von Widerstandsfähigkeit, keine lockt zur Aufwendung von Mühe, und keine gleicht jenen auch nackt noch Damen bleibenden Diana-Statuen der Renaissance. Die übertriebene Schminke hat so viel Sinn wie jede Mode, vielleicht sogar noch mehr, sie ist Überbetonung, Karikatur, das störend strumpflose Bein mag den ersten Schritt wagen zur Primitivität der Frauenkleidung, der Similischmuck dazu dienen, den Gegensatz zwischen armen und reichen Frauen zu mildern. Man ist in Deauville und Trouville der Mode voraus, aber abstrahiert man die Aufmachung, sind diese Frauen ein vulgärer Typus, den man von überallher kennt. Bloß eine, eine ist da, mit dunklen Kugeln unter gewölbten Wimpern, und schmalem Elfenbeinoval des Gesichts, unter blauschwarzem Haar, schlank in weißgestricktem Sweater, die Pariserin, die überlegen Dame bleibt, wenn sie auch nacktbeinig ihren Shimmy vor Niggern tanzen muß, wie einst in Tagen der Sklaverei Negerweiber den Weißen vortanzen mußten...

Der Nachmittag von Trouville gehört dem Spieltisch im Kasino, doch versammelt er nicht Spieler, sondern nur Habgierige und gesellschaftlich Verpflichtete, sie schauen nervös, geldgeil und vergeblich bemüht, Nachlässigkeit zu mimen, dem Ball nach, der unschlüssig schwankt, auf welcher Ziffer er halten soll. Wer Geld verliert, verliert die Geduld, schmeißt die letzten Jetons in eines der Felder und springt ärgerlich auf, gewinnt eine von den acht anderen Nummern. So steckt schließlich die Bank alles ein. Hier, bei den „kleinen Pferdchen", ist man anders angezogen als vormittags: die Frauen tragen Seidenstrümpfe und Schuhe und den Rock, der nach Paquins diesjähriger Adjustierungsvorschrift genau zehn Zentimeter über dem Knöchel enden muß, und Brillanten

im Ohr, und die Herren Cutaways, und alle Gesichter sind die internationaler Prostitués. Hat jemand ein paar Runden lang Glück gehabt, mag er fremd und abweisend sein, die exklusivsten Damen legen ihre Jetons neben seine und bandeln an. Allerdings — das dunkeläugige, schwarzumrahmte Elfenbeinoval der schlanken Pariserin streift den Gewinner mit keinem Blick, und ruhig setzt sie, wenn ihm auch zehnmal die Trois gekommen ist, ihre Spielmarken weiter auf Huit und Pair.

Unten im Meer bitten die Wellen laut um Beachtung, lärmen und drehen Pirouetten — ihr Tanz und ihre Melodie sind veraltet, kein Shimmy ist's und keine Jazzband, sie locken keine Seele vom Spieltisch, keine vom Absinth oder vom Sherry-Flip und keine vom Dancing. Man kam nicht zum Vergnügen nach Trouville, muß in Eile heim, die Dinerzeit naht, das ärmellose Abendkleid ist anzulegen, die Ceinture aus Jet unter die Taille zu schnallen, der große Straußfedernhut aufzusetzen, nachdem man sich mit anderen Farben bemalt und mit Abendpuder gefirnißt hat. Noch so viel zu tun heute: Theater, Preistanzen, Variété; und morgen Pferderennen in Deauville und Golfmatch, übermorgen Regatta und Taubenschießen.

Widersteht man dem Rufe der Plakate und schlendert gegen Deauville, wo an der Digue Magnolien und Rosen in Beeten blühen und langgestrecktes Dünengras ringsumher vibriert, dann sieht man die Sonne zu Bett gehen; Himmel und Meer als Tuch benutzend, wischt sie ihre heißrote Schminke von Lippen und Wangen, streut nachlässig ihren Schmuck auf den Boudoirtisch und verlöscht das Licht. Alles erscheint graublau, bis auf die Fenster des Kasinos und der Villen, das blinzelnde Auge des Leuchtturms und die weißen Agraffen der Wellen. Niemand ist hier, man fühlt die Unendlichkeit, die Einsamkeit, erlebt den Begriff „Atlantischer Ozean". Die Wogen, die am weitesten sprangen, haben ihre Rekordleistung markiert, indem sie die mitgebrachten Girlanden von Tang an die Auffallstellen legten, und nun verläuft parallel zu den beweglichen Zacken des Meeres noch eine Kontur aus aufgeschwemmtem, schleimigem Schilf. Innerhalb dieser beiden Wellenlinien gleitet man wie auf einem Läufer zwischen den Elementen, kein Steinchen, kein Muschelchen, kein Schaumknollen blieb,

bloß dünner, hingehauchter, feuchter Sand. Ein Schritt nach rechts, von wo Zungen aus Wasser lockend den Fuß streicheln, „komm“ — und man ist nicht mehr, niemand weiß, wohin man verschwand. Niemand? Zwei Menschen erscheinen, die Pariserin, die blauschwarz-dunkeläugig-elfenbeinfarbene Frau, die schöne Frau aus Trouville. Sie hat die Gesellschaft verlassen, das Spiel und den Tanz, sie sucht die Natur ... Ihr Gatte, oder ist es ihr Freund, begleitet sie, vier, fünf Schritte entfernt, als Schutz, nicht um sie zu stören. Vorüber schwebt sie, so nahe, man spürt ihren Duft, aber ihre Augen streifen den einsamen Bewunderer mit keinem Blick ... Da fällt ihr Täschchen zu Boden, man springt hinzu, reicht es ihr, sie nickt königlich mit ihrer schwarzen Krone und sagt leise: „To čumiš, Egonku, vid'?“ was, aus dem Prager Vorstadttschechisch übertragen, ungefähr bedeutet: „Da guckst du, Egonchen, was?“

„HANDELN MIT ALTE KLEIDER ....“

Man tut gut, beim ersten Besuch der Kleiderbörse, des Café Pollitzer, einige alte Monturen in der Hand zu tragen, um nicht höchst mißtrauisch gemustert zu werden, und in den hinteren Korridor, wo sozusagen der Schranken ist, wage man sich gar nicht, denn trotz der über den Arm gelegten Garderobe ist man Außenseiter. Es schadet nichts, ein Außenseiter zu sein, im Gegenteil es nützt, wenn nicht beim Verkaufsabschluß, so doch beim Anknüpfen von Geschäftsbeziehungen.

Dunst lagert unter den niedrigen Wölbungen des Lokals, dessen eine Ecke als Küche eingerichtet ist, Menschen stehen umher, den Hut auf dem Kopf und diskurieren lebhaft. Bevor man sich gesetzt hat, bevor man seinen „Schwarzen“ bestellt, sind Figuren herangehuscht, haben einen Kreis formiert, halten den Ankömmling an einem Knopf des Rockes fest, den er anhat, oder an einem der Uniformbluse, die, kragenabwärts, auf dem Unterarm hängt. Einige befingerln stoffprüfend seine Hose.

Die Gestikulationen der Gestalten, die man vorher nur gesehen, werden also fühlbar, und allmählich materialisieren sich sogar Physiognomien. Aber Mimik und Gebärdenspiel geben wenig Aufschluß. Wer kann sagen, ob jener Mann, der die Qualität der angebotenen Ware mit mißbilligendem Kopfschütteln negiert, solches nicht bloß deshalb tut, um die Ansprüche des Verkäufers hinabzuschrauben, ob nicht gerade er innerlich am entzücktesten über den Stoff ist und den höchsten Preis nennen wird? Ist sein Antagonist, der den offerierten Rucksack mit hochgezogenen Augenbrauen bewundernd mißt, ein Gurgelabschneider, der nichts bezahlt?

Man erkläre, bloß mit Meisterschitz verhandeln zu wollen, mit dem Mann, der seinen Namen nannte: „Ich heiße Meisterschitz.“ Warum gerade mit ihm? Weil man froh sein muß, sich in dieser herandrängenden Flut von Bewerbern an einem Namen verankern zu können. Darum tue man, als ob der Vorsatz, ausschließlich mit Meisterschitz in Geschäftsverbindung zu treten, seit langem gefaßt, sozusagen ein Wunschtraum aus der Jugendzeit sei.

O weh, nun ist man dem Herrn Meisterschitz mit Haut und Haar, mit Schafwolle und Baumwolle verfallen. Die dunkelblaue Paradebluse, in der Helene dich so gerne sah, bevor sie dich ohne sie noch lieber sah, die dunkelblaue Paradebluse — nein, sie gefällt dem Herrn Meisterschitz bedeutend weniger als sie Helene gefiel. Vergeblich, darauf hinzuweisen, daß sie fast gar nicht getragen wurde, vergeblich, den feinen Kammgarn, Brünner Ware, zu loben. Der Käufer gibt es zu, alles schön und gut, gewiß, aber ich bitt' Sie, wer braucht schon heutzutage eine dunkle Offiziersbluse, wer gibt für so etwas Geld aus, und es ist komplett unmöglich, einen Rock daraus zu machen.

Diesen Argumenten kann man sich nicht verschließen. Dagegen ist es nicht verwehrt, dem Gegner die Frage vorzulegen, wozu er die Bluse denn überhaupt erstehen will. Daß er sie erstehen will, ist evident, und seine Skepsis soll nur den Preis drücken. „Weshalb wollen Sie die Bluse, Herr Meisterschitz, wenn Sie nichts mit ihr anzufangen wissen?“ — „Na, es kann vorkommen, tommer doch, daß jemand ein blaues Sakko hat und eine Weste dazu braucht. Aus der Bluse da“ (welch ein verächtlicher Seitenblick trifft mein schönstes Uniformstück!) „könnt' man zur Not“ (der Tonfall drückt aus, daß es schon äußerste Not sein müßte) „ein Gilet zurechtschneidern.“

Das lasse man sich von Herrn Meisterschitz nicht einreden. Der wird doch kein Kleidungsstück daraufhin kaufen, weil zufällig einmal jemand ein blaues Sakko besitzen könnte und zufällig keine Weste und zufällig doch eine haben möchte, und zufällig gerade zu Meisterschitz kommt, zu einem von tausend Wiener Trödlern! Steige man ihm nur auf die Kappen, und vielleicht wird er eingestehen, daß er die Blusen an Mützenmacher liefert, die daraus Kappen schneiden. Aber mehr als zehn Kronen ist

Meisterschitz, wie er schwört, nicht imstande, zu bezahlen, so wahr er lebt, für beide Blusen zusammen zehn Kronen, weil nämlich die dunkelblaue effektiv nichts wert ist, hingegen die feldgraue noch hundertmal weniger. Ist sie doch eine „umgehaute" Bluse, aus einer ärarischen verfertigt, also Staatseigentum, und die kann ihm die Polizei mir nichts dir nichts konfiszieren. „Erst vor ein paar Tagen hat mir die Streifung stante pede um zweihundert Kronen Ware weggenommen, da, in dem offenen Kaffeehaus, hab' ich das nötig? Ich kauf' solche Sachen überhaupt nicht mehr." Er hat das gewiß nicht nötig und kauft solche Sachen überhaupt nicht mehr, und gibt zehn Kronen für die zwei Blusen.

Die schwarzen Beinkleider erzielen höhere Preise, denn die werden nicht zu Gilets zerschnitten, nicht zu Mützen, das Ärar hat kein Anrecht auf sie, und man kann sie tragen wie sie sind. „Man kann sie tragen wie sie sind?" lacht Herr Meisterschitz, „sehr gut! Und die Passepoiles?" Er rechnet aus, was die Beseitigung der Borte kostet — ein bürgerliches Vermögen, wer hätte das gedacht, man ist erstaunt, läßt sich's aber durchaus nicht anmerken, sondern lächelt ironisch und erhält dann dreißig Kronen. Für den Rucksack zehn.

Nun ist man ohne Sachwert, allein, kein Mensch kümmert sich um einen, selbst Meisterschitz ist im Nebel des Lokals verschwunden. Jetzt erst liest man die Tafel an der Wand: „Handeln mit alte Kleider ist in den Lokal strengstens verboten." Also hat man ein Verbot überschritten, ehe man es kannte, und fürchtet, nachträglich die Gefahr abschätzend, das Ende des Reiters über den Bodensee zu nehmen. Allmählich aber besinnt man sich, draußen vor dem Café andere Inschriften gesehen zu haben und erkennt, daß sie nicht so wörtlich genommen werden wollen. Zum Beispiel: „Hier liegen alle Wiener Tagesblätter auf." Wo? Nur zwei oder drei leere Zeitungsrahmen hängen an den Haken, von keiner Zeitung eine Spur, wer hätte auch Muße zu lesen? Jeder kommt mit Kleidern, Wäschestücken, setzt sich gar nicht, tritt zu Gleichgesinnten. Frauen haben große Pelerinen, unter denen Pakete und Markttaschen sind, manche bringen zusammengebundene Schuhe, Stiefel, Galoschen mit, einer trägt so viele Hüte in der

Hand, daß er damit nicht nur durch das ganze Land kommen müßte, sondern durch ganz Europa.

Eine Dame, brav, ernst, mit englischem Schnurrbart, gibt einem sommersprossigen Jüngling Kopfstücke und Ohrfeigen rechts und links, daß es kracht. Antecipando. Erst nachher möchte sie von ihrem Sohn erfahren, weshalb sie ihn geschlagen hat. Kreischend wiederholt sie immerfort: „Was du verkauft hast, will ich wissen!" Quart. — „Nichts, Mutter, so soll ich leben . . ." Er duckt sich. — „Kaffee bist du trinken gegangen?!" Prim. „Ausgerechnet hierher?!" Terz. „Das ganze Lager schleppst du mir weg, du Ganeff." Rückschneidpatsch.

Ein Gast tritt ein und ruft, noch bevor er die Tür hinter sich offen gelassen hat, ins Lokal: „Zwei Zickeln!" Man halte das und ähnliche Ausrufe nicht für Worte der Begrüßung, sie sind es nicht, sondern Ankündigungen dessen, was man zu verkaufen hat. Der letzte eben: zwei Zickeln. Er zieht sie aus einem Sack, sie sind tot, aber Fleisch und Fell finden angeregte Beurteiler.

Im Korridor ist Wäschemarkt. Leintücher werden mit Armen und mit der Elle gemessen, Taschentücher zwischen Fingern abgetastet, Damenhöschen gegen das Licht gehoben, Nachthemden von oben und unten angeschaut, nein, dieses Kaffeehaus gleicht nicht allen anderen Kaffeehäusern der Leopoldstadt, ein Greis läßt einen Ballen von seinem Rücken auf den Fußboden fallen und breitet den Inhalt aus, zehn verschlissene, schwarzblau gestreifte Fußballhemden mit einem Kricketabzeichen, ein durchlöcherter Sweater und Käppis, die Gäste wenden sich ab von diesen Fetzen, sic transit gloria mundi, ein Männchen im Astrachanmantel kommt, die Ärmel reichen weit über seine Hände, der Saum schleppt, der kleine Mann will aber den großen Pelz auch gar nicht behalten, er zieht ihn aus, streckt ihn in die Höhe, bis zu der Tafel „Handeln mit alte Kleider ist in den Lokal s t r e n g s t e n s verboten", und ein Ring begutachtender Hände schließt sich um das Objekt.

ZÜRCHER ZUCHTHAUS

Der Weg dorthin

Um so mehr, als es wegen seiner Anlage, seiner Organisation und seiner Erfolge (beinahe keine Rückfälligen!) in der kriminalistischen Welt bekannt,

um so mehr, als der Justizchef der Züricher Regierung gleichzeitig Zeitungswesen an der Universität lehrt, also ein Mann der Öffentlichkeit,

um so mehr, als über diese Landschaft ein freigebiger Himmel gebreitet ist, — —

um so mehr darf man wohl hoffen, hier weniger von jenem fürchterlichen Grauen befallen zu werden, unter dessen Bann jeder Zuchthausbesucher steht, der daran denkt, was Jahre im menschlichen Leben bedeuten, daß all unser Wissen von den treibenden Kräften gleich Null ist, daß es auch ein Verbrechen am Verbrecher gibt.

Im Eisenbahnzug fahren Touristen, die vom Rigi sprechen und vom Pilatus (vom Berg selbstverständlich, nicht von jenem Richter, der zum Tode verurteilte und seine Hände in Unschuld wusch), und sich freuen, in zwei Stunden in Sankt Gallen zu sein. Man steigt in Regensdorf aus, der große Bau links abseits der Bauernhäuschen ist hell, nur steht unfreundlich in seiner Architektur ein breites Eisentor und über dem Portal die Aufschrift: „Kantonale Strafanstalt.“

Ein Verkehrsturm im Zuchthaus

Das Gebäude ist in Kreuzform errichtet, panoptisch, jeder der vier Kreuzflügel vom Mittelpunkt aus genau zu überblicken. Einer

dient der Verwaltung, der Kirche und den Bädern, in den drei anderen leben die Sträflinge in Arbeitsräumen, in Tagzellen, wenn sie Einzelhaft haben, und in Nachtzellen. Vier Stockwerke haben die Zellenflügel, und jeden Schritt, den man auf diesen Galerien macht, sieht der Mann in der Mitte. Der ist auf seinen Turm hingestellt, wie der Verkehrspolizist auf dem Potsdamer Platz in Berlin. Eine eiserne Fachwerksäule von achteckiger Grundform, zweieinhalb Meter im Durchmesser ragt als Postament über die Etagen empor und trägt die Plattform. Von dort lugt der Kontrolleur auf das Gewimmel rechts und links und vorne, er lugt in jede Sekunde der vielen hundert Lebensläufe, die sich hier jahrelang, lebenslänglich begeben. Er ist allein und doch kein einzelner, ein Fingerdruck, und Sukkurs ist da: auf der Tischplatte vor ihm sind Alarmwerke und Telephone nach den Direktions- und Verwaltungsräumen, nach den Arbeitssälen, den Pförtnern und den Angestelltenwohnungen innerhalb und außerhalb der Anstalt, und von abends bis morgens auch die Umschaltestation für den externen Telephonverkehr. Selbst wenn der Sträfling bei Nacht in seiner Zelle liegt, endlich entronnen dem Blick auf dem Semaphor, nur ein Weg bleibt ihm, Hilfe zu suchen, sobald ihn Krampf oder Krankheit packt: er kann die Notglocke ziehen, und die Nummer seines Kerkers springt auf dem Läutewerk des Turmes empor, vor den beiden strengen Augen, die um die Nöte seines Tages wissen und nun auch die Qualen seiner Nacht erfahren.

Leben der Gefangenen

Es gab hier schon Bestände von dreihundertfünfzig Sträflingen, und für noch mehr haben die Kreuzgewölbe Platz. Jetzt sind es zweihundertachtzig; die bedingte Verurteilung, die Ausweisung von Ausländern und Kantonsfremden nach abgebüßter Haft und vor allem das Ende des Krieges, der auch in der Schweiz die „Militärverbrecher“ überhand nehmen ließ, haben die Frequenz vermindert. In der Züricher Anstalt besteht das irische System, nach welchem der Eingelieferte zuerst in die erste Klasse eingereiht wird, darin etwa ein Drittel seiner Zeit verbleibt: isoliert muß er arbeiten und schlafen, niemanden bekommt er zu Ge-

sicht, außer den Wärter, der die Zelle betritt, oder den Werkmeister. Rückt er in die zweite Klasse auf, arbeitet er in den Gemeinschaftswerkstätten, schläft und ißt aber allein. Alle zwei Monate kann er einen Brief absenden und einen Verwandtenbesuch empfangen — noch trauriger ist der Inhaftat der ersten Stufe daran, der jedes Vierteljahr bloß einmal besucht werden und bloß einen Brief schreiben darf. Bei klagloser Aufführung verbringt er das letzte Drittel in der Probeklasse, die vielfach landwirtschaftliche Arbeit leistet; nun sind ihm allmonatlich ein Besuch und ein Brief erlaubt, und auf dem Acker kann er vielleicht in unbeaufsichtigtem Moment ein Wörtchen mit dem Mitgefangenen wechseln — sonst lastet das Schweigeverbot durch die langen Jahre der Haft auf allen ... Stummer als die Trappisten, denn nicht einmal deren „Memento mori" darf über die Lippen! gehen die Sträflinge jahrein, jahraus an Schicksalsgenossen vorüber, wortlos arbeiten sie in der gleichen Werkstätte die gleichen Dinge zehn schwere Stunden des Tages, ohne zu sprechen wandeln sie miteinander tagtäglich eine halbe Stunde im Spazierhof, und allein lesen oder dösen sie in der Zelle, bis es viertel neun schlägt, Hosen und Schuhe vor die Tür gehängt und die Pritschen heruntergeklappt werden, das Licht erlöscht und sie schlafen dürfen.

Am Sonntag in der Kirche sitzen sie auf Stühlen, von denen jeder rechts und links durch ein mit Schnappschloß versehenes Türchen versperrt ist, zur Halshöhe reichen die Wände, der Sträfling sieht nur den Pastor auf der Kanzel. Zum Gottesdienst, der evangelisch ist, müssen Sonntags alle, seien sie auch Katholiken, Juden oder Mohammedaner. Auf fromme Einkehr legt man Wert: der Neuankömmling erhält Bibel und Gesangbuch in seine Zelle, sowie ein Buch zum Lesen, das nach vierzehn Tagen ausgetauscht wird.

Bilder aus den Arbeitsstätten

Achtzehn Gewerbe werden in der Züricher Anstalt ausgeübt, und jeder Arbeitssaal bietet Anlaß zu seltsamen Assoziationen: in der Schneiderei machen struppige, in plumpen Zwillich gekleidete Männer elegante Anzüge nach neuestem Schnitt, an die

Wand geklebt sind Bilder der Mode, nach der sie arbeiten und deren Anwendung sie niemals sehen; in der Druckerei stehen sie am Setzkasten, ohne „freie Jünger der schwarzen Kunst" zu sein, oder sie bedienen die drei Schnellpressen — die Presse ist frei; in der Korbflechterei sitzen Gestalten mit bedrohlichen Blicken, sie schwingen scharfgeschliffene Riesenmesser, um dem Blumenbehälter ornamentale Gleichförmigkeit zu geben, und weben Matten für Damenfüßchen, an Haken hängen Stricke und Seile, lang genug, einen Flüchtling vom Dach der venetianischen Bleikammern zum Canal grande hinabzulassen; in der Schmiede arbeiten alte Einbrecher an sicheren Schlössern und schmieden und feilen Ketten; in der Bäckerei kneten sie Berge von Teig, und bekommen außer dem Tee oder der Suppe mit Kartoffeln und Gemüse bloß fünfhundert Gramm Brot pro Tag; in den Galerien stehen viele, viele Särge, die, in der Schreinerei gearbeitet, nun prunkvoller Adjustierung harren, für reiche Bürger. Hundertzweiundzwanzig Hektar umfaßt der Ackerbaubetrieb, weit weg von den Mauern des Zuchthauses, in das die unfreiwilligen Landarbeiter abends wieder heimkehren. Auf dem Dach der Anstalt wird eine Reparatur ausgeführt, Sträflinge besorgen das; in der Tischlerwerkstatt hat ein mechanisch begabter Häftling das Modell einer Guillotine konstruiert, es wird hier aufbewahrt mitsamt dem Miniaturkarren, der die Aufnahme der Leiche veranschaulicht — nach diesem Muster hat der Kanton Schaffhausen seine Hinrichtungsmaschine herstellen lassen.

In der Weiberabteilung,

einem eigenen Gebäude, von der Männeranstalt durch eine hohe Innenmauer getrennt, wird für alle Insassen gekocht und gewaschen, das Hauptgewerbe ist die Wäschenäherei; an einer Nähmaschine sitzt ein schwarzes Mädchen mit kurzgeschnittenem Haar — der einzige Bubikopf, den ich bisher an einer Schweizerin gesehen. Sonst sind es meist grauhaarige, abgehärmte Greisinnen, die an den Kochkesseln und an den Wäschetrögen des Weiberstrafhauses ihr Tagewerk verrichten.

Wie die Arbeit bezahlt und ausbezahlt wird

Fünf Prozent vom Arbeitsverdienst erhalten Sträflinge der ersten Klasse, die der zweiten sechs bis zehn Prozent, die der dritten zwölf Prozent; im vorigen Jahre betrug der Arbeitsverdienst 24000 Franken. Dem Häftling teilt der Werkmeister mit, wie groß sein Anteil ist, der zu vier Prozent verzinst, aber erst bei der Entlassung ausbezahlt wird. Viele verdienen bloß siebenundzwanzig Rappen (zwanzig Pfennig) täglich, manche, zumeist Herrenschneider, kommen auf anderthalb Franken, also etwa eine Mark zwanzig Pfennig pro Arbeitstag. Wer die Anstalt verläßt, kann von seinem Lohn Anzug und Schuhe kaufen, hat er aber zu wenig Geld erarbeitet, so bezahlt die Kleider der Schutzaufsichtsverein; jeder muß mindestens fünfundzwanzig Franken in der Tasche haben, wenn er in die Freiheit geht. Draußen hat er sich zunächst beim Inspektor des Vereins zu melden, der verpflichtet ist, für erste Unterkunft zu sorgen und ihm eine Stellung zu suchen. Stirbt ein Sträfling während der Haft, fällt sein Arbeitsverdienst der Allgemeinen Sparkasse zu, aus der Prothesen, Bruchbänder und Brillen für die gekauft werden, die derer bedürfen.

Lebenslängliche

Drei Monate sind das geringste Ausmaß, mit dem man hierher eingeliefert wird, die meisten aber haben reichlicher bemessene Strafen abzusitzen. In der Weiberabteilung sind von achtundzwanzig Sträflingen nicht weniger als fünf lebenslängliche — ein erschreckend großer Prozentsatz, um so erschreckender, da im Kanton Zürich für Kindesmord an Neugeborenen nur zwei bis drei Jahre verhängt werden. (Todesstrafe gibt es im Kanton überhaupt nicht.) Zwei dieser Frauen sind Komplizen, sie haben in Gemeinschaft mit einer dritten, die inzwischen verstorben ist, die Gattin des Straßenbahnschaffners Karli in dessen Auftrag im Jahre 1911 vergiftet. Zwei andere haben ihre Gatten gleichfalls durch Gift getötet, die fünfte erschlug ihr erwachsenes Kind.

Von den zweihundertzweiundfünfzig Männern sind acht bis an ihr Lebensende hierher verdammt, für Taten aus grauenhaft-

menschlichen Motiven begangen, von denen sich der Autor der „Züricher Novellen" nichts träumen ließ. Der eine hat einen Mann mit Einverständnis von dessen Frau erstochen, um sie heiraten zu können; zehn Jahre lebte er dann mit ihr in normaler Ehe, bis sie ihn eines Tages, aus Wut über schlechte Behandlung, dem Gericht anzeigte. Er wurde zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt, die Frau wegen Gehilfenschaft zu fünf Jahren — sie ist seit sieben Jahren frei und besucht ihn wieder, den Mann, der um ihretwillen gemordet hat und den sie für immer in den Kerker brachte. — Drei der Lebenslänglichen haben 1921 gemeinsam einen Raubmord an dem Besitzer des Automatencafés in der Züricher Bahnhofstraße verübt. — Zwei sind Einbrecher mit nachfolgendem Totschlag, sie sind bei Diebstählen (Repischthal und Zürcherberg) von dem jeweiligen Hausinhaber überrascht worden und haben diesen getötet. — Ein Vagant namens Jureczek aus der Slowakei ist schon vierzehn Jahre hier, im Horgen am Züricher See hat er einem schlafenden Handwerksburschen das Felleisen zu entwenden versucht, als der erwachte, dem Räuber an die Gurgel sprang, schlug ihn Jureczek mit einem Stock auf den Kopf, und der Junge blieb tot liegen. — Einen Doppelmörder beherbergt die Anstalt: in Hinwyl unter Diebstahlsverdacht festgenommen, erschoß er den Polizisten und dessen Frau.

Jeder Lebenslängliche darf nach zwölf Jahren einwandfreier Führung um seine Begnadigung beim Obersten Rat der Eidgenossenschaft einkommen. Doch nicht einmal nach fünfzehn Jahren pflegt einem solchen Gesuch die Bewilligung zu folgen; sie sind streng, die Schweizer Bürger, und glauben an ihr Recht, zu strafen. Und das Züricher Gefängnis ist ihnen ohnedies zu human. Zu human! Stumm leben, nicht rauchen, kärglich essen und gegen kärglichen Lohn jahrein, jahraus zehn Stunden täglich robotten, monatelang keinen Brief und keinen Besuch sehen, nichts von den so nahen weißen Alpen und den hellblauen Seen — das ist zu human!

DIE GIFTSCHRÄNKE
DER DEUTSCHEN BÜCHEREI

Benachbart jenem Saal der bibliophilen Kostbarkeiten, in dem die Deutsche Bücherei ihre pflichtgemäße Sammeltätigkeit zu ästhetischer Wertung steigert, sich vom Stapelplatz bedruckten Papiers zu einer Walhalla des Buchgewerbes erhebend, benachbart jener Schaustellung der schönen Bücher ist das Versteck der häßlichen Bücher, ist die verfemte Literatur gesichtet und verzeichnet: Karthotek der verbotenen Druckschriften.

Denn auch die Beschaffung und Aufbewahrung der nach § 41 StGB. unbrauchbar zu machenden Presseerzeugnisse, der durch die Militärbehörden beschlagnahmten, aus dem Handel zurückgezogenen oder auf Wunsch der Verfasser und Verleger geheimzuhaltenden Werke, gehört zu den vielen Obliegenheiten der Deutschen Bücherei in Leipzig. Sie wendet sich mit der Bitte um Überlassung derartig abgetriebener, totgeborener oder umgebrachter Exemplare an alle Regierungen, und diese willfahren im allgemeinen dem Wunsch, sei es aus eigenem Verständnis für den Wert eines solchen Anatomisch-pathologischen Museums der Literatur, sei es auf Grund der Unterstützung, die die Sächsische Staatsregierung dem Gesuch auf diplomatischem Wege angedeihen läßt, sei es, weil die Deutsche Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Bilder, Schriften und Inserate in Berlin (Telegrammadresse: „Polunbi“) und ihre Filialen froh sind, etwas von ihren Beständen loszuwerden.

Übrigens ist nicht alles lebensgefährlich, was die Giftkammer beherbergt, so zum Beispiel die vertraulichen Mitteilungen diverser Organisationen, Betriebsnachrichten, Studentische Zeitschriften privater Natur („Intime S.C.-Nachrichten“, Kneipzeitungen und „Kommersblätter“) und ähnliche Manuskriptdrucke, deren Deponierungszweck sozusagen im Futurum praeteritum liegt: es wird nach Jahren wertvoll sein, sie beizeiten angesammelt zu haben, da

auf diesen Tummelplätzen kleiner Zirkel erfahrungsgemäß die künftigen Größen ihre ersten Gehversuche machten. Der brave Wilhelm Raabe muß sich gar mit seinen Gesammelten Werken in der Zelle der Verfemten sehen! Daß er nichts dafür kann, ist eben der Grund dieser Verdammung: die Ausgabe erschien ohne seine und seines rechtmäßigen Verlegers Einwilligung, und alle unbefugten Nachdrucke werden urheberrechtlich verfolgt, die Exemplare aus dem Buchhandel gezogen, vernichtet und nur eines — zu ewigem Gedächtnis — der Deutschen Bücherei überantwortet.

„Nicht verleihbar!" steht auf jedem Zettel, deren Gesamtheit den deutschen Index seit 1913 bildet, und fast immer auch Namen von Autor und Drucker, obwohl diese nur selten im Exemplar angegeben sind — staatsanwaltschaftliche Recherchen haben es an den Tag gebracht und der Deutschen Bücherei gemeldet. Zwei Hauptgebiete lassen sich in dieser klandestynen Bibliothek unterscheiden: Politik und Erotik, und innerhalb jeder der beiden Gruppen zwei Kategorien: Schundliteratur und wissenschaftliche Forschung.

Die politischen Schriften hängen naturgemäß zumeist mit dem Weltkrieg und der Revolution zusammen. Aus dem Krieg sind pazifistische Vorschläge vorhanden, die als streng geheime Privatdrucke von politischen Persönlichkeiten an den Kaiser, die Regierung und die Oberste Heeresleitung abgingen, und schon 1914 oder 1915 dartun sollten, daß ein Friedensschluß notwendig sei, da Deutschland einen Krieg gegen die ganze Welt aus wirtschaftlichen und militärischen Gründen verlieren müsse. Ihnen stehen annexionistische Immediatanträge gegenüber, darunter der einer schlesischen Adelsgruppe vom Herbst 1918, Deutschland möge nicht bloß von Belgien, sondern auch von einigen anderen Staaten definitiven Besitz ergreifen. Ungeheuer ist die Menge der illegalen spartakistischen Flugschriften, besonders aus den Tagen der Novemberrevolution und der Märzaktion von 1921. Selbst nie erschienene Bücher, beispielsweise die aus dem Druck zurückgezogenen Kriegsmemoiren des Generalstabschefs Moltke, wußte die Deutsche Bücherei zu erlangen.

Die Flut der erotischen Buchproduktion hat die Giftschränke der Deutschen Bücherei überschwemmt und Rückstände hinterlassen. Neben Kunstwerken, wie den beschlagnahmten Mappen des

kühnen Malers George Grosz, den sechzehn Radierungen zur Erbsünde — einer erotischen Schöpfungsgeschichte von Walter Klemm — neben Blättern von Rembrandt, Peter Fendi, Nepomuk Geiger, Beardsley, Klimt und Kainer, neben deutschen Übersetzungen von Verlaine, Gautier, Musset, Huysmans und Baudelaire, neben den Zeitschriften „Die Opale" und „Der Amethyst", neben Franz Blei und Franz Blei, neben gelehrten Untersuchungen, wie den „Anthropophiteia"-Bänden von Professor S. Krauss oder kulturhistorischen Originaldenkmälern wie dem indischen Liebeslehrbuch „Kamasutram", gibt es spekulative und pornographische Zustutzungen des Aretino und des Boccaccio, des Casanova und des Faublas, des Marquis de Sade und des Herrn von Sacher-Masoch, illustrierte Privatdrucke von Goethes „Tagebuch"-Ballade und Schillers erotischen Hymnen, lithographierte Hefte mit nahezu tausend Strophen zum „Wirtshaus an der Lahn" (es ist erstaunlich, was Frau Wirtin alles hat!), die apokryphen Selbstbiographien von Sängerinnen, Tänzerinnen, Masseusen, Klavierlehrerinnen, Kammerzofen (die Octave Mirbeausche mußte sich vielerlei Bearbeitungen gefallen lassen) und Kontrollmädchen, von denen „Josefine Mutzenbacher" aus Wien die am häufigsten aufgelegte ist, ganze Serien „Salonbibliothek", „Schlafzimmergeheimnisse", „Bücher der Leidenschaft", „Bibliothek moderner Erotik", uralte saudumme Cochonnerien, welche dennoch (oder deshalb) immer wieder ihren Spekulanten finden, „Indiskretionen eines Hotelbettes", „Aufzeichnungen der Witwe Nimmersatt", „Lesbische Pensionate", „Mysterien der Insel Lesbos", „Flagellantinnen im Kloster", „Der strenge Rektor der Mädchenschule", „Mit Stock und Peitsche" und ähnliche Hilfsmittel impotenter Phantasie, Komplizen der geistigen Vergewaltigung.

Allzu tief ist die Hölle nicht, die das letzte Jahrdutzend geschaufelt hat, lange nicht so tief wie jene Hölle der Bibliothèque nationale, deren Abgründe Guillaume Apollinaire karthographierte. Und dabei sind diese deutschen Bücher und Büchlein des Leipziger Orkus nicht einmal alle in Deutschland gedruckt, viele kommen aus der Schweiz, aus Budapest, aus Amerika, und man ersieht, daß das verbotene Buch dort am üppigsten wuchert, wo die strengste Zensur den Dünger liefert.

POLIZEIAKTEN DES BAUMGARTEN

Er liegt dezemberlich da; was noch vor kurzem Blumenbeet war, ist jetzt Glatze, was vor kurzem als Gehölz emporragte, ist ein Bündel impotenter Stöcke, was noch vor kurzem lauschige Ecken waren, sind jetzt verdächtige Schlupfwinkel. Schwärmer gibt es, die behaupten, ein winterlicher Park habe etwas besonders Schönes an sich. Jedoch, hart an der Stadt gelegen, ist ein Park nicht einmal im Frühjahr wirkliche Natur, mag er auch noch so groß sein, noch so müde Weidenzweige haben und noch so strahlende Rosen und noch so alte Bäume. Nein, er ist von der Großstadt infiziert, wovor ihn keine exterritoriale Behandlung schützen kann; ob er nun Bois de Boulogne heißt oder Tiergarten, Prater oder Baumgarten — er kriegt sein Faszikel wie jede andere Lokalität und jedes andere Individuum. Im Prager Polizeipräsidium liegen diese Akten gegen den Baumgarten, Strafsachen, Frührapporte, Verkehrsvorschriften, Protokolle über verlorene und gefundene Gegenstände, Beschwerden, Anzeigen, Dinge der Liebe und Dinge des Todes, humoristische und tragische, vergilbte und neue.

Höchst aufgeregt ist ein Akt, den anno Domini 1852 der Obersthofmeister Kaiser Ferdinands II., Exzellenz Leopold Graf Thun-Hohenstein an die Polizeidirektion richtet, weil am Sonntag die vor dem Musikpavillon der ersten Restauration aufgestellten Equipagen, Fiaker und Droschken, den Wagen Seiner Majestät b e i n a h e am Vorüberfahren gehindert haben; Polizeidirektor Päumann beeilt sich, für den Wagenverkehr der hohen Herrschaften solche Vorschriften zu erlassen, die dem Wagenverkehr der allerhöchsten Herrschaften förderlich sein sollen. Der Adel fährt hier täglich spazieren, am 1. Mai sogar in Viererzügen, und oft gibt es

Festivitäten, zum Exempel jene rauschende Gedenkfeier, die 1811 Oberst Graf Bentheim seinem Regiment zur Erinnerung an den zwei Jahre vorher erfochtenen Sieg bei Aspern gab; sogar aus der aktenmäßigen Notierung der vorgerückten Nachtstunde und der durch keinerlei „Vorfallenheiten" gestörten, gehobenen Stimmung kann man die Begeisterung des polizeilichen Zaungastes herauslesen. Bäumen sich die Pferde einer Kalesche ein bisserl auf, so meldet es ein k. k. Kommissär und fügt freudestrahlend hinzu: „... die im Fond sitzende Komtesse Henriette Chotek, Erlaucht, kam mit dem bloßen Schrecken davon." Bei Reitunfällen wird bemerkt, daß ein Akazienbaum beschädigt wurde, „doch wird beantragt von Schadenersatz Abstand nehmen zu wollen." — „Se. Hoheit, der Herr Großherzog von Hessen-Kassel, derzeit wohnhaft im Sommerschlößchen Kinskygarten, fährt täglich mit dem bekannten Vier-Falbengespann in umgekehrter Fahrtrichtung über die Méczeri-Serpentine; da die Karosse im Baumgarten nicht hält, kann der Kutscher hieramts nicht verwarnt, bzw. in Strafe genommen werden." (Meldung vom 1. Juni 1867.)

Sonst sind die Behörden des Baumgartens beileibe nicht so hilflos. Wenn ein Aufseher (ein gewöhnlicher Aufseher natürlich, und nicht jener Landesausschußrat, dem der Titel eines „Aufsehers des Bubentscher Parks" ehrenhalber verliehen wird) ein Mädchen attrapiert, das im Rosengarten „zwei Narzissen im Werte von zwanzig Kreuzern" oder „Jasminblüten im Werte von fünfundzwanzig Kreuzern" oder gar „acht Rosenknospen im Werte eines halben Guldens" abgerissen hat, bekommt die Täterin unnachsichtlich achtundvierzig Stunden Arrest aufdiktiert. Die Burschen, die in der Nähe der Kaiserinsel Weidenruten abgerissen haben, werden nach dem Prügelpatent zur Höchststrafe von fünf Tagen verdonnert, weil „im Hinblick auf das bevorstehende Osterfest Gefahr besteht, daß im Baumgarten die Diebstähle von Ostergerten (pomlásky) überhand nehmen könnten". Auch die armen Waaberln (lies: Baben), die am Weg zum Birkenwäldchen, an der Biegung der Promenade die berühmten Bubentscher Kolatschen mit Powidel, Mohn oder Quark, Rosinen und halben Mandeln feilzubieten versuchen, (drei Stück: fünf Kreuzer), kriegen die Polizeihaft zu schmecken, wenn sie nicht eine marktpolizei-

liche Verkaufsbewilligung haben. Einem Manne aus Holleschowitz, der trotz wiederholter Verwarnung an der Überfuhr nach Troja eine Personenwage aufgestellt hat, wird die Wage konfisziert. Wer in den Spargelgarten des kaiserlichen Lustschlosses eindringt, um rote Rüben zu stehlen, der wandert ins Strafgericht, obschon der Kommissär mitleidig bemerkt, „daß Inhaftat arbeitsunfähig ist und nachgewiesenermaßen mit seiner kranken Frau und den beiden kranken Kindern seit zwei Tagen nichts gegessen hat". Mancher schnitt es gern in alle Rinden ein: Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben! Solchen jubelnden Mitteilungsdrang romantischer Gemüter bezeichnen die Akten einfach als Baumfrevel und taxieren ihn mit fünf Gulden oder vierundzwanzig Stunden Arrest. Auch in der Schule kann man dadurch Verdruß haben! „Der siebzehnjährige Schüler Siegfried Polatschek des Staatsgymnasiums Prag-Altstadt wurde heute um sechs Uhr dabei betreten, als er in der Nähe der Landesausstellung in einen Kastanienbaum ein Herz mit den Buchstaben S. P. und A. K. einritzte. Corpus delicti: Taschenmesser mit brauner Hornschale." Ach, hätte er damals seine vier Buchstaben nicht in den Baum gekratzt, sondern sich auf sie gesetzt und für die Matura gelernt, so wäre er wahrscheinlich ein angesehener Advokat geworden, hätte die A. K. geheiratet; so aber ist er ledig und Journalist. Wegen Trunkenheitsexzesses wird fast allmorgendlich irgendeine Gesellschaft vorgeführt, denn es ist üblich, nach durchlumpter Nacht im Fiaker, in der Droschke oder nur in der Dreier-Elektrischen in den Baumgarten hinauszufahren, „um sich auszulüften", welche Prozedur traditionsgemäß unter allerhand Krawallen vollzogen wird. Gegen Exhibitionisten, die bei jungen Mädchen verständnisvollstes Ärgernis erregen und diese zum Weg aufs Kommissariat und zu detaillierten Angaben für das Protokoll veranlassen, gegen Männer, welche Frauen anfallen, gegen Platten, die nächtlicherweile Liebespaare mit materiellen und anderen Erpressungen angehen, werden bei der Polizei Klagen erhoben; mit dem Vermerk „Nachforschungen eingeleitet. Ad acta" wandern sie in die Registratur.

Immer erwischt dagegen werden die Leichen der Selbstmörder. Lebensmüde haben seit jeher mit Vorliebe den Baumgarten auf-

gesucht. Die Schleife der Buschtiehrader Bahn unterhalb der Kunstakademie ist ein besonders beliebter Punkt für jene, die sich unter eine Lokomotive werfen wollen, und im Birkenwäldchen pflegt man sich zu erhängen. Einmal schwingt sich der Polizeirapport aus solchem Anlaß zu makabrem Humor auf: „Es wird bemerkt, daß sich an dem Baum, von welchem der oben beschriebene Leichnam abgeschnitten wurde, seit 12. vorigen Monates bereits drei Personen erhängt haben. Diesbezüglich wird um allfällige Weisungen gebeten.“ Will der Wachinspektor die vorgesetzte Polizeibehörde frozzeln, die besonders im Baumgarten alle Privatangelegenheiten kontrolliert und sich daher auch zutrauen könnte, durch das Fällen der Selbstmörderbirke, Aufstellung eines Postens und dergleichen, dem Tod hier das Handwerk zu legen? Oder glaubt der Inspektor wirklich an die magnetische Kraft dieses tödlichen Baumes, dessen perlmutterne Rinde er nachts im Mondschein an den Leib eines Toten sich schmiegen sah? Ebensogut könnte er annehmen, daß der ganze Park die Lust zum Tode wachrufe; hat er denn nicht selbst das Protokoll geschrieben, demzufolge bei dem Ablassen des Karpfenteiches zwei Leichen am Grunde aufgefunden wurden, von denen laut beiliegendem Lokalbefund des Polizeiarztes, die des Rudolf M. höchstens eine Woche, die der unbekannten Frauensperson etwa drei Monate im Wasser gelegen hat? Über diesen Toten aber schwammen fröhlich die Karpfen und majestätisch die Schwäne und nahmen gnädigst die ihnen von Kindern zugeworfenen Brezeln an. Jetzt sind freilich keine Schwäne mehr da, denn im Kriege verschwanden die Brezeln, und da konnten sie sich nicht mehr ernähren. Und die Karpfen, die immerhin an den Menschenleichen etwas zu essen gehabt hätten, wurden selbst aufgegessen.

Überhaupt hat sich seit dem Kriege vieles geändert. Von den Umzügen der Arbeiter am 1. Mai wird der Polizeirapport kaum mehr melden, daß „die Demonstranten Tafeln mit der Forderung nach gleichem, direktem und allgemeinem Wahlrecht (auch für Landtag und Gemeindevertretungen!) und ähnlichen destruktiven Schlagworten“ trugen; die Jagd, die der Landesausschußbeisitzer Kanonikus Burian alljährlich zum Abschuß der Hasen und wilden Kaninchen veranstaltete, und die „ohne Zwischenfall“ verlief,

ist nicht mehr am Repertoire, der Muster-Schützengraben, der im Baumgarten dem entzückten Hinterland den Komfort der Front vorzauberte und dessen Besucherzahl täglich gemeldet wurde, ist wieder dem europäischen Erdboden gleichgemacht, und auch der stereotype Rapport fehlt seit 1918 in den Akten: „Se. Exzellenz der Herr Statthalter Herr Graf ... haben mit Familie heute im Lustschloß Baumgarten Séjour bezogen.“ In dieser gotischen Ritterburg hat nach dem Umsturz zuerst Minister Staněk gewohnt, dann zog hier die YMCA ein, und jetzt leben Damen darin, die einen höheren Kurs für soziale Fürsorge besuchen. So ändern sich die Zeiten, die Personalien, die Besitzverhältnisse, die Verkehrsvorschriften, die Blumenbeete und die Protokolle.

Nur die Liebe und der Tod bleiben auch im Baumgarten ewig gleich. Der letzte Akt des polizeilichen Baumgartenfaszikels bezieht sich auf einen schreienden Säugling, der von einem Schutzmann auf der Bank bei der Modernen Galerie gefunden wurde. Das Kind hatte nichts bei sich, als einen beschriebenen Zettel: „Auf diese Bank, auf der meine Liebe erblühte, lege ich ihre Frucht.“

SONNTAGSFAHRT DURCH NORDSEELAND

Noch sind die Seen in der Stadt gefroren, nur am nördlichsten Teil von Sorte Dams-Sö ist das Eis geschmolzen, weil hier die Abflußwässer der Gasanstalt münden; tausend Möwen nehmen ein Sitzbad in diesem Wasserstreifen, von tausend Menschen ist die Straße darüber betupft. Fahrräder, Motocycles und Kleinautos in lückenloser Kolonne, der Strandvej, der sich stundenlang fortsetzt, von Kopenhagen bis zum Kattegat, ist voll von ihnen. Der Sund: verrammelt von ineinandergeschobenen, übereinandergeschichteten Eisblöcken. Schnee rundet die Kanten. Landungsbrücken, die sich im Sommer den Jachten und Booten entgegenstrecken, sind eingezogen, damit der Winter sie nicht sprenge. Hinter Hellerup aber baute man heuer eine aus Stein und Stahl, sie sollte dem Eise trotzen — ihre imposanten Trümmer sind noch zu sehen. Der Kristall der Luft verbindet mit dem schwedischen Ufer, den Villen Malmös, den Häusern Landskronas, dem flachgeschnörkelten Rand der Lommabucht. Eine Insel, die Ufer steil aufsteigend wie Festungsmauern, schiebt sich zwischen Schweden und die Fahrt: das ist Hvenn, das Uranienborg Tygo Brahes.

Allzu dicht steht das Spalier von Villen, Schlössern, Hotels, Sanatorien, an ihren Seitenwänden vorbei kann der Passant auf die Meerenge schauen oder Bäume atmen. Frappant ähnlich ist diese Landschaft des hohen Nordens dem Bosporus, der Villenkolonie Böjük-dere, wohin im Sommer die Gesandten aus Konstantinopel übersiedeln. Auch hier, am Öresund, sind noble Villegiaturen. „Hvidöre“ heißt die Villa der Kaiserin Dagmar von Rußland, nicht weit davon das Schloß des Grafen Bernstorff und die Residenz des Bankiers Glückstad, beneidenswerte Menschen,

denen das Glück treu blieb: Dagmar kann froh sein, daß es ihr nicht wie ihrem Sohn erging, dem letzten Zaren, Bernstorff konnte froh sein, daß er nicht wie sein Beschützer, der Kanzler Struensee, geköpft wurde, und Glückstad konnte froh sein, daß er starb, bevor das Fallissement der Landmandsbank vor dem Strafgericht verhandelt wurde. Zahllosen Königsschlössern begegnet man: Charlottenlund, Skodsborg, Eremitage, Sorgenfri, Frederiksborg, Fredenborg, Kronborg, Borg auf Borg!

In den Fischerdörfern bessern Männer und Frauen Netze aus, die sehr schadhaft sein müssen, wenn man noch während des Winters den Sonntag verwendet, sie zurechtzuknüpfen; hinter und neben den kleinen Häuschen von Taarbäck und Lyngby hängen endlose Flächen gekreuzter Stricke zum Trocknen. Die Villen sind noch versperrt, erst in drei, vier Monaten werden sie ganz Kopenhagen aufnehmen, das dann hier wohnt und morgens aus dem Bett in den Öresund steigt; achtzehn Züge schickt die Küstenbahn im Sommer täglich her.

Die Landstraßen sind makadamisiert oder kilometerweit gepflastert, kein Staub, die Markierung verschwenderisch: je hundert Meter werden von einem Stein gekennzeichnet (anderswo würde er als Grabmal dienen), auf jedem tausendsten Meter erhebt sich (sozusagen) ein Monument, nach je siebeneinhalb Kilometern ein Meilenstein (der eher ein Obelisk ist oder eine Siegessäule). So geht es entlang des Buchenforstes und des Meeres, vorbei an Windmühlen und Landhäusern bis hinauf nach Helsingör. Dort ist man an der Spitze der Landzunge, neben sich Kronborg in reichem Barock und leuchtender Patina, über sich den flatternden Danebrog und den hellen Himmel, links die Unendlichkeit des Kattegat und rechts die schmalste Stelle des Sundes: in zehn Minuten wäre man mit dem Motorboot in Schweden, man kann in die Fenster von Helsingborg schauen. Paßvorschriften liegen jedoch dazwischen. Gut, daß wenigstens die Kette abgeschafft ist, die nichtdänischen Schiffen die Durchfahrt verwehrte. Ozeandampfer schwimmen jetzt ungehindert in den Hafen von Helsingör und in den von Kopenhagen. Auch Hamlets Papa spukt kaum mehr auf den Mauern, obwohl ihn Engländer und Engländerinnen suchen, ebenso wie Hamlets Grab.

Durch das Innere des Landes kehrt man heim. Anfangs, wenn die Straße etwas ansteigt, taucht zu linker Hand für einen Augenblick noch ein Streifen des Sundes auf, oder Schiffsschlote, und der Esromsee täuscht eine geraume Strecke lang das Meer vor; aber er ist ein Binnensee, seine Ufer Binnenlandschaft. Windmühlen tragen Zwiebelkuppeln, die Flügel, mit Segeln bespannt, ächzen in der abendlichen Brise. Rote Fassaden der Häuser, vergoldete Stierköpfe auf den Fleischerläden. Eine greise Bäuerin (in Bauschrock, schwarzes dreieckiges Käppi mit Goldborte auf dem Scheitel, Gebetbuch in der Hand) eilt. Aus einem See steigt ein Renaissanceschloß empor, ein Schwelgen in Ornamenten und figuralem Frontenschmuck, bizarre Giebel und Zinnen und Türme: Frederiksborg, ein Palast auf Lagunen. Inmitten von Wäldern läuft der Weg, olivenfarben die Stämme, braungrün das Moos. Dörfer, kleine Städte. Die Schornsteine gehören den Genossenschaften, zu ihrer Molkerei oder ihrem Schlachthaus. Auf alten Bauernhäusern sind Gedenktafeln: hier starb der Folkethingsmand Christian Soundsosen; darunter ein Spruch von Grundtvig. Kirchtürme haben quadratischen Grundriß und hohe Treppengiebel. Die Bauernburschen, die an Gasthausmauern „Klink" spielen, können schwer unterscheiden, ob sie Kopf oder Adler werfen. Kühl wird es und feucht, skandinavischer Abend. Signale der Hupen und Radglocken häufen, die Geschwindigkeiten verlangsamen sich, Kopenhagen fährt heim, vom Sonntagsausflug nach Nordseeland, aus der Natur.

RAUBTIERE FRESSEN

Zeitlich und räumlich ist es noch weit zur Fütterung, und schon hört man das Getöse der Ungeduld, Tiger und Löwen brüllen, Schakale und Wölfe heulen, Jaguare und Leoparden fauchen, das ist die „Stille des Dschungels", dessen unheimlicher Lärm erst beginnt, wenn alles schweigt.

Die Gitterstäbe schwächen der Töne bedrohliche Wirkung, schrecklich aber sind die Gesten der Tiere, die wissen, daß die Stunde ihrer Sättigung naht, ihre Erwartung ist Gier. In der Mitte der Halle steht der Handkarren mit Fleisch. Sie wittern ihn. Ein Tiger, seit langen Jahren hat er eine Höhle im Amurgebiet mit dem ersten Käfig des Berliner Raubtierhauses vertauscht, drückt sich an das Gestänge, starrt hypnotisiert in die Saalmitte. Mit nassem Tuch auf einer Stange kommt der Wärter heran, von außen den Fußboden zu scheuern, denn der soll jetzt Tisch sein; auch unter dem Tiger muß gesäubert werden, Unrat liegt dort, aber „Erich" läßt sich keineswegs beiseite schieben, keinen Stoß verspürt er, rührt sich nicht, ist in die Richtung gebannt, aus der ihm Nahrung kommen muß.

Der Riesenlöwe Leander (laut Visitkarte an seiner Wohnung stammt er aus Rhodesien) ist gerade bei der Nachbarin zu Besuch. Die schaut ihn gar nicht an, von einer Ecke des Zwingers rennt sie zur anderen, manchmal nach rechts, manchmal nach links sich wendend. Leander trottet hinter ihr, die Mähne hart an ihren Hinterteil gedrückt, und dreht sich rechts, wenn die Löwin die Drehung nach rechts macht, links, wenn die Löwin Direktion links nimmt, und wenn sie auf ihrem Rundgang innehält, um zu brüllen, dann bleibt auch er stehen, öffnet den Rachen,

in dem Stalaktiten sind, und brüllt noch zehnmal lauter. Alle Tiere rennen im Kreise umher, immerfort im Kreise, immerfort im Kreise, befallen von Delirium tremens.

Nur ein diskret schwarzweiß gesprenkelter Leopard kauert ruhig an der Stelle, die vom Fleisch und von den Besuchern am entferntesten ist: auf dem höchsten der künstlichen Äste, die den Käfig diagonal durchziehen, in die hintere Ecke der Zelle gelehnt. Er ist der einzige Reglose im ganzen Hause, das vom Fieber umherjagender, schreiender, hungriger Bestien erzittert.

Der Wärter setzt den Speisewagen in Bewegung. „Minderwertiges, aber gesundes Fleisch" liegt darauf, von Rind, Kalb und Pferd, vom Zentralviehhof roh hierhergeliefert. Kein Menschenfleisch, auch kein minderwertiges, nicht einmal ungesundes. Arme Tiere, wie würde es ihnen schmecken! Besser als in der Wildnis, wo sie den Menschen noch nicht kannten, und nicht wußten, daß er ihresgleichen in lebenslänglichen Kerker sperrt und überdies zum Schauobjekt für Kinder und Müßiggänger macht.

Blutige Klumpen, von je fünf Kilo Gewicht, sind auf dem Karren; jedes der großen Raubtiere hat täglich (außer Montag, der fleischlos, für Raubtiere also Fasttag ist) auf zwei solcher Stücke Anspruch. Das wissen sie genau, vom Tiger Erich an, der schon vor dreißig Jahren im Zoologischen Garten seine Lebensstellung antrat, bis zum Löwen Roland, der am 9. November 1921 hier das Licht der Welt erblickte. Wenn der Wärter die erste Portion zwischen die Stäbe zwängt, schlägt der Inhaber des Käfigs Pranken und Zähne in den Bissen, zerrt ihn nach innen und läßt ihn liegen, den zweiten zu erwarten. Der rhodesische Riesenlöwe äugt lüstern nach der Rinderrippe, die sich in das Gitter schiebt, aber er nähert sich dem Happen nicht — er weiß, daß der für die Löwin bestimmt ist, deren irrem Lauf er seit Stunden gefolgt ist, den Rachen an ihren Hintern geschmiegt. Ungestört zieht die Dame, die den Herrscher der Tiere beherrscht (sie heißt „Schensi" und ist in Leipzig geboren), das erste Stück in einen Winkel ihrer Häuslichkeit, der als Speisekammer zu dienen scheint, und holt nun die anderen zehn Pfund ein. Leander jagt nach Hause ins Nachbarzimmer, und hinter ihm senkt der Wärter die Verbindungstür, indem er dem Publikum erklärt: „Sonst

würde sie hineinkommen und ihm alles auffressen." Ach, majestätischer Leander! Der Mensch muß dich schützen vor deiner Leipziger Nachbarin.

Die letzten Illusionen zerstört der Bericht des Wärters. Der sibirische Tiger zum Beispiel, der noch hinter den enggekreuzten Stahlstangen eine grausame Drohung ist, dieser Gigant, der den Eingang des Saales bewacht — ist tuberkulös, hat Darmgeschwüre, und sein rechtes Auge ist erblindet. Er, den man für blutrünstig hält, hat sich nur durch strenge Diät, Milch und Hefe, so weit erholt, daß man ihm Kalbfleisch verordnen konnte. Einstweilen leckt er es bloß ab, er hat keinen Appetit und ist altersschwach; bald wird er den Gnadenschuß bekommen, und wenn er Glück hat, ausgestopft im Museum ausgesetzt sein der Neugierde, wie zu Lebzeiten, oder aber, wenn er Pech hat, als Bettvorleger einer Nobelnutte dienen. Auch die anderen Bestien — mit Ausnahme der Hyänen, die ihre Ration rasant hinunterschlingen — beeilen sich nicht mit dem Fressen, sind sie doch jetzt des Besitzes sicher. Das Silberpuma aus Punta Arena rollt spielerisch die beiden Fleischklumpen mit Tatzen und Schnauze von einer Ecke in die andere und springt ausgelassen umher. Der junge Löwe Roland stellt Posen: er stemmt die Pranke auf die ihm zugeteilten Fetzen eines Pferdeleibes, als ob es der Nacken eines besiegten Feindes wäre, und richtet sich empor, wie ein Mensch vor dem photographischen Apparat. Klein-Roland, wo hast du das her? Frau Schensi aus Leipzig hat nun die zwanzig Pfund Rindfleisch in ihrer Vorratskammer geschlichtet und beschnuppert sie fachmännisch.

Der abessinische Leopard, jener mit dem diskret schwarzweiß gefleckten Fell, läßt sogar seine Menage an der Stelle liegen, wohin der Wärter sie geschoben hat. Noch immer sitzt er auf dem Baumstamm in der hinteren Ecke, dem lauten, widerlichen Treiben dieser Welt abgewendet ...

Es dauert lange, ehe die Tiere zu fressen beginnen. Dann knacken ungeheure Knochen mit adäquatem Lärm auseinander, und der Größe der Rachen entspricht die Vernehmlichkeit des Schmatzens. Im Kotter der Dingos, australischer Windhunde, schauen drei Weibchen (eine Mutter und zwei Töchter) neidisch

dem Männchen zu, das fast alle vier Menus verspeist. Manchmal nähert sich eine, um auch etwas zu schnappen, doch wenn das Dingomännchen drohend die Schnauze öffnet, weicht die Vorwitzige erschreckt zurück. Sie fürchten ihn — aber sie fürchten vor allem: seine Neigung zu verlieren, denn er ist mit allen dreien verheiratet.

Um vier Uhr hat die Fütterung begonnen, erst gegen sechs sind die Fleichstücke verschwunden, die von den hungrigen Raubtierrachen und den hungrigen Raubtiermagen in einem Augenblick verschlungen werden könnten. Frisches Wasser läuft in die Tröge, und die Bestien saufen, räkeln sich faul auf der Erde oder geben sich ungeniert ihren Liebesspielen hin. Der schwarzweiß gefleckte Leopard aus Abessinien hat eine Leopardin in seinem Käfig. Sie hat bereits ihre Mahlzeit verzehrt, die des Männchens liegt noch unberührt da. Oben auf dem Baumstamm kauert er, streift das lebende Menschenfleisch und das tote Rindfleisch mit keinem Blick. Wird ihm das Weibchen sein Nachtmahl nicht wegnehmen? „Warum frißt er nicht?“ fragen Besorgte den Wärter. „Ach, der? Der ist erst drei Monate hier — er hat noch nicht einmal einen Namen. Ganz scheu ist er, frißt nur bei Nacht, trinkt nur bei Nacht und liebt nur bei Nacht. Aber“, fügt der Wärter zuversichtlich hinzu, „er wird sich schon ändern.“

Dieser Leopard scheint das einzige anständige Wesen im weiten Umkreis zu sein, inmitten einer Welt, wo Löwen Pantoffelhelden und Löwinnen sächsische Hausfrauen sind, wo der Roland zum Poseur und der Dingo zum Haustyrann wird, wo der Tiger von Tuberkulose befallen wird und Milch trinkt, wo sich Raubtiere bei ihrem Fraß von Journalisten beobachten lassen müssen und bei ihrer Liebe von neugierigen Berlinerinnen! Mit welcher Verachtung der Leopard da oben sitzt, er zeigt nicht Gier, nicht Geilheit, und hat sich in Berlin noch nicht einmal einen Namen gemacht!

Aber er wird, man kann der Prophezeiung glauben, sich schon ändern!

BÖHMISCHES DORF IN BERLIN

Die weißen Porzellanbuchstaben auf der Fensterscheibe des Gasthauses sagen „Inhaber Willibald Spazier". Spazier ist ein Name, der eigentümlich klingt, selbst hier, wo auf Straßentafeln und Häuserschildern meist Namen stehen, die nichts weniger als berlinisch klingen. „Paloucek" heißt der Platz am Ende der Kirchstraße, in der die bethlehemitische Kapelle der Böhmischen Brüdergemeinde steht, durch die Jansastraße geht man, durch die Bartastraße, Liberda-, Benda-, Niemetz- oder die Wanzlikstraße, durch den Stadtbezirk 11, Neukölln, der den Kelch im Wappen führt und dessen Ämter derzeit folgendermaßen verteilt sind: „Vorsteher: Rentier Schlossareck, Schudomastraße 51; Schiedsmann: Kaufmann Albert Maresch; Waisenrat: Landwirt Albert Motil; Postamt Nr. 5, Ecke Johannes-Huß-Straße und Böhmische Straße." Ist das Berlin? Ungepflastert ist die Kirchstraße und führt, ein beinahe deplaziertes Idyll, zwischen Scheunenfronten und Gartenzäunen, hinter denen ebenerdige Dorfhäuser typisch böhmischen Charakters Bauern sudetischer Herkunft gehören, dem Duschek und dem Christek und dem Radnick und dem Stierschick und dem Schmarar und dem Przygoda und dem Sponar und dem Rossum und dem Zoufal. Aber aus diesem exterritorialen Landschaftsbild tretend, ist man vor einem Denkmal, breitspurig, in brauner Bronze, steht Friedrich Wilhelm I., der Begründer des preußischen Militarismus, auf dem Postament. Ist er hierhergestellt, den ortsansässigen Fremden eindringlich zu sagen, daß man in einer Stadt Preußens ist, trotz dieser Fata Morgana eines böhmischen Dorfes? Nein. Auf der Rückseite ist in Erz gegossen zu lesen, wer dies Monument aufgerichtet hat: „Die

dankbaren Nachkommen der hier aufgenommenen Böhmen.“ Das Seitenrelief stellt eine Gruppe aus dem Zug der Emigranten dar, die, vom unerbittlichen Habsburg verfolgt, die Heimat um des Glaubens willen verließen: mit beladenem Karren und schwerem Ranzen schleppt sich eine Familie ihres Weges, die Mutter, den Säugling so liebevoll-ängstlich an die Brust gelegt, wie der Greis, dem der Bildner einen Comeniusbart gegeben hat, die Kralitzer Bibel unter den Arm preßt — das tschechische Wort des Evangeliums. Die andere Seite des Denkmals zeigt im Relief einige Dächer über spärlichen Buden; darunter die Inschrift „Rixdorf 1747“. Das soll besagen: Ja, ihr nahmt uns auf, da wir elend von Haus und Hof mußten (Relief 1), aber kümmerlich sah die Gegend damals aus, wo wir uns als Kolonisten niederließen (Relief 2), und blickt umher, wie der Ort heute dasteht! Neukölln, das einstige Rixdorf, ist der größte Vorort Berlins, rangiert unter den zwanzig volkreichsten, modernsten Großstädten Deutschlands.

Ein zweites Denkmal ist da, ein ganz neues; im Garten der Brüderkirche, wo noch hussitische Choräle bei festlichem Gottesdienst erklingen, ein Obelisk zum Andenken an Söhne der Brüdergemeinde, die für Deutschland im Kriege gefallen sind, „Paul Maresch, Walter Sponar, Gustav Maresch, Paul Wanzlik ...“ Sie starben an der Marne, an der Somme, am Chemin des Dames, vielleicht im Kampf gegen tschechische Legionäre, die Mareš, der Šponář, der Venclík ...

Das sind die Namen, denen man überall begegnet, zwischen alten deutschen, manchmal ist auf Firmenschildern dem tschechischen Familiennamen die deutsche Übersetzung beigefügt, „Emanuel Lischka, genannt Fuchs“ oder „Johann Amos Wesseli, genannt Lustig“. Jener Gasthausbesitzer Willibald Spazier ist eines Auswanderers Enkel, der auf den viel weniger seltenen Namen „Procházka“ gehört hat. Die „Feinbäckerei Friedrich Bescheiden“ dürfte ein weniger feiner, aber desto biederer Bäcker namens Pokorný begründet haben, und die vielen Noacks hier schreiben sich gewiß von den alten Nováks her. Die Rixdorfer Böhmen sprechen heute nicht mehr tschechisch, doch ist es verwunderlich, wie lange sie in dieser nivellierenden Umwelt um die Wahrung ihres Volkscharakters bemüht waren. Wenn man beim Pfarrer sitzt, in Schrif-

ten und Akten blätternd, stößt man auf Belege für dieses Bestreben. Kaum, daß die über Gerlachsdorf und Kottbus eingelangten Emigranten hier auf den Feldern der Mark Brandenburg ihr Dach über dem Kopfe hatten, waren sie schon bemüht, ihre eigene Schule zu besitzen, Schulgebäude und Lehrer, und de dato 9. März 1750 wird ihnen vom Königlich preußischen Departement für geistliche Affären der Schulplatz zugewiesen, „bald vorn in Rixdorf, ein Keil Landes, einem Triangel gleich, welcher rechter Hand an das freie Feld, linker Hand an den Hof des Bauern Rittmann anstoßet und 94 Strich breit und 140 Strich lang". Auch zwanzig Stämme Bauholz werden ihnen zum Schulbau bewilligt. Und nun beginnen nationale Schulkämpfe, die bis ins letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts dauern. Die Schulgemeinde Deutsch-Rixdorf beschwert sich nämlich mehr als einmal, daß nicht nur deutsche Eltern aus Böhmisch-Rixdorf, sondern auch deutsche Eltern aus Deutsch-Rixdorf ihre Kinder in die böhmische Schule von Böhmisch-Rixdorf schicken, und sie bittet die Königliche Regierung, solchem geneigtest einen Riegel vorschieben zu wollen. Die Regierung in Potsdam verfügt jedoch, es bleibe den Eltern der beiden Rixdörfer freigestellt, in welcher Schule der zwei Nachbargemeinden sie ihre Kinder unterrichten lassen wollen.

Die Heimat fanden sie nicht wieder, aber was sie in dem fremden, dem deutschen Lande, fanden, war Freiheit ihres Glaubens und Gerechtigkeit. Wenn wir in den Akten von Landeszuweisungen in Rixdorf an böhmische Bauernsöhne lesen, die auf preußischer Seite im Siebenjährigen Kriege gestritten hatten, so können wir in ihnen freiwillige Kämpfer gegen das verhaßte Habsburgergeschlecht sehen, das katholisch zu sein vorgab, indem es fromme Andersgläubige mit fanatischem Haß und beispielloser Unerbittlichkeit verfolgte und marterte. Der Bombardier Johannes Wiskotschill, dem Friedrich II. Anno 1750 fünfzig Strich Grund und Boden in Böhmisch-Rixdorf anweist, ist nach dem Kriege, so viele gute Kameraden er im Feldzuge gefunden haben mag, von neuem ein Böhme unter seinesgleichen. Seine Kinder, seine Enkel auch. Sie werden auf dem alten Kirchhof am Kirchenplatz begraben, wo Hunderte alter tschechischer Grabsteine sind. Aber nach 1871 kommt der riesige Aufschwung Berlins, die Baugründe

in und bei Berlin steigen ums Tausendfache im Wert, und was die brutalste Persekution in der Heimat nicht vermocht hatte, und was die innigste Nachbarschaft in der Fremde nicht vermocht hatte, und was die Kriegskameradschaft und die Liebe und die Jahrhunderte nicht vermocht hatten, vollbringt bei vielen die Lockung des Geldes. Mancher Emigrantensproß verkauft sein Haus, mancher stellt die Übersetzung seines Namens zuerst neben diesen, läßt dann den ursprünglichen weg, einige übersiedeln ins elegantere Berlin, ins Tiergartenviertel oder auf den Kurfürstendamm, oder werden zu Bayrischen Viertelkavalieren, und mancher geht dort als feiner Herr Spazier spazieren, der einst ein schlichter Procházka war. Und wenn in einer Sektdiele oder einer Nobelbar oder einer Likörstube irgendein Chauvinist um die Morgenstunde bei der Musikkapelle das „Heil dir im Siegerkranz" bestellt und von Revanchekrieg und Vorherrschaft seiner Edelrasse faselt, so muß man diesen Herrn Unbescheiden gut darauf ansehen, ob sich nicht vielleicht noch sein Vater Herr Bescheiden nannte und sein Ahne vor Gott und Menschen Pokorný gewesen ist.

LENINS MÖBLIERTES ZIMMER

Die Spiegelgasse buckelt sich aufwärts und seitwärts, sie ist eng, daß selbst ein Handkarren nicht durchfahren könnte, und wenn sie auch anfangs Miene macht, den Züricher Berg zu erklimmen, so muß sie doch dieses Beginnen auf halbem Wege aufgeben und sich wieder senken, ohne den Fenstern ihrer Häuschen eine Aussicht auf die Wellen des Limmat, auf die kristallene Unendlichkeit des Sees und die blaugrünen Bergwälder zu gewähren. Hier wohnen keine Touristen, keine Vergnügungsreisenden, hier sind kleine Handwerker und Arbeiter ansässig, hier hat Wladimir Iljitsch Uljanow gelebt, in Sozialistenkreisen unter dem Namen Lenin bekannt, von den Fraktionsgenossen verehrt, von den Anderen wegen seiner Konsequenz und Konzessionslosigkeit belächelt — ein Mathematiker der Utopie, ein Narr, der Details für eine Diktatur des Proletariats ausrechnete, als ob die Romanows gewillt seien, sich ihres seit Jahrhunderten ererbten Thrones wegen dieser Berechnungen eines Exilierten zu entäußern und den Kreml zu verlassen, damit dort der Untermieter eines Züricher Flickschusters einziehen könne ...

Ja, Herr T. Kammerer ist ein Flickschuster; ich habe seine Bekanntschaft gemacht, indem ich seinen Laden in der Spiegelgasse aufsuchte, um meine Stiefel ausbessern zu lassen. Nachdem er die Arbeit mit achtzig Rappen bewertet hatte, zog ich die Schuhe aus, er stülpte sie über den Leisten, und das Gespräch konnte nun leicht auf den Mieter gelenkt werden, der anderthalb Jahre, von Anfang 1916 bis zum April 1917, bei ihm logiert hat, im Hause neben der Schusterwerkstätte, Spiegelgasse 14, oben im zweiten Stock. Meister Kammerer hat die Wohnung zum Mai-

termin 1917 gekündigt und ist in die Culmannstraße übergesiedelt, wo er für Herrn und Frau Uljanow gleichfalls ein Zimmerchen reservierte.

„Es ist leider nicht dazu gekommen," erklärt der Schuhmacher, „am 8. April 1917 hat mir Herr Uljanow mitgeteilt, daß er gleich abreisen muß. Ich hab' ihm geantwortet: ‚Das Zimmer ist doch bis zum 1. Mai bezahlt, warum wollen Sie jetzt schon weg?' Er hat dringend in Rußland zu tun, sagte er mir darauf. Na, ich hab' den Kopf geschüttelt, denn daß jemand die Miete für einen halben Monat verfallen läßt, noch dazu, wenn man kein überflüssiges Geld hat, wie Herr Uljanow, ist sehr komisch, das müssen Sie doch selbst zugeben. Was er für ein Mieter war, der Herr Uljanow? Mein Gott, ich war zufrieden mit ihm, achtundzwanzig Franken hat er monatlich für das Zimmer bezahlt, das war genug im Krieg, heute würde es mehr kosten, fünfunddreißig bis vierzig Franken mindestens, und er hat uns nicht viel zu schaffen gegeben. Küchenbenutzung war ausgemacht, Frau Uljanow hat gekocht, meistens Eier, soviel Pfeffer hat sie darauf gestreut, und Tee haben sie immer getrunken. Herr Uljanow hat den ganzen lieben Tag am Tisch gesessen, Bücher gelesen und Zeitungen und bis spät in die Nacht hinein geschrieben. Jesus, hat der Briefe und Zeitungen bekommen! Sehen Sie, dieser Winkel war täglich voll, und Herr Uljanow hat sie geholt, damit der Postbote nicht so oft die Treppen steigen muß."

Der Winkel ist die Ecke eines Regals gleich neben der Tür, eine Reihe alter Pappkartons mit der Aufschrift „Bottines" liegt unten, und darüber ist Raum genug, Briefe und Berichte von Gorki, von Bucharin, von Sinowjew, von Rosa Luxemburg, von Tschitscherin und Radek aufzunehmen.

„Manche Briefe waren an ‚Lenin' adressiert, und ich hab' die Frau Uljanow gefragt, wieso das kommt, da hat sie mir erklärt, ‚wir sind russische Flüchtlinge, und das ist ein angenommener Namen' — ‚gut,' hab' ich gesagt, ‚das geht mich nichts an, Sie sind beim Meldeamt eingetragen, alles andere kümmert mich nicht'."

Herr Kammerer sitzt auf dem Schemel und hämmert auf den Absatz meines Stiefels, sein jüngster Sohn hockt, mit der Ahle hantierend, neben ihm. „Wie sie weggezogen sind, Herr Uljanow

und seine Frau, hab' ich eine Unmenge von Schriften und Zeitungen verbrannt, einen ganzen Berg, ich konnt's ja nicht in die neue Wohnung mitnehmen, und daß er ein so großes Tier in Rußland wird, hätte ich nie gedacht, das schwöre ich Ihnen. Zum Abschied habe ich ihm Glück gewünscht und ihm gesagt: ‚Hoffentlich werden Sie in Rußland nicht so viel arbeiten müssen wie hier, Herr Uljanow!' Da hat er nachdenklich geantwortet, ‚ich glaube, Herr Kammerer, ich werde in Petersburg noch mehr Arbeit haben'. — ‚Na, na,' hab' ich darauf gemeint, ‚mehr schreiben als hier können Sie ja gar nicht. Werden Sie denn gleich ein Zimmer finden in Rußland, dort soll doch große Wohnungsnot sein?' — ‚Ein Zimmer krieg' ich jedenfalls,' hat der Herr Uljanow zu mir gesprochen, ‚aber ob es so still sein wird, wie bei Ihnen, Herr Kammerer, das weiß ich noch nicht.' Dann ist er halt weggefahren."

Herr Kammerer klopft, zur Bekräftigung dieses von seinem Mieter erhaltenen Lobes, mit dem Hammer auf den Flicken, der meinen Stiefel zieren wird, nimmt das Geld entgegen, und während ich die Schuhe anziehe, zeigt er auf das Nachbarhaus: „Da oben das Fenster, dort hat Herr Uljanow sein Zimmer gehabt. Der Tapezierer Stocker wohnt jetzt drinnen."

Abgebröckelter Mörtel kennzeichnet die Fassade, ebenerdig ist eine Gastwirtschaft „Zum Jakobsbrunnen", die Holztreppe steil — schon mehr Leiter als Stiege. Frau Stocker führt mich in die Kammer, die Herr Kammerer an Lenin vermietet hatte. Ganz niedrig ist das Zimmerchen, man kann den Arm nicht hochstrecken, ohne die flache Decke zu berühren, drei Meter breit, kaum vier, fünf Meter lang, rechts an der Tür ein eiserner Ofen, dessen Rohr durch das ganze Zimmer geht, in der Holzverkleidung der Mauer neben dem Fenster eine eingelassene Kommode. Das Doppelbett und die vielen Heiligenbilder an den Wänden sind Eigentum der neuen Mieter, doch die Anordnung der Möbel dürfte auch früher nicht wesentlich anders gewesen sein. Dort, wo jetzt der Tisch ist, muß, denn sonst ist kein Platz da, immer ein Tisch gestanden haben, in dieser dumpfigen Armeleutestube für achtundzwanzig Franken Monatsmiete, der Tisch, an dem ein Flüchtling im trüben Licht der engen Gasse saß.

DIE GEHEIMNISSE DES SALONS GOLDSCHMIED

Soweit die Akten reichen, beschäftigen sie sich mit der unerlaubten Liebe, seit eh und je wollte die hohe Obrigkeit strenger sein als Gott, der Adam und Eva ohne priesterlichen Segen und ohne Standesamt zusammenleben ließ, immer war ein hochwohlweiser Magistrat bemüht, die Erbsünde aus der Welt zu schaffen, die Gott geschickt hat. Hunderte der vergilbten Pergamente im Prager Stadtarchiv erzählen vom Kampf gegen die Prostitution, Bewilligungen und Verbote wechseln, Schließung und Öffnung von Freudenhäusern, Bestrafungen und Verwarnungen.

Militius von Kremsier, ein Vorläufer des Johannes Hus und der Heilsarmee, konzentrierte die Prager Dirnen in einem Heim „Jerusalem" auf der Altstadt, sie zu bekehren. 1483, im Stiftungsdokument des Rejczekschen Studentenkonvikts, wird den Kollegiaten mit der Relegation gedroht, wenn sie fürderhin „amasirum vel meretricum" besuchen sollten. Die öffentlichen Häuser trugen einen Hahn als Wappen, und „Hahnpaß", „Hahnbeiß" oder tschechisch „Hampejs" nannte man sie. Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts wird ihre Sperrung verfügt, in der Polizeiordnung des Jahres 1527 weist man den Zehentmeister an, darauf zu achten, daß kein Gastwirt leichtfertigen Frauenspersonen Unterkunft gebe. Die Prostitution geht auf die Straße, und Historiograph Lomnicky beklagt sich, man könne in Prag die Dirnen von anständigen Frauen nicht unterscheiden, während zum Beispiel in den pfälzischen und schweizerischen Städten Huren, Juden und Henker durch einen gelben Fleck an den Kleidern kenntlich seien.

Überdies gibt es, dem Verbot zum Trotz, ganze Ansiedlungen von Huldinnen, vorerst außerhalb der Stadt, hinter dem Baumgarten, hinter den Koschiřer Weinbergen und in Smichow, oft werden die Mädchen vom Stadtrichter ausgehoben und am Strick nach Prag geführt; die Bürgerfrauen, die zufällig vorübergehen, mustern neugierig, die würdigen Ehemänner mit versteckt

lüsternem und ostentativ verächtlichem Blick die angebundenen Arrestantinnen. Der Koschiřer Gemeindeangehörige Johann Pulpit, gegen den die Anzeige vorliegt (Prager Stadtarchiv, fol. 122), daß er 1581 dem Stadtrichter mit dem Schwerte nacheilte, ihm die am Halfter geführte Buhlerin zu entreißen, selbiger Johann Pulpit aus Koschiř, ist ein romantischer Held, wenn nicht gar ein Revolutionär. Sympathischer ist er jedenfalls als die Masseuse Susanna des Altstädter Königsbads, die Wenzels IV. Majestät in einem Kahn vor den Aufrührern rettete, wofür die Zunft der Badehuren als ehrlich erklärt ward und einen Eisvogel als Wappen erhielt.

Seit langem waren im Weichbilde Prags gleichfalls verrufene Häuser entstanden, ein Akt des Landtagsarchivs vom Jahre 1518 befaßt sich mit dem unsittlichen Gewinn, um dessentwillen es so weit gekommen sei, daß es in Prag „kaum ein Haus gibt, in dem nicht solche verdächtige Frauenspersonen zu finden seien." Trotzdem haben die Inwohnerinnen eine öffentliche Mission, Vollstreckerinnen der bürgerlichen Moral zu sein: sie holen gefallene Mädchen und sündige Witfrauen (falls selbige an ihrer Familie keinen Schutz finden) aus deren Heim ab, stecken ihnen einen Strohzopf an und führen sie — den Verlust der Ehre auf Kupferschüsseln austrommelnd — in das Frauenhaus als neue Kollegin ein; manchmal setzen sich die derart Eskortierten mit Messern zur Wehr und entweichen. Gegen zwei Juden wird 1547 Klage erhoben: die standen vor dem Dobřichovskyschen Hause und lockten Männer zu einem Mädchen namens Anička, das sie durch Wegnahme der Kleider an der Flucht gehindert hatten.

Als schlimmste Kupplerin von Prag wird anno 1587 eine gewisse Knobloschek genannt: sie prügelt ihre Dirnen, nimmt ihnen alle Einnahmen weg, läßt ihnen nicht einmal das übliche Viertel des Liebeslohnes und hält sie, indem sie ihnen die Gewänder verschließt, bei sich fest. Halbnackt stürzen die Ärmsten einmal auf die Straße und wehklagen, daß es „in diesem Hause ärger ist, als im höllischen Feuer". Zur Strafe für solche Untaten wird die Hurenmutter (Johannes Hus bezeichnet in seiner „Postille" die Inhaberin dieses Amtes mit dem deutschen Wort „Hoffart", das Volk nannte sie „Harapanice") im erwähnten Jahr ertränkt.

Rudolfs II. Prager Hofhaltung und die vielen Fremden bringen die Prostitution zur Blüte, die Buhldirnen werden jetzt auch in den Akten „Damen“ genannt, und ein Kaufvertrag ist uns erhalten, laut dem „das hochgeborene Fräulein Magdalena Minkwitzow von Minkwitz“ um vier Dukaten von einer Kupplerin an die andere als Dame veräußert wird.

Vom „Mäuseloch“ auf dem Frantischek, der Kupplerin Alena gehörig, vom „Teppich“, vom „Königshof“ bei der Zeltnergasse und von mehreren Häusern an den Stadtmauern und Stadttoren ist Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Kriminalprotokollen die Rede. An der Stelle, wo heute die Nikolanderrealschule steht, war das Haus des Tobias Nejedly, von dem ein Gerichtszeuge aussagt, „daß es in ganz Prag kein Haus gibt, wohin die Gäste wegen solcher Ungebühr kommen, als wie sie hier beim Nejedly herrscht“; aber nicht deshalb kam Tobias Nejedly vor Gericht, sondern weil er eines Abends den Herren von Wartenberg und Ritter Vinzenz Žampach das Tor nicht öffnen wollte, und sie beschimpfte, als sie es mit einem Balken aufzusprengen versuchten. Der Adel war von altersher eine gute Kundschaft der Bäder und Kuppeleihäuser, besonders des Nachtlokals „Zur Kanzlei“ in der Gasse Na Slovanech, wohin wohlriechende Mädchen in sauberen Mänteln kamen, und die welschen Höflinge Rudolfi Secundi, ja, sogar ein bayrischer Herzog „Kanzleibesuche“ machten. Einige Aristokraten hielten selbst Bordelle; das schöne Laubenhaus, das der Theinkirche auf dem Ring vorgebaut ist, gehörte dem Herrn von Slawata, der es von einer berüchtigten Kupplerin namens Rachatschek verwalten ließ. Die Terzkys erbten dieses Frauenhaus an der Kirche und lösten es auf; als der Stadtrichter Tischler Mathias die Dirne Polyxena von hier wegführte, rief sie von der Straße ihrer Hauswirtin zu: „Elende, du hast so viel Geld für mich eingeheimst, gib mir wenigstens meine Hemden heraus.“ Ganz öffentlich vollzog sich der Besuch der Lokale. „Leute kehrten bei hellem lichtem Tage ein, vornehme Herren mit goldenen Ketten, Herrschaften, Beamte, Offiziere.“ Die Adeligen ließen ihre Pferde vor dem Tore stehen, Knechte hielten diese, und die Nachbarn beobachteten aus den Fenstern den Betrieb.

Als aus dem Ghetto hinausdurfte wer mochte, und das Ver-

bleiben beinahe ein Zeichen von Armut war, zogen die Freudenhäuser in den dunkelsten Stadtteil, in das „fünfte Viertel Prags". Und mehrten sich. Über den schmalen Eingängen baumelte eine Laterne mit bunten Scheiben, „Salon Nr. . . ." stand darauf, vor den mit schmutzigen Vorhängen bedeckten Fenstern des Erdgeschosses war eine Blechtafel mit der verlockenden Aufschrift „Sodová voda dra Zátky", hinter den Stores lugten geschminkte Frauen im Nachtgewand hervor, lockten durch Klopfen und Winken die männlichen Passanten oder steckten die Zunge heraus, wenn Frauen oder Schulknaben neugierig guckten. Es war eines der seltsamsten Mysterien des an Mysterien wahrlich überreichen Prager Ghettos, daß in den Häusern, in denen die Prostitution so aufdringlich betrieben wurde, Judenfamilien in fanatischer Frömmigkeit und intensivster Zusammengehörigkeit lebten: die dünnen Wände trennten Welten und Weltanschauungen voneinander. Sogar an Synagogen schmiegten sich Kaschemmen, wie zum Beispiel der Salon Dvořak in der Pinkasgasse.

In den Jahren 1900 bis 1905, als Beil und Spitzhacke der alten Judenstadt ein Ende machten, mußten zweiundsechzig „Salons" hier ihre bunten Glastüren schließen, um sie in anderen Gegenden Prags wieder zu öffnen. Im Seminargäßchen, das längs des Klementinums von der Karlsgasse zum Marienplatz führt, im Břetislawgäßchen oberhalb der Welschen Gasse auf der Kleinseite war fast jedes Haus ein öffentliches; auch der bekannte Kunstsammler und „Dreschflegelaktionär" Neumann hatte hier das Parterrelokal seines Hauses einem Bordell eingeräumt, nur um seine Verwandten zu ärgern und von einem Besuch bei ihm abzuhalten. Das gefürchtete Soldatenbeisel „Zur blauen Nudel" auf dem Kleinseitner Klarplatz wurde in zahllosen Marschliedern der Achtundzwanziger besungen. Die Besitzerin des „Salons Kisch", Ziegengasse Cons.-Nr. 826, (später am Zderas) hielt auf Ehre und Reputation und veröffentlichte bei passendem Anlaß in den Zeitungen, sie sei mit dem Schriftsteller E. E. K. weder verwandt noch verschwägert. „Im niedrigsten Bordell Prags" (seine Zimmer waren nur anderthalb Meter hoch) im Borschhofgäßchen, wurde am 19. Januar 1918 ein Raubmord verübt. Das im zweiten Stock von Nr. 965 des Kotzengäßchens gelegene „Hamet" (vor-

mals Brückner und Flaschner) ward durch den Tod eines hohen Beamten berühmt. Nur durch einen labyrinthartigen Gang war „Belgien" zu erreichen, Smichower Burschen verdienten ihren Lebensunterhalt, indem sie Neulingen den Weg wiesen. Leonhardiplatz Nr. 109 im Barockgebäude „Zum blauen Löwen" lebte der „Salon Dessort", wohin Detlev von Liliencron mit Oskar Wiener kam und wo er für seinen „Poggfred" den Vers verfaßte: „Auch saß ich sehr vergnügt im Blauen Löwen, — die Wolken flitzten drüber hin, wie Möwen"; der Salon Dessort vegetierte später in der Fischmarktgasse; als die Räume solideren Zwecken dienstbar gemacht werden sollten, stürzte das Gemäuer ein. In dem beängstigend schmalen Gäßchen „U Vokenice" beim Königshof war das Lokal des Herrn Sekač, der eine seltsame Vorliebe für Napoleon Bonaparte hatte und alle Wände mit dessen Bildern schmückte, so daß seine Wirtschaft unter dem Namen „Napoleon" populär wurde. In der Benediktgasse hielt sich der „Salon Schuha" auch noch nach dem Tode seines Gründers, Herr Koutsky (außerdienstlich schrieb er sich Kaucký und war nicht mit sich identisch) hingegen überlebte die Demolierung seiner beiden Häuser im Saazergäßchen und in der Plattnergasse noch lange, und als er starb, gaben ihm die Geistlichkeit, Vereine in corpore und das Schützenkorps von der Weinberger Kirche aus ein pompöses letztes Geleit.

Das berühmteste oder wenn man will berüchtigteste Etablissement hat den Umsturz nicht lange überdauert: der „Salon Goldschmied" in der Gemsengasse, international unter dem Kosenamen „Gogo" bekannt.

Das „Bürgerliche Haus zum Roten Pfau im Gämsengäßchen, Neuer Nummer 243", das laut Eintragung in den „Zweiten Band der Prager Stadtbücher vom Altstädter Hauptviertel" von seinem Erbauer anno 1804 um viertausend Gulden an Andreas Trägner verkauft worden war, erstand im Kriegsjahre 1866 Herr Emanuel Goldschmied. Er begann daselbst, ohne bei den Behörden um die Befugnis eingekommen zu sein, ein offenes Haus zu führen. Die Ämter, durch Kriegsgefahr und Truppenzusammenziehungen in Anspruch genommen, legten dem feuchtfröhlichen Unternehmen — u. a. wurde dort Wein und Kaffee ausgeschenkt —

keine aktenmäßig nachweisbaren Hindernisse in den Weg. Herr Emanuel Goldschmied, früher Trödler, fuhr nun im Zweispänner, Brillantringe bedeckten seine Finger, er erschien in einem Bankgeschäft, um Hundertpfundnoten zu wechseln, und die Prager Bürger munkelten, im Keller des Goldschmiedschen Hauses sei ein reicher Lord erschlagen und beraubt worden. Man hatte nämlich einige Wochen hindurch in der Mittagsstunde einen Engländer mit grauem Zylinder und Backenbart täglich vor dem Goldschmiedschen Haus in einen Fiaker steigen und binnen einer Stunde (wahrscheinlich nach eingenommener Mahlzeit) zurückkehren gesehen, plötzlich aber war er verschwunden, ohne daß die lebhaft interessierte Nachbarschaft von einer Abreise des Fremden etwas bemerkt hatte. Auf Grund der Gerüchte erschien am 7. Juli 1866 eine Polizeikommission, um der Sache nachzugehen. Man untersuchte vom Dachboden bis zum Keller alle Räume und verhörte Besitzer und Personal auf das eingehendste, fand jedoch keine Spur eines verübten Mordes. Der Engländer hatte tatsächlich dort gewohnt, und war, nachdem er seine Zeche von elfhundert Gulden österreichischer Währung anstandslos beglichen, nach Monatsfrist abgereist. Zweifel der Behörden mußten verstummen, als „Preciosa, recte Anna Kulhánková“, die Favoritin des Fremden während seines Prager Séjours, einen liebesglühenden Dankbrief vorwies, den er ihr erinnerungsschwelgend aus Dresden gesandt hatte, und in dem er baldige Rückkehr versprach. Die Polizeiorgane mögen sich bei diesem Besuch wohl überzeugt haben, daß der Betrieb den langwierigen und kostspieligen Aufenthalt eines Engländers und das Versprechen seiner Wiederkehr rechtfertigte, und Herr Goldschmied erhielt zwar wegen unbefugten Verschleißes von Waren und Ausschanks geistiger Getränke eine Geldstrafe von vierhundert Gulden, aber das nicht in feindseliger Absicht, denn bereits am 1. September 1866 wird ihm das Recht zur Ausübung eines freien Handels nach § 38 der Gewerbeordnung verliehen.

Das größte Geschäft brachte dem jungen Unternehmen der Aufmarsch der Truppen zum Kriege, dann aber ihr Zurückfluten und die Besetzung Prags durch die Preußen. Wie früher die sächsischen und österreichischen Offiziere Stammgäste des Nachtlokals im Gemsengäßchen gewesen waren, wurden es nun die preußi-

schen. Und es ist interessant zu erfahren, welch organisatorischen Einfluß die Preußen auf das keimende Leben dieses Hauses genommen haben: während bisher die Annnahme einer Einladung zum tête-à-tête von dem Geldbetrag abhängig gemacht war, den der Gast dem Mädchen oder dem Inhaber gesprächsweise zugesagt hatte, verlangten die Preußen nunmehr, daß diese „echt österreichische Schlamperei“ abgeschafft und eine Einheitstaxe eingeführt werde. Zunächst wurde ein Betrag von drei Gulden (bzw. ein Taler) festgezetzt. Es war natürlich dem Ermessen des Gastes anheimgestellt, der Dame außerdem ein Geschenk zuzustecken, (am Wiener Kaiserhof wurde dies „Strumpfgeld“ genannt) jedoch sollen die Preußen von diesem Rechte fast niemals Gebrauch gemacht haben, wenn man der alten Blažena glauben darf, die vom ersten bis zum letzten Tag bei Gogo Köchin gewesen ist, in diesen dreiundfünfzig Jahren viel geschaut und viel erlebt und viel Versuchungen an sich herankommen gesehen hat; denen zum Trotz ist sie auch als virgo immatriculata eine virgo immaculata geblieben, und bei ihren ehernen Prinzipien steht zu erwarten, daß sie ihre volle Unschuld draußen bewahrt hat, als sich der Siebzigjährigen die Pforten endlich öffneten, um sich den anderen zu verschließen.

Den Erinnerungen der alten Blažena, Wahrerin der Gogo-Tradition, ist es zu danken, daß der Besuch eines hohen Offiziers im Frauenhaus beim Karolinum nicht in Vergessenheit geriet. So schildert Blažena seinen Eintritt in das Freudenhaus: „Jo, Panečku, er war in Zivil, aber alle haben ihn gleich erkannt — no jo, so ein Kerl, er war so groß wie ein Kandelabr — wissen Sie, die preußischen Offiziere sind aufgesprungen, wie wenn man ihnen die Rockschöße angezündet hätte. Da hat er zu ihnen gesagt — seine Worte hab' ich mir gemerkt, jedes Wort und genau den Ton! — ‚Setzen's Ihne nur wieder, meine Herren‘ — das hat er genau so gesagt, ich erinnere mich sehr gut, aber die Herren sind alle stehen geblieben wie . . .“ (hier gebrauchte Jungfer Blažena einen Vergleich, der nicht wiederzugeben ist). „Und dann hat der General gesagt ‚ich bin ja auch nicht von Holz‘, und nach einer Weile ist er aufs Zimmer gegangen mit der Luise zuerst, und dann ist er wieder heruntergekommen und hat mit der Peptscha

gesprochen, die war ganz außer sich vor Respekt und hat ihm immerfort ‚Herr Oberkommissär' gesagt, und dann ist er mit der Peptscha hinaufgegangen und dann mit der Ophelia — sechsmal war er auf dem Zimmer, und die Offiziere haben die Augen aufgerissen, wie er immer wieder hinaufgegangen ist und heruntergekommen — — schon vom Treppensteigen hätten einem anderen die Beine weh tun müssen! — wir haben ja so hohe Stufen, aber er ist gestiegen, wie wenn er zwanzig Jahre alt wäre — und die Offiziere haben gesagt, ‚der ist wirklich nicht von Holz, der ist ja von Eisen', und alle haben gelacht; am nächsten Tag waren sie wieder bei uns und haben nur vom ‚Eisernen' gesprochen und der Name ist ihm geblieben, aber er ist nicht wieder gekommen. Schade, ein so feiner Gast: sechsmal war er auf dem Zimmer."

Ein als noch ehrenvoller empfundener Besuch war, ein Menschenalter später, der eines Erzherzogs, der als Oberleutnant bei den Lothringer-Dragonern in Brandeis an der Elbe stand und oft nach Prag fuhr. Im Kreise seiner Kameraden im Hotel de Saxe kam er eines Abends um elf Uhr ganz unvermittelt auf die Idee, sich das berühmte Nobelbordell anzusehen; alles beglückwünschte ihn zu diesem Einfall, und man brach auf. Merkwürdigerweise hatte die Polizei jedoch schon um neun Uhr früh davon gewußt, daß um elf Uhr nachts Seine kaiserliche Hoheit den ausgefallenen Vorschlag machen werde, und außer der ärztlichen Untersuchung, die Chefarzt Professor Pečírka im Doktorzimmer bei Gogo an diesem Tage mit unendlicher Genauigkeit vornahm, wurde noch eine besonders hygienische Reinigung aller Lokalitäten durchgeführt. Zwei Detektive musterten jeden Eintretenden mit Inquisitorblicken daraufhin, ob er wirklich nur ein Bordellgast und nicht etwa ein politisch Unzufriedener sei. Um elf Uhr schloß man die Tür des großes Salons — über die Treppe kam eine Gesellschaft von Kavallerieoffizieren mit aufgeschlagenem Mantelkragen. Von da ab wurde die Hansi von den Stammgästen gefrozzelt, sie könne um den Titel einer Kammerlieferantin ansuchen. Herr Klein aber, im Tanzmeisterschritt den Saal inspizierend, bemerkte, der Titel gebühre ihm, denn er habe ja für den hohen Gast die Kammer beigestellt, den mit blauer Seide ausstaffierten Salon im zweiten Stock, der seither das „Prinzenzimmer" hieß.

Die Zahl der hochgestellten Persönlichkeiten, Mitglieder von Regentenhäusern und von Regierungen, der Heerführer, die inkognito hierher auf die „Gemsenjagd" kamen, ist Legion. Während des Weltkrieges, im Jahre 1917, wurden Journalisten der neutralen Staaten, die von einem vom k. u. k. Kriegspressequartier veranstalteten Besuche in den Skoda-Werken über Prag zurückkehrten, nach einem Souper im Hotel „Blauer Stern" zu Gogo geleitet, wo für diese Nacht die strenge Sperrstunde aufgehoben worden war, und man führte ihnen, um ihre Symphatien für die österreichisch-ungarische Monarchie zu wecken, im türkischen Zimmer (erster Stock, links) lebende Bilder vor.

Die Bohême versammelte sich allnächtlich nach Kaffeehausschluß hier, nicht jeder aber besaß den Betrag, der für die Zeche erforderlich war. Eine Tasse Kaffee wurde nicht serviert, sondern nur eine Portion, ein Tablett, worauf die elegante Silberkanne und fünf Porzellantassen standen. Ob nun eine Gesellschaft von fünf Personen oder ein einzelner kam, war gleichgültig, man mußte eine Portion Kaffee bestellen, die vier Kronen kostete. Deshalb versuchte man immer, vier Partner zu gewinnen, und wartete an der Ecke der Eisengasse und des Gemsengäßchens auf bekannte oder fremde Pilger, mit denen man eine freie Interessengemeinschaft schließen konnte. Die Prager Literaten waren mit den Damen des Hauses sehr befreundet; da diese — die Damen nämlich — viel Geld und Zeit hatten, so ließen sie sich Bücher empfehlen und erlangten bald eine größere Bildung als ihre Lehrer, die ja doch zumeist nur Buchtitel, Autor und Verleger kannten. Angela war direkt literaturwütig, und jeder Schriftsteller, der ins Haus kam, mußte in ihrem Stammbuch verewigt sein. Unter anderen fand sich darin die Unterschrift „Christian Morgenstern" unterhalb eines echt morgensternischen Gedichtes:

Palmström bei Gogo

Palmström sucht (gleich anderen vielen)
Wie man, ohne zu verspielen,
Mittels Formel finden könnte,
Wieviel jeder, wenn er wollte —
Angenommen, daß er könnte —
Wieviel jeder zahlen sollte,

Wieviel jeder, wenn er könnte,
Angenommen: daß er wollte,
Wie wenn sollte, wollte, könnte,
Der Kaffee zu zahlen wäre
Pro Person nach Recht und Ehre,
Wenn der, der aufs Zimmer rennte,
Und sich von den andern trennte,
Der nun auszulassen wäre.

Palmström beginnt zu dividieren,
Er versinkt in den Papieren,
Er versinkt in dem Probleme,
Wieviel wohl auf jeden käme
Wenn, — wie oben es notiert.

Während er noch dividiert,
Hat — wohl nur damit er prahlt —
Hat ein anderer bezahlt.
Palmström denkt: es ist genog,
Nimmt sich Hut und Stock und Rock;
Denn nicht an mehr — meint er — käm' es
Auf die Lösung des Problemes.

Eine Spezialität des Lupanars in der Gemsengasse war die ausgezeichnete Musik. Viele Jahre lang spielte Weißmann dort Klavier, der Komponist des populären Walzers „Goldene Jugend" und nachmaliger Freund des Königs von Rumänien. Nach ihm kam Golczewski, der tagsüber in Privathäusern zimperlichen Bürgermädchen Klavierstunden gab, ohne daß der Bruder oder der Vater einer seiner Schülerinnen ihn jemals verraten hätte. Sein Nachfolger war Madl, ein Virtuose.

Der seltsamste aller berühmten Gäste der Maison Goldschmied war entschieden Gustav Mahler. Oft stürmte er um vier Uhr nachts in derangiertem Anzug herein, setzte sich im japanischen Zimmer an das Klavier und begann daselbst, niemals den Eintritt eines Mädchens duldend, bis zum späten Morgen zu phantasieren und zu notieren. Es ist anzunehmen, daß er das Lokal aufsuchte, um daheim durch Spiel und Komposition Familie und Nachbarschaft nicht zu stören. Beim Morgengrauen bezahlte der „Herr Kapellmeister" (so sprach man ihn an, hinter seinem Rücken aber nannte man ihn den „Meschuggenen"), was er nicht getrunken hatte: eine oder zwei Flaschen Sekt oder noch mehr — je nach-

dem, wie vielen Gästen das Betreten des Separés mit dem Hinweis, daß es besetzt sei, verwehrt werden mußte.

Dramatisch war die Peripetie, die sich hier, ja, hier bei Gogo, im Leben des jungen Bierbrauersohnes Alfred Piccaver aus Albany, Staat Newyork, vollzog. Mister Piccaver hatte 1907 eine Europareise unternommen und kam auf der Fahrt zu Frau Jäger-Wltschek in Hallstadt, die während des Engagements ihres Gatten, des Tenors Jäger an der Metropolitan-Oper, die Gesangslehrerin Piccavers gewesen war, nach Prag. Sein einziger Prager Bekannter, der Hopfenlieferant von Piccavers Vater, machte ihn mit einem anderen Bierbrauerssohn bekannt, und die three men on the bummel gerieten auch in die Goldschmiedewerkstätte der Prager Altstadt. Dem Amerikaner gefiel besonders die Mizzi und, vielleicht um ihr Herz zu erobern, sang er zur Begleitung des Herrn Madl die Matinata von Leoncavallo. Fraglich ist, ob Mizzi ebenso hingerissen war, wie ein Gast, der auf den breitschultrigen American zutrat, sich als Opernregisseur Trummer vom Prager Deutschen Landestheater vorstellte, und sehr enttäuscht war, zu erfahren, daß der begabte Sänger ein Industriellensohn sei, den die berüchtigten Gagen Angelo Neumanns schwerlich zur Änderung seines Berufes bewegen würden. Regisseur Trummer lud ihn ein, ihn am nächsten Vormittag im Theater zu besuchen, und Mr. Piccaver versprach, bestimmt zu kommen; kam aber nicht. Dafür war er abends wieder bei Gogo. Anscheinend hatte die Matinata gestern doch großen Eindruck auf die Mizzi gemacht, denn als ihr Sänger eintrat, stürzte sie auf ihn zu und blieb die ganze Nacht an seiner Seite, wie sehr auch andere Freunde sie herbeizulocken versuchten; sie schmiegte sich an ihn, schwur ihm Liebe, bat ihn, sie nicht zu verlassen, nicht fortzufahren. Piccaver begann wieder zu singen; im selben Augenblick tauchten im Türrahmen zwei Männer auf, die bisher im kleinen Separé (dem getäfelten, an den Salon angrenzenden Zimmerchen, dem Frisierzimmer gegenüber) gesessen hatten. Der eine war Opernregisseur Trummer, der andere ein Herr in Pelz und Hut, das Taschentuch vors Gesicht gepreßt. Das Lied war kaum zu Ende, als Regisseur Trummer den Sänger ins Separé bat. Dort wurde Piccaver dem großen Angelo Neumann vorgestellt. Angelo Neumann, der sonst nicht einmal in einem

Kaffeehaus erschien, weil er dies unter seiner Würde fand, Angelo Neumann war hierher — in ein Bordell! — gekommen, denn es handelte sich um seine Passion: die Entdeckung von Talenten. Er bot dem verdutzten Sänger vierhundert Kronen Monatsgage — selbstverständlich bloß für den Anfang, es wird bald mehr sein — und garantierte ihm eine glanzvolle Zukunft. „Junger Mann, ich habe auch Richard Wagner eine glanzvolle Zukunft garantiert und habe mein Wort gehalten. Unterzeichnen Sie diesen Kontrakt auf ein Jahr!" Piccaver unterschrieb, hier bei Gogo, blieb in Prag, blieb bei der Mizzi, die ihn doch gebeten hatte, nicht wegzufahren, und dadurch beigetragen, daß er sich so schnell zum Bleiben verpflichtete. Aber die Mizzi war, ein paar Wochen später erzählte es Trummer in Gegenwart Piccavers lachend und belacht bei Gogo, bestochen gewesen, bestochen vom Regisseur im strikten Auftrage Angelo Neumanns, des genialen Managers der deutschen Bühne.

Die Anekdoten der Berühmtesten sind nicht so berühmt geworden, wie die der Unberühmten. Zwei Freunde unterhielten sich mit zwei jungen Mädchen und gingen dann mit ihnen in deren Zimmer. Oben trennten sich die Paare, nachdem der eine Herr dem anderen als Memento an den Vorstand der dermatologischen Klinik, Hofrat Philipp Pick, zugerufen hatte: „Bei Philippick sehen wir uns wieder!"

Ein polnischer Jude kam in den Salon. Trank seinen Kaffee und wollte von dannen gehen. Man machte ihn aufmerksam, daß es üblich sei, etwas für die Musik zu bezahlen. „Ich bin nicht musikalisch", erwiderte er und verschwand. Seither war für Gäste, die nicht die obligate Krone aufs Klavier legten, die Charakteristik gebräuchlich: Der ist auch nicht musikalisch . . .

Von langweiligen Bällen der Gesellschaft entliefen oftmals alle Herren hierher, wo es lustiger war, und man den Theatervereinsball parodieren konnte: das Mahagoni-Separé war Komité-Zimmer, die Vortanzpaare versammelten sich da, jede Dame nahm einen der Kunstblumensträuße aus den Vasen in die linke Hand, in Saalmitte bildete sich, von einer Schnur umwickelt, die Herreninsel, ordensgeschmückt und würdig erschienen Honoratioren, einzeln mit Namen angekündigt, von Herrn Madl mit Tusch begrüßt,

von einem Rattenschwanz von Balljacheln (an Armschleifen als Komité kenntlich) auf das Sofa hinaufgehoben, die Estrade. Die Klänge der „schönen blauen Donau“ ertönten, die Herren in Frack tanzten mit den dekolletierten Vortanzdamen herein, die die kurzen Röcke wie Schleppen hoben und die Nasen emporreckten, als ob ihr Papa Kommerzialrat sei und sie also ein Recht dazu hätten. Die Jünglinge, die sich hier nicht anders gaben, als wie sie immer waren, und die Mädchen, die etwas persiflierten, was sie nie gesehen hatten — es war ein gelungenes Satyrspiel auf den Dünkel der Gesellschaft, diese Theatervereinsbälle bei Gogo.

Die Stammgäste, die sich derart aufspielen konnten, schauten mit Verachtung auf die ungelenk die gewundene Stiege hinaufstapfenden Outsider. Aber diese Fremden, denen Reseks Winterfahrplan aus der Rocktasche guckte, die ihre Kipfeln in den Kaffee tunkten oder gar mitgebrachtes Schwarzbrot in die Silbertassen brockten, diese Bauerngruppen, die man verhöhnte, waren die besten Gäste. Der glattrasierte dicke Mann zum Beispiel, den einige „Vicar of Wakefield by Goldsmith“ nannten, kam jeden Samstag um neun Uhr abends, blieb mit dem Koffer in der Hand zehn Minuten im Salon stehen, mit tiefem Blick jede der Damen musternd, und verschwand dann mit der Glücklichen seiner Wahl, von der er sich erst Montag, sieben Uhr morgens verabschiedete.

Ein Anderer keuchte schon, bevor er am Fuß der Treppe angelangt war; von dort rief er, so muß wohl das Röhren eines Hirsches klingen, seine Bestellung hinauf: „Jednu tlustou — eine Dicke!“

Es war nicht klug, sich mit den Fremden etwas anzufangen. Eine Gruppe von Kadettoffizierstellvertretern frozzelte eine Gesellschaft, die sich am Nebentisch allerdings plump genug benahm. Da kommt einer der Verspotteten auf die Knaben zu: „Mein Name ist Lurich. Wünscht einer der Herren etwas?“ O nein, bitte, durchaus nicht — wie hätten sie auch etwas wünschen sollen, Lurich war ja, das wußten sie, der stärkste Mann im Ringkämpferensemble, das eben im Théatre-Varieté gastierte.

Herr Goldschmied, der Gründer, hatte sich bald vom Geschäft zurückgezogen, übersiedelte nach Wien, und kaum jemand, der dort im Kunsthistorischen Museum unter Gemälden eine Tafel mit dem Vermerk „Geschenk des Herrn Emanuel Goldschmied“

liest, hat eine Ahnung davon, daß das Geld für die noble Kunstförderung einem Gewerbe zu danken ist, über dem lit. b des § 512 St. G. B. schwebte: „... welche Schanddirnen zur Betreibung ihres unerlaubten Gewerbes bei sich einen ordentlichen Aufenthalt oder sonst einen Unterschlupf geben ..." Allerdings war der Faden, an dem das Damoklesschwert hing, nicht allzu dünn und vom Kassationshof gewoben. Dieser stellte sich auf den Standpunkt, daß der Kuppeleiparagraph auf die Bordellbesitzer keine Anwendung finden könne, indem er den Ton auf das Partikelchen „un" legte; er entschied also sozusagen, daß den „Schanddirnen" bloß zur Betreibung ihres erlaubten Gewerbes Aufenthalt gewährt werde — eine Entscheidung, die vollkommen der Absicht dieses aus dem Jahre 1803 stammenden Gesetzes wider-, aber dem Geiste des Rechtes entsprach, denn es ging nicht an, die Wirte für etwas zu bestrafen, was die Behörden tolerierten und kontrollierten. Und ein anderes Gesetz, das sogenannte Landstreichergesetz vom 24. Mai 1885 gestattete die Reglementierung der Prostitution und damit auch ihre Ausübung.

Nach Goldschmieds Abgang waren Johanna Wittler und Eduard Hajek die Eigentümer; den Betrieb führte Herr Leopold Schifferes, der Neffe der Frau Wittler; und am 4. Mai 1896 wird er als Besitzer des Hauses eingetragen. Er hatte ein armes Mädchen aus unmittelbarer Nachbarschaft geheiratet, die Tochter eines im Gallikloster tätigen Schusters. Die Braut war siebzehn Jahre alt, und hat nie erfahren, welchen Beruf ihr Mann ausübte. Herr Schifferes verkaufte übrigens bald das Haus und etablierte sich in Berlin als Prager Schinken-Importeur; da Podbielski Landwirtschaftsminister wurde und die Einfuhr von Schweinen und Schinken verbot, gründete Herr Schifferes in Weißensee eine Prager Schinkenfabrik mit echt pommerschen Schweinen.

In der Gemsengasse herrschte jetzt Frau Elisabeth Busch. Sie war bereits Besitzerin eines derartigen Unternehmens, von ihrem ersten Gatten, Julius Friedmann ererbt, und inmitten der baufälligen, schmutzigen Judenstadt gelegen, eines dreistöckigen, massiven Trutzbaus an der Kreuzung der Josefstädter Gasse und Rabbinergasse, Hausnummer 95. Der Roman der erfolglos büßenden „Magdalena" Machars, er beginnt und endet in diesem Hause:

An der Ecke zweier krummer Gassen
Steht ein weißgetünchtes Haus;
Um ein ganzes Stockwerk überragt es
Alle anderen Ziegeldächer. Seine Fenster
Sind mit grünen Jalousien dicht verhangen.

Während in der Nachbarschaft Kleinhandel, Feilschen, Elend, Jammer und Frömmigkeit waren, war hier Verschwendung, Genuß, Radau und Übermut, während sich in all den niedern Kammern der Umgebung vielköpfige Pauperfamilien zusammendrängten, räkelten sich hier Adelige und Offiziere auf Ottomanen und Betten. Friedmann, der Besitzer, war zugleich Konfident, Nachrichtenlieferant des Polizeirates Olič und seines getreuen Famulus Lederer, des Detektivinspektors. Wäscherinnen, Handwerker, Friseurinnen, Modistinnen, Nahrungsmittelhändler, kurz alle, die hierher kamen, um Geld zu verdienen, erzählten von den Geheimnissen der dunklen Nachbarwohnungen, von verdächtigem Gut, das der Trödler X. gekauft, verrieten, daß der Dieb Y. seit ein paar Tagen nicht nach Hause gekommen, berichteten, daß die kleine Z. zum Tanz in die Schenke „V kornoutě“ mit goldenen Ohrringen erschienen sei. Aber Friedmann wußte mehr, als die kleinen Diebstähle und Hehlereien seiner Umwelt in der Zigeuner-, der Rabbiner- und der Breiten Gasse! Nicht bloß infolge der Tatsache, daß Verbrecher unmittelbar nach ihrer Tat in Freudenhäuser gehen, um ihren Raub möglichst rasch zu exploitieren, nein, auch Politisches erfuhr er, kamen doch alle Fremden, selbst die polizeilich nicht gemeldeten, in den Salon und sprachen mancherlei. Von dem, was in den verschwiegensten Räumen geflüstert wurde, verlor sich seltener ein Wort, als von den Reden, die ein Politiker mit Stentorstimme von der Rostra schrie. Die Polizei revanchierte sich, indem sie ein Auge des Gesetzes zudrückte, wenn etwas nicht in Ordnung war, wenn sich ein Exzeß der Eifersucht, Hysterie oder Trunksucht ereignete oder ein Selbstmord. So ward es zur Sehnsucht aller Spelunkenwirte, durch Kundschaftsdienste gleichfalls dieses Wohlwollen der Obrigkeit zu erringen, und es entstand einerseits das Mißtrauen der Bevölkerung gegen die Behörde, die man mit den Bordellen verbandelt wußte, während

andererseits das Bündnis einen subjektiven Sklavenzustand herbeiführte, das Gefühl der Schutzlosigkeit bei den Mädchen der Freudenhäuser, eine moderne Form der alten Schuldknechtschaft. Die kleinbürgerlichen Gewerbsleute der Josefstadt verachteten Herrn Friedmann als Bordellbesitzer, respektierten ihn jedoch als großen Auftraggeber, das Lumpenproletariat haßte ihn als Spitzel und grüßte ihn um so devoter, — er war der Mann, der nützen und schaden konnte. Aber das Gerücht, daß auch schon Hausbesitzer gestorben sein sollen, bewahrheitete sich an diesem öffentlichen Hausbesitzer. Seine Frau führte zunächst als Witwe Friedmann, später als Gemahlin des in dieser Branche bestens akkreditierten Dienstmanns Busch (Standplatz: Hotel Schwarzes Roß) das Geschäft weiter. Zur Zeit, da man die Pläne zur Assanierung von Prag V. zu zeichnen anfing, fühlte sie die Axt an ihrem Stamme, sah sich nach einem neuen Laden um und erwarb de dato 28. September 1898 von Herrn Schifferes die Maison Goldschmied. Weil ihr die Behörden die Haltung zweier tolerierter Häuser nicht toleriert hätten, holte Frau Busch ihren Bruder aus Wysotschan, Herrn Josef Klein heran, und der erhielt das gewerbeordnungsgemäße Recht, „zum Handel mit allen im freien Verkehr gestatteten und rücksichtlich des Verschleißes nicht an eine besondere Bewilligung (Konzession) gebundenen Waren“.

Bevor noch der Friedmannsche Stammsitz niedergerissen worden war, wurde das Haus in der Gemsengasse umgebaut und neu eingerichtet. Der Salon bekam neue Spiegel und Beleuchtung durch Bronzevasen auf Konsolen, und verschiedenfarbige Glühlampen, die hinter den Gardinen in Blumenkörben auf dem Fensterbrett standen; die steile Wendeltreppe wurde mit einem Laufteppich belegt, die Nische schmückte man mit einer alabasternen Venus, an deren Stelle zuletzt ein Terrakottanachtwächter trat; das türkische Zimmer erhielt Gobelins, das kleine Separé täfelte man mit Mahagoni. Das Frisierzimmer im ersten Stock, mit der an den Tisch geschmiedeten Handkassa, diente außerdem als Inspektionsraum für Herrn Klein oder den diensthabenden der beiden Söhne, die auf dem Kanapee schliefen, einen großen Hund zu ihren Füßen. „Sultan“ hieß er, wie es sich für einen Harem gehört. In der zweiten Etage waren das gelbe Separé, das blauseidene

Prinzenzimmer, die Doktorstube, wo die sanitätsärztlichen Untersuchungen vorgenommen wurden, und das persische Gemach. Die Separés waren im Parterre, im dritten Stock, *ὀλύμπια δώματ 'ἔχοντες,* lebten die Damen, in acht einfachen Kämmerchen, Arbeits- und Schlafzimmer zugleich, an deren Wänden in Vogelbauern Zeisige, Harzer Roller und Rotkehlchen zwitscherten, gehätschelt und mit Leckerbissen gefüttert. Man empfand es nicht als Störung, wenn die Vögel zu tagschlafender Zeit durcheinander musizierten und nachts in den Separés hörbar wurden, sie waren den kitschig-sentimentalen Mädchen Sinnbilder des eigenen Seins „im Käfig" und ein Gruß der Natur in diesem Reich des Überraffinements, wo „feine Sitte" galt und der schwerste Vorwurf in der Frage lag: „San mir im Wald?" Die Vögel waren die einzigen dauernden Insassen des Hauses, kein Mann wohnte ständig da, selbst der Besitzer nicht, und auch die Mädchen veränderten sich.

Maison Goldschmied stand im intimen Geschäfts- und Austauschverkehr mit gleichrangigen Freudenhäusern anderer Städte. Jedes Lokal bedurfte nämlich eines ziemlich feststehenden Ensembles, in dem alle Rollenfächer besetzt werden mußten. Die Gruppen waren nach Statur, Genre, Naturell, Gesichtsfarbe, Haarfarbe, Nationalität und Bildungsgrad eingeteilt. Was man doppelt hatte oder vielfach, das wechselte man eben aus; mit Maison Frida in der Budapester Magyar-Utca, mit Madame Rosa, Salon Killinger und der Hondl in Wien, mit Fehér in Arad, Maria Pohl in Außig, Schicketanz in Nürnberg, Ibsen in Dresden, Reisinger („Zum blauen Affen") in Leipzig, Hummel in Teplitz, Kraus in Brünn und Elger („Weiße Weste") in Reichenberg.

Zwölf Damen waren der Minimalbestand in der Maison Goldschmied. Die „Tüchtigsten" stiegen in Offiziersrang auf, wurden Wirtschafterinnen und hatten das Anrecht, mit „Sie" angesprochen zu werden; ihnen zahlte man die Zeche. Carmen regierte von 1904 bis 1909 und heiratete dann einen Hotelbesitzer, Valeska, genannt die „Schattenkönigin des Loyola" (1909 bis 1911) bekam eine Stellung als ärztliche Assistentin in Wien, Wilma (1911 bis 1914) wurde während des Krieges von einem Offizier in Triest erschossen, dessen Heiratsanträge sie abgewiesen hatte; Vera (1914 bis 1917) verehelichte sich mit einem Groß-

industriellen, Fritzi (1917 bis 1919) lebt wieder als unschuldiges Mädchen bei ihrem Vater, der Bürgermeister in Thüringen ist.

Nach Beendigung des Krieges tobte der Betätigungsdrang der Reformatoren, der Moralphantasten, der Sexualneidischen und der Neugierigen auch vor den Mauern des Hauses in der Gemsengasse. Der Sittenwächter Prags, Polizeirat Drašner mußte auf seinen Razzien hierher die Abgeordnete Frau Zemin mitnehmen, und die Heilsarmee. Der Salon Gogo bekam salbungsvolle Predigten und donnernde Versammlungsreden zu hören, ohne daß nur eine einzige Seele aus dem Fegefeuer gerettet oder der nationalsozialistischen Partei zugeführt worden wäre, weil die Agitatorinnen — ebensowenig wie fünfhundert Jahre vorher der fromme Militius von Kremsier — ihren Hörerinnen keine sozialen Garantien zu leisten vermochten.

In Prag, wo die Not an Geschäftslokalen und Wohnräumen enorm war, entstanden neue Bars, Weinstuben, Tanzdielen, Kabaretts und andere Wurzlokale in Massen, was man als Zeichen für das Aufblühen der neuen Reichshauptstadt ansah. Überall kostete der Champagner bereits hundertzwanzig Kronen, die Flasche gewöhnlichen Weins vierzig, die Flasche Rheinwein sechzig, nur bei Goldschmied wurden noch die alten Preise eingehoben, für Rheinwein achtundzwanzig, für eine Flasche gewöhnlichen Wein zwanzig Kronen, die „Taxe", die vor dem Krieg zehn Kronen betragen hatte, war auf vierzig erhöht. Aber die Angriffe verstummten nicht, und es hieß, die Behörden hätten Weisung, das Lokal zu sperren. So entschloß sich Herr Jakob Klein zu einem Angstverkauf: per 1. Januar 1920 wurden Gebäude und Inventar mit dem Weinkeller, den beiden Klavieren, den Gobelins, Statuen, Gemälden und Teppichen um 480 000 Kronen an die Wiener Eisenfirma Rudolf Schmidt & Comp. veräußert. Silvester 1919 war die Abschiedsnacht. Die Mädchen packten ihre Sachen und zogen von dannen, Herr Klein ging nach Hause und legte sich nieder, um zu sterben.

Wenn heute jemand nächtlicherweile die Glocke des Hauses Nummer sechs in der Gemsengasse noch so dringend zieht, es wird ihm nicht mehr aufgetan.

Gedruckt im Herbst 1925
in der Spamerschen Buchdruckerei
zu Leipzig

ERICH REISS VERLAG, BERLIN

Aus dem Inhalt von

KISCH
DER RASENDE REPORTER

*

Unter den Obdachlosen von Whitechapel.
Ein Spaziergang auf dem Meeresboden.
Wie der Einbrecher Breitwieser erschossen wurde.
Experiment mit einem hohen Trinkgeld.
Erkundungsflug über Venedig.
Totenfeier in Kopenhagen.
Versteigerung von Castans Panoptikum.
Ada Kaleh — Insel des Islam.
Meine Tätowierungen.
Eine Nacht beim Türmer von St. Stephan.
Elf Totenköpfe auf dem Katheder.
Shipping Exchange.
Das Nest der Kanonenkönige: Essen.
Mit Auswanderern durch Frankreich.
Bombardement und Bazarbrand von Skutari.
Die Hochschule für Taschenspieler.
Bei den Heizern des Riesendampfers.
Referat eines Verbrechers über die Polizeiausstellung.
Nachforschungen nach Dürers Ahnen.
Drei Wochen als Hopfenpflücker.
Stahlwerk in Bochum, vom Hochofen aus gesehen.
Der Raubmord im Hotel Bristol.
Streifzug durch das dunkle London.
Fahrt unter Wasser.
Bürgerkrieg um die Festung Küstrin.
Abenteuerliche Schicksale einer Königskrone.
Wallfahrtsort für Kriegshetzer.
Eines Scharfrichters Lebenslauf.
Dem Golem auf der Spur.
Generalversammlung der deutschen Schwerindustrie.
Das Fuchsloch des Herrn von Balzac.
Buchstabe „n“ und die Weltgeschichte.
Wat koofe ick mir für een Groschen?
Tote Matrosen stehen vor Gericht.
Feldpost nach dem Sturm.
Die Mutter des Mörders und ein Reporter.

Von Egon Erwin Kisch erschien bisher u. a.:

DER MÄDCHENHIRT
Roman. 10. Aufl.
ERICH REISS VERLAG, BERLIN

★

DIE ABENTEUER IN PRAG
10. Aufl.
VERLAG ED. STRACHE, WIEN

★

SOLDAT IM PRAGER KORPS
3. Aufl.
VERLAG DER K. ANDRÉSCHEN BUCHHANDLUNG, PRAG

★

KLASSISCHER JOURNALISMUS
Die Meisterwerke der Zeitung
RUDOLF KAEMMERER VERLAG, BERLIN

★

DER FALL
DES GENERALSTABSCHEFS REDL
(Aktenmäßige Darstellung)
8. Aufl.
VERLAG: DIE SCHMIEDE, BERLIN

★

DIE GESTOHLENE STADT
Komödie
ERICH REISS VERLAG, BERLIN

★

DER RASENDE REPORTER
15. Aufl.
ERICH REISS VERLAG, BERLIN

